REPORTER:INNEN forum

www.reporter-forum.de

Deutscher Reporter:innen-Preis 2022

Die Sieger:innen

REPORTER:INNEN forum

www.reporter-forum.de

Reportage
Alexandra Rojkov, Der SPIEGEL: Der letzte Zeuge **1**

Freier Reporter
Tobias Scharnagl, STERN Crime: Pius, der Wilderer **18**

Investigation
Konstantin von Hammerstein und Matthias Gebauer, Der SPIEGEL: Elf Tage in Kabul – Die abenteuerliche Flucht der Deutschen aus Afghanistan **33**

Essay
Nele Pollatschek, SÜDDEUTSCHE ZEITUNG: Der Preis, den man dafür zahlt, als Jude in Deutschland zu leben **75**

Interview
Thomas Bärnthaler und Patrick Bauer, SZ-Magazin: Das Blut klebt an diesen schönen Spielen **81**

Datenjournalismus
Manuel Daubenberger, Florian Guckelsberger, Marcus Pfeil, Michael Anthony, Jan Schwochow, FIVE TIMES: Was Zwangsarbeit mit deinem T-Shirt zu tun hat **100**

Kulturreportage
Cathrin Schmiegel und Katharina Meyer zu Eppendorf, Die ZEIT: Dieses Kunstwerk soll an die Morde von Hanau erinnern. Die ganze Stadt ist dafür. **101**

Multimedia
Karsten Polke-Majewski, Kai Biermann, Paul Blickle, Annick Ehmann, Dorothea Fiedler, Christian Fuchs, Carla Grefe-Huge, Yassin Musharbash, Andreas Prost, Christina Schmidt, Julian Stahnke, Holger Stark, Julius Tröger, René Wiesenthal, Sascha Venohr, Anna Zhoukovets, Fritz Zimmermann, Die ZEIT/ZEIT Online: Die Schlacht um Mariupol **121**

Lokalreportage
Katja Demirci, Der TAGESSPIEGEL: Hart auf Hart **138**

Podcast
Caroline Schmidt, Moritz Luppold, Katharina Mahrenholtz, NDR INFO + FUNK: Irene, wie hast du den Holocaust überlebt **146**

Wissenschaftsreportage
Reto Schneider, NZZ: Wie lange braucht es uns noch? **147**

Sportreportage
Marc Neller, WELT AM SONNTAG: Sie waren Helden **167**

Der letzte Zeuge

Kolja war gerade 17 Jahre alt geworden, als russische Truppen seine Heimatstadt Mariupol bombardierten. Seine Eltern und seine beiden Schwestern starben – nur Kolja überlebte. Nun fragt er sich: Hätte er seine Familie retten können?

Von Alexandra Rojkov, DER SPIEGEL, 26.08.2022

Kolja liegt in einem Keller. Unter ihm nackte Erde, darauf etwas Styropor gegen die Kälte. Die Wände schimmeln, die Luft ist eisig und feucht. Kolja trägt zwei Hosen übereinander, zwei Pullover, zwei Paar Socken, eine Mütze, er ist in eine Decke gehüllt, so wird er sich später erinnern. Trotzdem friert er. Es ist März in Mariupol, und die Temperaturen fallen unter null.

Es gibt keinen Strom mehr und kein Wasser. Keine Sicherheit. Kaum Essen. Die russische Armee hat die Stadt umzingelt, nun hungert sie die Bevölkerung aus. Flugzeuge lassen Bomben regnen, Kolja hört sie sogar im Keller. Ein Pfeifen, danach ein gewaltiger Donner. Die Wände zittern, als läge er in einem Kartenhaus, das jederzeit zusammenfallen und ihn begraben könnte. Vor Kurzem traf ein Geschoss das Nachbarhaus, ein Mann starb. Sie haben ihn im Gemüsebeet beerdigt, weiter trauten sie sich nicht wegen der Kämpfe.

Im Keller neben Kolja liegt seine Schwester Polina, 11 Jahre alt. Sie schmiegt sich an ihren Vater Wladimir, einen schmalen, ernsten Mann. Polina ist das jüngste der drei Kinder. Warja, 14, liegt zu Koljas Füßen. Daneben ihre Mutter Natalia, deren Körperfülle sie wärmt. Zwischen ihnen Kolja, gerade 17 Jahre alt geworden.

Er ist nicht gläubig, aber in diesem Moment betet er. Im Geist, so erzählt er es, spricht er immer wieder denselben Satz: Alles wird gut, wir werden durchkommen. Aber eigentlich glaubt er ihn selbst nicht. Kolja ist sicher, dass er in Mariupol sterben wird. Und mit ihm seine Familie.

Vor dem Februar 2022 war Kolja ein Teenager, der seine Liebe für Metallica entdeckt hatte und davon träumte, als Beamter das starre ukrainische Schulsystem zu verändern. Seine Schwestern Polina und Warja mochten Volkstänze und malten gern. Den Eltern Wladimir und Natalia, beide 47 Jahre alt, fehlte manchmal die Energie für drei Kinder. Doch nach vielen Konflikten der Pubertät begann Kolja, sich ihnen anzunähern.

Heute, sechs Monate nach Beginn des russischen Angriffskrieges, sind sie tot. Polina und Warja, Mädchen mit langen Zöpfen und hohen Wangenknochen, wurden wohl im Keller ihres Hauses von Schutt erschlagen. Wladimir, der Vater, starb in der Wohnung, vielleicht war er nach oben gegangen, um Luft zu schnappen. Die Leiche der Mutter ist bis heute nicht gefunden, vermutlich wurde sie bei der Explosion zerfetzt.

Der Einzige, der noch lebt, ist Kolja. Ein Kind, dem der Krieg alles nahm: sein Zuhause, seine Familie, seine Zukunft, sogar die Vergangenheit. Er besitzt nichts mehr, außer einer Jeans und Wollsocken, die seine Mutter gestrickt hat. Koljas Kleidung, seine Papiere, die Menschen, die er liebt – das alles liegt unter den Trümmern von Mariupol. So wie Zehntausende, die Russland bei seinem Feldzug gegen die Ukraine tötete.

Wenige Tage nach dem Einmarsch im Februar kappt die russische Armee die Verbindung der Stadt zur Außenwelt. Das Netz bricht zusammen, es ist kein Zufall. Die Welt soll nicht sehen, was in Mariupol geschieht. Bis heute gibt es kaum Bilder von dort, und jene, die es gibt, bezeichnet Russland als Propaganda.

Aber Kolja hat gesehen, was in Mariupol passierte. Er kann davon erzählen, ohne zu zögern oder zu stocken, so deutlich und klar, wie es nur jemand vermag, dem nichts geblieben ist außer seiner Geschichte. Um sie zu überprüfen, hat der SPIEGEL mit Koljas ehemaligen Nachbarn und Freunden gesprochen. Videos und Satellitenaufnahmen belegen die Zerstörung seines Elternhauses. Von seiner Familie aber kann nur noch Kolja berichten. Er sagt, er sei es ihnen schuldig zu sprechen.

Wenn er sie schon nicht retten konnte, dann soll die Welt wenigstens wissen, wie sie starben.

»Meine Familie stammt aus Mariupol, aber ich bin in Donezk geboren, am 19. Dezember, dem Tag des Heiligen Nikolai. Meine Eltern haben mich nach ihm benannt: Kolja. Sie mussten neun Jahre auf ein Kind warten. Als auch noch meine Schwestern kamen, war es für sie das größte Glück.

Papa war Arbeiter in der Stahlfabrik, Mama Buchhalterin. Sie haben geschuftet wie die Sklaven. 23.000 Hrywnja verdienten sie zusammen, ungefähr 600 Euro. Es reichte für ein kleines Haus. Warja und ich teilten uns ein Zimmer, Polina schlief bei Mama. Für Papa gab es im Wohnzimmer ein Sofa.

Er war im Schichtdienst und musste oft nachts arbeiten. Immer war er müde. Papa und ich stritten wegen Kleinigkeiten, zum Beispiel, weil ich mehr im Haushalt helfen sollte als meine Schwestern. Heute denke ich: was für ein Quatsch.

Aber zum Schluss, würde ich sagen, war die Beziehung in unserer Familie ideal. Alle Probleme schienen sich aufzulösen. Vielleicht auch, weil ich erwachsener geworden war, ernster. Ich konnte meine Eltern und Schwestern besser verstehen. Unser Leben hatte gerade begonnen.«

Am 24. Februar, einem Donnerstag, wacht Kolja auf, um zur Schule zu gehen. Er liegt noch im Bett, da hört er im Halbschlaf, wie seine Mutter den Mädchen im Nebenzimmer eröffnet: Der Unterricht fällt aus. Putin hat der Ukraine den Krieg erklärt.

Viele Menschen in Mariupol wähnen sich trotzdem in Sicherheit. Sie glauben, dass die Truppen ihnen nichts tun werden. Angeblich will Putin mit dem Angriff die russischsprachige Bevölkerung schützen, und kaum eine ukrainische Stadt ist russischer als Mariupol. Mehr als 90 Prozent der Bewohner sprechen im Alltag Putins Muttersprache. Viele fühlen sich Russland näher als der Ukraine.

Auch Koljas Eltern gehören dazu. Sie wuchsen in der Sowjetunion auf, sie reden mit ihren Kindern Russisch, aus der Politik halten sie sich raus. Ihr einziger Wunsch

ist ein bescheidenes, sorgenfreies Leben. Ob unter russischer oder unter ukrainischer Flagge kümmert sie damals kaum.

In den ersten Stunden des Krieges kauft Koljas Familie – ihr Nachname soll nicht genannt werden, um Koljas Identität zu schützen – Lebensmittel, aber sie fliehen nicht. Sie wüssten auch nicht, wohin: Sie sind einfache Leute, ohne Verwandte oder Beziehungen ins Ausland. Kolja hat die Ukraine vor dem Krieg nie verlassen. Die Familie beschließt, den russischen Angriff auszusitzen wie ein Gewitter.

Während Kolja und seine Eltern in den wenigen offenen Supermärkten anstehen, zieht die russische Armee einen Ring um Mariupol. Schon in den ersten Stunden beschießt Putins Militär Wohnhäuser und eine Schule. Trotzdem bleiben drei Viertel der Bewohner in der Stadt. Sie vertrauen ihrem »Brudervolk«, das vorgibt, sie zu schützen.

Koljas Familie verschanzt sich in ihrem Haus, einem einstöckigen Bau in einer ruhigen Seitenstraße. Die Eltern holen Spiele für die Kinder hervor, Wladimir, der Vater, schaut im Fernsehen »Herr der Ringe«. Noch sind die Einschläge fern, noch können sie sich einreden, dass der Krieg sie nicht betrifft. Kolja blättert in Büchern, für die er sonst wegen der Schule keine Zeit hatte. Er bleibt bei George Orwells »1984« hängen, einer Geschichte über ein Land, das sich in einen totalitären Überwachungsstaat verwandelt. Zwischen den Explosionen denkt Kolja daran, wie sehr ihn der Plot an Russland erinnert.

»In den ersten Tagen des Krieges hatten wir sogar noch Online-Unterricht. Draußen knallte es, aber die Lehrerin redete davon, dass wir unsere Hausaufgaben machen sollten. Alle glaubten, dass die ukrainische Armee Mariupol halten würde. Dass es nur eine Frage der Zeit sei, bis alles wieder normal wird.

Eines Abends sah ich mir zusammen mit meiner Freundin Vika ›Star Wars‹ an, jeder an seinem Rechner. Vika und ich kennen uns aus der Schule, wir sind seit zwei Jahren ein Paar. Ihre Familie blieb auch in Mariupol, wir wohnten nur zehn Minuten

voneinander entfernt. Besuche waren nicht möglich, aber wir teilten bei Skype unseren Bildschirm und sahen gemeinsam fern.

Plötzlich fror das Bild ein, der Ton stotterte. Ich sagte: Vika, ich höre dich nicht mehr. Dann knallte es draußen, im Himmel flogen Funken. Der Strom verschwand.«

Die Russen kappen in den ersten Kriegswochen mehr als ein Dutzend Elektrizitätsleitungen. Danach wärmt nur das nackte Feuer, das viele auf ihren Balkonen entzünden. Spätestens jetzt erkennen die Bewohner von Mariupol, dass Russland sie getäuscht hat. Aber es ist zu spät. Der Weg aus der Stadt ist vermint und versperrt.

»Es wurde eisig zu Hause. Wir haben vier Pullover übereinander getragen und uns zusätzlich in Decken gewickelt. Es half nichts, es war immer kalt. Und dann, als wir dachten, es könne nicht mehr schlimmer werden, verschwand das Wasser.

Erst tröpfelte es noch aus der Leitung. Irgendwann kam gar nichts mehr. Damit begann die Apokalypse, ich kann es nicht anders beschreiben. Wir lebten wie die Wilden. Wir konnten uns nicht mehr waschen, statt einer Toilette benutzten wir einen Eimer oder Plastiktüten. Um Wasser zu holen, mussten wir das Haus verlassen und den Berg hinaufgehen, dort gab es eine Quelle. Der Weg war gefährlich und das Wasser schmutzig. Wir haben es über dem Feuer abgekocht. Trotzdem schmeckte es schrecklich.«

Anfangs wohnt die Familie noch im Haus, sie schlafen in ihren Betten und essen an ihrem Tisch. Obwohl sich das Grollen des Krieges nähert, weigert der Vater sich, den Keller als Schutzraum herzurichten.

Jedes Familienmitglied begegnet der Bedrohung anders. Koljas Vater Wladimir mit stoischer Verdrängung, seine Mutter Natalia mit Sorge um ihre Kinder. Polina, die Jüngste, befällt eine nervöse Hysterie: Anstatt zu weinen, lacht sie sich ständig schlapp. Kolja dagegen zittert unkontrolliert, seine Hände und Beine folgen ihm nicht mehr. Nachts kann er kaum schlafen, aus Angst, den Morgen nicht zu erleben.

Dann trifft ein Geschoss zum ersten Mal ihr Viertel. Kreischend fliegt es über das Haus, bevor es mit einem Knall auf sein Ziel fällt. Der Boden vibriert wie bei einem Erdbeben, auch Kolja spürt es.

Die Russen zerstören eine Tankstelle, nur 200 Meter entfernt. Warum, fragt sich Kolja, beschießt man eine Zapfsäule? Er erklärt sich den Angriff so: Russland will, dass nicht einmal ein paar Liter Benzin für die Bevölkerung übrigbleiben.

Nach dem Angriff zieht die Familie doch in den Keller, der kaum 1,70 Meter hoch ist. Normalerweise lagern sie hier eingemachte Gurken und Tomaten, Vorräte für den Winter. Nun wird es ihr Lebensraum. In der Garage finden sie Styroporplatten, gekauft, um das Haus zu dämmen. Sie legen sie auf die Erde, darauf alle Decken, die sie entbehren können. Nach oben gehen sie nur noch, um Wasser zu holen oder auf dem Feuer zu kochen.

Kolja hasst den Keller: Die Wände sind überzogen von Pilz, für eine Familie ist kaum Platz. Aber er dämpft die Geräusche der Bomben, die nun wie ein Teppich auf die Stadt fallen.

»Bei jedem Einschlag wackelte das Haus. Staub legte sich auf mein Gesicht. Früher habe ich mich geschämt, meinen Eltern nahezukommen, aber jetzt wollte ich so eng bei ihnen sein, wie es geht. Ich habe mich abwechselnd an Papas und Mamas Schulter gedrückt, ihnen gesagt, dass ich sie liebe.

Jeden Tag war ich bereit zu sterben – auch wenn ich nicht verstehen konnte, wofür. Ich lag im Keller, hörte die Explosionen und fragte mich: Warum war ich überhaupt auf der Welt? Werde ich jemals etwas erreichen, damit man sich an mich erinnert? Oder wird es, wenn ich jetzt umkomme, sein, als hätte es mich nie gegeben?«

Kolja, ein Kind von 17 Jahren, sagt diese Sätze mit der Ernsthaftigkeit eines Erwachsenen. Während der stundenlangen Gespräche mit dem SPIEGEL weint er nicht ein einziges Mal – er klingt nicht einmal anklagend. Er erzählt einfach, was ihm geschah, und manchmal wirkt es, als wundere er sich, dass es jemanden interessiert.

In der zweiten Märzwoche, so erinnert sich Kolja, wird das Nachbarhaus von einem russischen Geschoss getroffen. Dann weitere Häuser in der Straße. Wenn die Ziegel durch die Hitze der Explosionen platzen, dringt das Geräusch bis in den Keller. Als Kolja in einer ruhigen Sekunde auf die Straße tritt, sieht der Asphalt vor seiner Tür aus wie umgegraben.

Auch Koljas Haus beugt sich langsam dem Krieg. Eine Druckwelle beschädigt das Dach, die Fenster bersten. Der Kronleuchter im Wohnzimmer fällt herunter, zusammen mit einem Teil der Decke. Einmal ist die Explosion so stark, dass Teile der Küchenwände die Kellerluke begraben. Nur mit Glück kann die Familie sich freischaufeln.

Der Tod wirkt inzwischen wie eine Frage der Zeit. Es gibt in Mariupol kaum Suchtrupps mehr: Wer verschüttet ist – und das sind viele –, wird in den seltensten Fällen gerettet. Menschen sterben in ihren Kellern, in ihren Wohnzimmern, in einer Schule und im Theater, in dem Hunderte Menschen Zuflucht suchen. 90 Prozent aller Häuser in Mariupol werden im Krieg beschädigt. Wer Bilder der Bombardements sieht, von Raketen, die wahllos auf die Stadt geworfen wurden, fragt sich unweigerlich, wie irgendwer an diesem Ort überleben konnte.

Wladimir, Koljas Vater, drückt sich Tag und Nacht an die hinterste Kellerwand und starrt ins Leere. Koljas Mutter kann die Kinder nicht mehr beruhigen. Einmal will sie ihrem Sohn über die Wange streichen, ihm zuflüstern, dass alles gut wird – doch als Kolja die Hand seiner Mutter spürt, fährt er zusammen. Natalias Haut ist kratzig wie Sandpapier, aufgeschürft von den Trümmern. Sie bemerkt seine Abwehr und bricht in Tränen aus: »Ist es meine Schuld, dass unser Haus zerbombt wurde?«, ruft sie. Dann weinen sie gemeinsam, Mutter und Sohn, beide hilflos und ausgeliefert. Dieser Moment brennt sich Kolja ins Gedächtnis ein, er erinnert sich noch Monate später an jedes Detail.

Als der Beschuss der Russen etwas nachlässt, nimmt Kolja seinen Mut zusammen. Seit zwei Wochen hat er nichts von seiner Freundin Vika gehört, er weiß

nicht mal, ob sie noch lebt. Er beschließt, die zehn Minuten zu ihrem Haus zu überwinden, um zu sehen, wie es ihr geht.

Koljas Zuhause, Teil einer ruhigen Wohngegend, schien ihm zu Beginn des Krieges besonders sicher zu sein. Vika dagegen lebt in einem 14-stöckigen Gebäude, von weither sichtbar – ein ideales Ziel für die russische Armee. Doch als er bei Vika ankommt, ist ihr Haus fast unversehrt.

Natürlich hat auch hier niemand die Garantie zu überleben. Auch hier werden Menschen im Hof begraben, auch hier geht den Bewohnern das Essen zur Neige. Aber vielleicht, denkt Kolja, wäre es eine Erleichterung, wenn er für einige Zeit bei Vika wohnte. Seine Familie hätte mehr Platz im Keller und eine Person weniger, die die Vorräte leert. Vikas Eltern sind einverstanden.

»Als ich nach Hause zurückkam, sagte ich: Mama, ich werde wahrscheinlich zu Vika umziehen. Wir haben uns ja im Keller total gedrängt. Sie stimmte zu.

Ich packte ein paar Sachen, dann wollte ich mich verabschieden. Ich weiß nicht mehr, was meine Schwester Polina in dem Moment machte, aber Warja saß im Keller und weinte. Sie war immer stark gewesen, aber jetzt konnte sie nicht mehr. Ich strich ihr über den Kopf und versuchte, sie zu trösten: Wir werden es schaffen, alles wird gut. Bitte weine nicht.

Als ich schon fast aus der Tür war, drehte ich mich noch einmal zu meinem Vater um. Ich sagte: Papa, ich gehe jetzt. Er war seit Tagen in einem Schockzustand, er lag auf dem Boden und atmete schwer. Papa setzte sich auf, sah mich an und sagte: ›Na, dann geh.‹ Es war das letzte Mal, dass ich meine Familie lebend gesehen habe.«

Am 10. März zieht Kolja von seinem Elternhaus in die Wohnung seiner Freundin Vika. Inzwischen tobt die dritte Woche des russischen Angriffskrieges. Das erste Massengrab in Mariupol wird ausgehoben. Am 13. März meldet die Stadtverwaltung, die letzten Wasser- und Lebensmittelvorräte seien aufgebraucht.

Vikas Familie hat vorgesorgt. Sie lagern Nudeln und Grütze, sogar die Gasflasche in der Küche ist noch gefüllt. Auch hier hört Kolja die Einschläge, aber

wenigstens kauert er nicht mehr im engen Keller, sondern in einem fensterlosen Flur, dem sichersten Ort in der Wohnung.

Vika, heute 16 Jahre alt, wirkt quirlig und übersprudelnd, Kolja ernst und gefasst. Aber sie mögen beide Nirvana und Astrologie, tragen dunkle Klamotten und haben einen Hang zur Mystik. Sie vertreiben sich die Zeit, indem sie über den Krieg diskutieren: Wie hoch ist die Chance, dass Russland gewinnt?

Es ist ein sinnloses Unterfangen: Seit Wochen gibt es kein Handynetz und keine Nachrichten. Sie können den Frontverlauf nur erraten. Aus Jux befragen Kolja und Vika deshalb ihre Tarotkarten. Vika zieht das Bild eines Mannes, der auf einem Hügel steht, seinen Blick gerichtet auf ein Meer voller Schiffe. Sie schließen daraus, dass eine Flotte kommen wird, um Mariupol zu retten.

In Wahrheit fällt Mariupol Stadtteil für Stadtteil. Mitte März klopft es plötzlich an der Tür von Vikas Wohnung, eine Männerstimme verlangt in harschem Russisch: »Aufmachen! Überprüfung!« Vor der Schwelle stehen Putins Soldaten. Sie durchsuchen die Zimmer und drohen, die Männer mitzunehmen. Kolja ist ihnen zu jung, Vikas Vater zufällig unterwegs, um Lebensmittel zu suchen. Die Russen durchkämmen alle Etagen, auf einer fallen Schüsse. Später werden zwei Leichen auf die Straße getragen, so berichtet es Kolja ein Nachbar.

Die russische Armee kontrolliert nun Vikas Viertel, der Beschuss verlagert sich gen Südwesten. Dort leistet das Asow-Regiment, Mariupols wichtigste militärische Einheit, noch immer Widerstand. Die Kämpfer haben sich in die örtliche Stahlfabrik zurückgezogen, ganz in der Nähe lebt Koljas Familie. Wenn er aus dem Fenster schaut, sieht er, wie russische Panzer betankt werden und dann losfahren in Richtung seines Elternhauses. Kolja sagt, er habe sich gefühlt wie ein Verräter. Als hätte er seine Familie im Stich gelassen.

Auch deshalb beschließt er, in Mariupol zu bleiben, als Vika und ihre Eltern die Stadt verlassen. Seit Russland große Teile der Gegend hält, gibt es einen Zugang auf

die Krim. Am 21. März steigt seine Freundin ins Auto und fährt los. Kolja bleibt allein in ihrer Wohnung zurück.

»Als alle fort waren, bin ich in Tränen ausgebrochen. Ich dachte: Was mache ich jetzt? Wäre es besser gewesen mitzufahren? Aber ich wollte warten, bis meine Eltern auftauchen. Ich war sicher, dass sie irgendwann kommen, um mich zu holen. Und dann wollte ich da sein, damit sie sich keine Sorgen machen müssen.

Es war nicht leicht, allein in dem Haus zu leben. Das Gas war inzwischen ausgegangen: Ich musste auf dem Feuer kochen, aber ich hatte das noch nie gemacht. Zum Glück half mir ein Nachbar. Einige Stockwerke über Vika wohnte eine Familie, die in Mariupol geblieben war, der Mann hieß auch Kolja. Einer seiner Söhne entdeckte mich auf dem Balkon, als ich versuchte, mir etwas zu Essen zu machen. Er erklärte mir, wie das geht, später gaben sie mir auch Lebensmittel.

Eines Nachts, es war der 24. März, träumte ich von meinen Eltern. Ich sah meinen Vater, wie er im Hof unseres Hauses stand. Er hatte keine Arme mehr, als hätte sie jemand abgehackt. Ich schrie: ›Papa, Papa, was haben sie mit dir gemacht?‹ Dann wachte ich auf. Ich wusste nicht, was der Traum bedeutet.«

Am nächsten Tag bittet Kolja eine Nachbarin, ihn zum Haus seiner Eltern zu begleiten. Es ist wegen der Kämpfe lebensgefährlich, aber er möchte sehen, wie es seiner Familie geht. Inzwischen kennen alle verbliebenen Bewohner den Jungen, der allein im vierten Stock haust. Die Nachbarin, eine gläubige Christin, erklärt sich bereit, in einer Feuerpause mit Kolja zu gehen. Sie sprechen ein letztes Gebet, dann laufen sie los.

Sie gehen in Richtung des Prospekts der Metallurgen, einer zentralen Allee, die im Frieden begrünt war und voller Leuchtreklame. Nun sind Häuser zerschossen, Bäume umgestürzt, Straßenlaternen liegen kreuz und quer. Kein Mensch ist zu sehen.

Die ersten Straßen in Koljas Viertel machen ihm Hoffnung: Die Häuser sind angeschlagen, aber nicht zerstört. Er umschleicht Minen, die die Armee auf dem Weg hinterlassen hat. Schließlich steht er vor dem Tor zu seinem Haus.

Im ersten Moment denkt er: alles wie immer. Dann schaut er noch einmal hin – und erkennt, dass sein Elternhaus nicht mehr steht. Wo einst das Esszimmer war, türmen sich meterhohe Steinbrocken, die Erde ist aufgewühlt wie ein Feld. Ziegel liegen auf Holz auf Erde auf Möbelteilen. Koljas Zuhause, der Ort, an dem er sein ganzes Leben verbrachte, sieht aus, als hätte es jemand durch einen Fleischwolf gedreht.

»Ich schaute auf die Ruine und verstand nicht, was passiert war. Ich rief nach Mama, nach Papa, nach meinen Schwestern. Ich lief um das Haus herum und suchte nach der Kellerluke, ich wollte mich durch die Trümmer zu ihnen zwängen. Aber es ging nicht, es war zu eng.

Plötzlich sagte die Nachbarin: ›Kolja, schau, da ist ein Kleidungsstück oder ein Spielzeug. Was ist das?‹ Ich schaute hin, es sah wirklich aus wie Kleidung, vielleicht mit Fellbesatz. Ich kam näher und erkannte: Das war Papa. Er lag mit dem Gesicht nach unten, der größte Teil seines Körpers war verschüttet. Nur seine Hände und sein Kopf ragten heraus. Seine Augen waren zugekniffen, seine Nase gebrochen. Er sah aus, als wäre er um Jahrzehnte gealtert.

Ich begann, mit den Händen nach ihm zu graben. Ich war sicher: Wenn ich es schaffe, ihn rauszuholen, dann steht er auf und läuft los. Aber dann berührte ich ihn mit den Fingern, und sein Körper war ganz kalt und hart. Mein Papa fühlte sich nicht mehr an wie ein Mensch, sondern wie ein Sack Erde.

Ich fiel aus der Realität. Ich schrie, ich weinte. Ich brüllte, dass ich ihn liebe. Dass es mir leidtut, weil ich mich nicht richtig verabschiedet habe. Weil ich wirklich dachte, dass dieser Krieg uns nicht trifft.«

In den Tagen danach versucht Kolja, seine Familie freizuschaufeln, Nachbarn unterstützen ihn dabei. Ein Helfer hat die Rettungsversuche mit dem Handy aufgenommen: Man sieht, wie Menschen sich mit Spaten und Metallstangen gegen den Beton stemmen. Es klappt nicht: Nur ein Bagger könnte die Trümmer heben. Und Bagger, die nach Verschütteten graben, gibt es in Mariupol schon lange nicht mehr.

Auch die Videos der Rettungsaktion sind eine Rarität. In Mariupol, wo es keinen Strom gibt, bleiben die meisten Mobiltelefone schwarz. Aber ein Nachbar in Vikas Wohnhaus handelt mit Elektronik und besitzt deshalb ein Solarpanel. Er lädt daran regelmäßig sein Telefon auf und filmt das Geschehen um sein Haus. Dutzende Aufnahmen dokumentieren die russische Belagerung. Auf einer sieht man Kolja, wie er in den Trümmern seines Elternhauses steht, das Gesicht starr vor Schock. Während er und die Nachbarn versuchen, zum Keller vorzudringen, knallt es über ihnen.

»Ich wusste nicht, was ich tun soll. Ich wollte nach meiner Mutter und meinen Schwestern suchen, aber ich dachte: Wenn wir hier länger bleiben, dann bringe ich uns alle um. Und selbst wenn wir es zum Keller schaffen, ist die Chance, dass Mama, Polina und Warja noch leben, gering. Die Leute in den anderen Häusern sagten, die Rakete sei am 17. März bei uns eingeschlagen. Das lag mehr als eine Woche zurück.

Ich quetschte mich mit einer Taschenlampe durch die Trümmer, fast bis zum Keller. Die Luke stand etwas offen. Ich rief, aber niemand antwortete. Ich sah, dass im Kellereingang Ziegel lagen. Menschen sah ich nicht.

Kurz hatte ich die Hoffnung, dass Mama und die Mädchen vielleicht nicht im Haus waren, als es getroffen wurde. Dass sie zum Beispiel in die Kirche gegangen sind, um zu beten. Aber ich musste erkennen, dass das unwahrscheinlich war. Wenn Papa sich im Haus befand, dann waren Mama und meine Schwestern auch dort.

Ich habe eingesehen, dass wir sie nicht lebend finden. Und dass wir aufhören müssen, nach ihnen zu graben, damit wir nicht auch noch sterben.

Ich wünschte, ich wäre früher gekommen und hätte sie zu mir geholt. Ich hätte sie retten können. Ich fühlte mich so schuldig.«

Ein einziges Mal kehrt Kolja danach zu seinem Elternhaus zurück. Er hat ein selbst gebasteltes Schild dabei: ein Pflock, gebrochen aus der Tür eines verlassenen Kindergartens, dazu ein Stück Holz, das er gefunden hat. Mit einem schwarzen Filzstift schreibt er darauf die Namen seiner Familie: Wladimir. Natalia. Warja. Polina. Geboren zwischen 1974 und 2010. Gestorben am 17. März 2022.

Mit einem Ziegelstein hämmert Kolja das Schild vor der Ruine in den Boden, als Signal an die Russen, die inzwischen auch diesen Stadtteil übernommen haben. Bald werden sie beginnen, den Schutt abzutragen, und sie sollen wissen, dass unter dem Beton noch Menschen liegen. Kolja hofft, dass sie die Körper seiner Familie ausgraben und beerdigen. Aber wahrscheinlich, denkt er damals, werden sie sie wegwerfen wie Müll.

Nachdem Kolja das Schild aufgestellt hat, sieht er noch einmal seinen Vater, der zwischen den Trümmern liegt. Inzwischen scheint die Sonne über der Stadt, der Frühling naht. Die Verwesung hat eingesetzt, Kolja kann sie riechen.

Er steigt über die Brocken seines Elternhauses, auf der Suche nach etwas, mit dem er den Vater zudecken kann. Zwischen dem Schutt findet er eine grüne Daunenjacke, die seiner Schwester Warja gehörte. Es gibt ein Video davon: Kolja hat seinen Nachbar gebeten, die Einschlagstelle aufzunehmen. Er will nicht, dass jemand später behaupten kann, er hätte sein Unglück erfunden.

Man sieht, wie Kolja die Jacke über den Leichnam seines Vaters wirft. In den Trümmern sucht er ein zweites Kleidungsstück und legt es über Wladimirs Kopf. Danach verlässt er die Ruine und geht davon, vielleicht für immer.

Warum musste Koljas Familie sterben? Laut dem Völkerrecht sind Zivilisten im Krieg besonders geschützt. Aber Russlands Armee war kein Preis zu hoch, um Mariupol zu erobern. Die Soldaten beschossen Wohnviertel und Krankenhäuser, Fluchtrouten und Schutzorte. Die Bewohner sollten sich nirgendwo sicher fühlen. Es sah aus wie Chaos, aber es war die kalkulierte Hölle.

Eine Hölle, in der Kolja nun allein zurückbleibt. Seine Familie ist tot, seine Heimatstadt zerstört. Ein Jugendlicher allein in einer Katastrophe. Drei Tage verbringt er in Vikas Wohnung: Er weint, schlägt mit den Fäusten auf den Boden, schüttelt sich – so schildert er es. Es gibt noch immer keinen Strom, kein Wasser, kaum Lebensmittel. Ohne Hilfe, das weiß Kolja, kann er nicht überleben.

Seine Rettung sind die Nachbarn, die einige Stockwerke über ihm wohnen. Der Familienvater, Koljas Namensvetter, schlägt vor: Komm zu uns. Wir kümmern uns um dich.

»Sein Sohn hatte mir einmal geholfen, Feuer zu machen, und seine Frau erklärte mir, wie man Nudeln kocht. Ansonsten kannte ich die Familie kaum. Aber der Mann sagte sofort: ›Du hast keinen Vater mehr, also werde ich wie dein Vater sein. Wir lassen dich nicht allein.‹

Er und seine Kinder waren dabei, als wir versuchten, meine Familie auszugraben. Es waren die schlimmsten Momente meines Lebens, und sie haben sie mit mir erlebt. Das hat uns einander nähergebracht. Mir blieb auch keine Wahl: Ich hatte niemanden, ich konnte nirgendwohin zurück.

Im April wurde in Vikas Viertel nicht mehr gekämpft, aber alles war zerstört. Niemand wusste, ob die Zivilisation in einem Monat zurückkehren würde oder in einem Jahr. Die Familie, die mich aufgenommen hatte, entschloss sich deshalb, Mariupol zu verlassen. Sie hatten einige Kanister Benzin auf Vorrat und zwei Autos, die zwar von Schrapnellen durchlöchert, aber noch fahrtüchtig waren. Am 18. April brachen wir auf.«

Die Häuser, die vor ihrem Autofenster vorbeiziehen, sehen aus wie nach dem Untergang der Welt. Ganze Stadtteile kokeln, Autos sind zerschossen und umgedreht. Kolja erinnert sich an eine »Atmosphäre des Todes«, an Minen, die kreuz und quer auf der Fahrbahn liegen. An seine Angst, die Flucht nicht zu überleben. Aber sie schaffen es bis zur Frontlinie, der Grenze zwischen den von Russland besetzen Gebieten und der Ukraine.

In dem Ort Manhusch steht die Familie eine Woche lang in einer Autoschlange aus Flüchtenden: Hunderte warten darauf, dass russische Soldaten ihre Wagen kontrollieren. Als es so weit ist, werden viele Männer mitgenommen, aber Kolja und seine Nachbarn haben Glück. Weil sie neben der ukrainischen auch die russische

Staatsbürgerschaft besitzen, winken die Soldaten sie durch. Kolja, das Kind auf der Rückbank, bleibt unbeachtet.

An den Rest der Reise erinnert er sich nur in Bruchstücken. Er weiß nicht mehr, wie er erfährt, was ihr Ziel ist, und auch nicht, wie sie an die Grenze zur EU stoßen. Nicht, wie ihn die Beamten durchwinken, obwohl er keine Papiere besitzt – sie sind in Mariupol verbrannt. Er weiß nur, dass er Anfang Mai in einem Land ankommt, von dem er noch nie gehört hat: Es ist grün und ruhig und umgeben von Bergen. Wo genau sich Kolja befindet, soll nicht beschrieben werden, um ihn nicht auffindbar zu machen.

Im Juli 2022 lebt Kolja in einer Flüchtlingsunterkunft, sechs Menschen teilen sich wenige Quadratmeter. Die Familie, mit der er aus Mariupol floh, wohnt mit ihm dort. Es ist eng, aber Kolja ist froh, dass er nicht allein ist. Die Gespräche mit seinen Rettern halten ihn in der Gegenwart, wie ein Anker, der verhindert, dass ihn die Vergangenheit mitreißt.

Er nennt es »aus der Wirklichkeit fallen«, es passiert ihm oft. Er sieht dann nicht mehr die Wiese vor seinem Haus oder den blauen Himmel, sondern die Ruinen von Mariupol. Am schlimmsten, sagt Kolja, sei es, wenn er nachts wachliege. Er starrt dann an die Decke über seinem Stockbett, und vor seinen Augen wird der Raum zu dem Keller, in dem seine Familie starb.

»*Ich vermisse vor allem Papa, vielleicht, weil ich ihn tot gesehen habe. Ich erinnere mich, wie er gelacht hat und wie ich ihn umarmte. Er war ganz warm und weich. Später, als ich ihn fand, war er so kalt.*

Was haben Papa, Mama und meine Schwestern im Moment der Explosion gedacht? Hatten sie Zeit zu erkennen, dass dies ihr Ende war? Spürten sie Furcht? Ich stelle mir vor, wie es gewesen wäre, bei ihnen zu sein. Dann bekomme ich Angst.«

Seit dem 20. Mai ist Mariupol vollständig unter russischer Kontrolle. Noch immer gibt es an vielen Orten kein Wasser, Bewohner füllen ihre Eimer in Pfützen. Tote werden nicht von Suchtrupps geborgen, sondern von Freiwilligen, die im

Gegenzug Essen erhalten. Einige junge Männer müssen neuerdings Wehrdienst leisten und gegen ihr eigenes Land kämpfen, die Ukraine.

Kolja weiß das, er verfolgt jede Meldung aus der Stadt. Auf dem einzigen Tisch in seinem Zimmer steht ein Laptop, der fast immer die Nachrichten zeigt. Es gelingt es ihm, die Berichte nicht zu nah an sich heranzulassen. Menschen, die ein Trauma erfahren haben, kapseln das Erlebte danach oft ab, vielleicht erklärt sich so Koljas Gefasstheit. Es gibt ihn zweimal: Es gibt den Kolja, der nachts wachliegt und an den Tod denkt. Und den, der versucht, nach vorn zu blicken, um nicht zu zerbrechen.

Kolja geht nun in eine Sprachschule, sechs Stunden am Tag. Er hat sich eine Gitarre besorgt, der Verkäufer gab ihm Rabatt, als er hörte, dass Kolja Ukrainer ist. Er verbringt seine Freizeit mit Hausaufgaben und mit der Bürokratie seines neuen Landes. Und mit Vika, seiner Freundin, die gegen alle Regeln der Wahrscheinlichkeit wieder bei ihm ist.

Er ruft sie an, kurz bevor er Mariupol verlässt. Er sagt ihr, dass er am Leben ist und dass er sie liebt – dann bricht die Verbindung ab. Das nächste Mal telefonieren sie, als Kolja Westeuropa erreicht.

Vikas Familie lebt zu diesem Zeitpunkt auf der Krim, aber bleiben wollen sie dort nicht. Am Telefon bittet Kolja sie, zu ihm zu kommen. Vika ist einverstanden. Ende Mai fallen sie sich am Bahnhof in die Arme, auch davon gibt es ein Video.

Vika wohnt nun mit ihrer Mutter in einem Hotel, das für Flüchtlinge aus der Ukraine angemietet wurde. Es liegt nur wenige Straßen von Koljas Unterkunft entfernt. Sie besuchen dieselbe Sprachschule, sie verbringen jeden Tag zusammen.

Gemeinsam mit anderen Flüchtlingskindern haben sie eine Band gegründet, das örtliche Jugendhaus stellt die Instrumente. Wenn Kolja dort auf der Bühne steht, lächelt er zwischen den Songs. Er neckt Vika, wenn sie, die neuerdings Schlagzeug spielt, den Takt nicht hält. An den Abenden fahren sie manchmal mit Rädern, die sie auf dem Sperrmüll gefunden haben, zu McDonald's und essen Pommes.

Kolja sagt, er verdanke es Vika, dass er noch am Leben ist. Wenn er ihren Blick spürt, dann kehrt er in die Realität zurück, so beschreibt er es. Dann gelingt es ihm, sich auf das Heute zu konzentrieren und das Gestern zu verdrängen.

Kolja hat für die Zukunft zwei Wünsche. Der eine geht so: Er will Dolmetscher werden und eine Wohnung mieten, mit Vika zusammenzuziehen, sie heiraten. Er will seine Familie stolz machen, auch wenn sie das nicht mehr erlebt.

Der zweite Wunsch handelt von Mariupol. Irgendwann möchte Kolja dort wieder am Meer spazieren gehen. Er möchte seinen Kindern zeigen, wo er lebte und wo ihre Großeltern starben. Er will seine Heimatstadt in Frieden sehen und in ukrainischer Hand.

Kolja weiß, dass dieser Moment vielleicht nie kommen wird. Es gibt Gerüchte, dass Russland die Annexion der Stadt plant, sie wäre dann für Kolja unerreichbar. In den Straßen hängen schon Plakate mit der Aufschrift: »Russland ist hier für immer«.

Ein Verwandter, der noch in der Stadt ausharrt, schrieb Kolja kürzlich, Helfer hätten die Leichen seines Vaters und seiner Schwestern geborgen. Sie liegen nun in einem Massengrab. Kolja hofft, dass er sie irgendwann suchen und beerdigen kann.

Pius, der Wilderer

Es heißt, die Bauern von Kalkstein, einem Osttiroler Bergdorf in 1641 Meter Höhe, kämen im Jahr nur zweimal herunter ins Tal, im Sommer mit den Gerölllawinen und im Winter mit dem Schnee. Alte Geschichten sind das, Legenden, zu Sprichwörtern erstarrte Wörter, die heute so herumstehen in der Welt wie die Berge ringsum

Von Tobias Scharnagl, Stern Crime, 05.02.2022

Man müsste die Toten fragen, was wahr ist und was bloß erfunden, aber sie reden nicht mehr, es ist genug. Sie liegen im Schatten des Kirchturms von Maria Schnee in der Erde. Sie sind im Kindbett gestorben, in den Stuben, auf den Feldern, im Eis, trotz der Gebete, trotz der ganzen Knierei vor dem Gekreuzigten, sie sind erfroren und verhungert und wurden von der Pest dahingerafft, als mit den Nachbarn der Tod an die Stubentür klopfte.

Dreizehn Gräber umringen die kleine Kirche, wie Kinder, die darauf warten, einander im Reigen an die Hand zu nehmen; zwölf schmale Kreuze aus Eisen, ein Grab ist groß und breit und aus hellem Stein.

Ein junges Gesicht, breite Koteletten, ist in diesen Stein gemeißelt. „Hier ruht Pius Walder“, steht da, und: „Ich wurde am 8. September 1982 in Kalkstein von zwei Jägern aus der Nachbarschaft kaltblütig und gezielt beschossen und vom 8. Schuss tödlich in den Hinterkopf getroffen.“

Ein Friedhof soll still sein, friedlich, kein Ort des Streits oder der Rache. Doch vieles ist anders in Kalkstein, seit diesem Abend vor fast 40 Jahren. Seitdem geht ein Riss durchs Dorf, man kann ihn manchmal noch spüren. Es heißt, Gott vergebe, ein Tiroler nie.

Damals hallten Schüsse durchs Tal, immer wieder krachte es, als schlüge der Leibhaftige die Faust gegens Kirchentor.

Wie starb Pius Walder? Was ist wahr? Wie oft muss man etwas erzählen, bis es wahr wird?

Blaulicht zuckt über die dunkel bewaldeten Hänge, der Rettungswagen entfernt sich von Kalkstein, gleitet durch die Nacht, die schmale gewundene Straße entlang, hinab ins Tal, wo Lichtpunkte flimmern, nach Lienz.

Im Wagen liegt ein junger Mann; er ist ohne Bewusstsein, das Gesicht rußgeschwärzt. Im Spital hieven sie ihn auf einen Operationstisch. Er stirbt nach Mitternacht. Todeszeit: etwa 1 Uhr, 9. September 1982. Name: Pius Walder. Alter: 30 Jahre. Beruf: Holzfäller. Am Morgen wird seine Leiche obduziert.

Aus dem Bericht der Gerichtsmedizin:

Die Leiche liegt in Rückenlage. Die Hinterseite des Rumpfes, der Oberschenkel, der Arme und die Hinterkopfgegend liegen förmlich in einem Blutsee. Im Bereich der aufliegenden Körperabschnitte reichlich flüssiges, teils angetrocknetes Blut.

Die Totenflecken im Bereich der hinteren und seitlichen Körperabschnitte mäßiggradig blauviolett ausgebildet, die Leiche greift sich äußerlich kalt an, die Gelenke kräftig totenstarr. Die Körperlänge wird mit 183 cm angemessen, das Körpergewicht mit ca. 90 kg angenommen, es besteht eine ausgesprochen athletische Körperstatur. In der Hinterkopfmitte, 3,5 cm vom ersten Halswirbelkörper entfernt, findet sich eine typische Einschußwunde. Das Gesicht ist noch teilweise rußgeschwärzt. Oberlippenschnurrbart und Koteletten braun.

Das Projektil drang in den Hinterkopf, zerpflügte große Teile des Gehirns und trat an der linken Schläfe wieder aus. So weit die Fakten. Sie stehen in der Schwärze dieser Geschichte wie Fackeln.

Den Verletzungen nach, schreiben die Ärzte, habe es sich um einen Fernschuss gehandelt. Suizid sei praktisch ausgeschlossen. Hier enden die Fakten, ab hier wird es dunkel.

Der Walder Pius ist tot, und oben in Kalkstein läuten in der Morgendämmerung die Glocken von Maria Schnee. Ein Dutzend Höfe drum herum, wie hingestreut,

gedrungene Häuser aus dunklem Holz mit engen Fenstern. Manche Häuser stehen so eng beisammen, als würden sie einander wärmen, andere halten Abstand, als belauerten sie sich.

Noch sind die Reporter nicht da, noch heißt das Villgratental nicht „Mördertal“, noch ist keine Rede von „Menschenjagd“, „Blutrache“ und „Selbstjustiz“, noch ist nicht „Krieg in Kalkstein“, Jäger gegen Wilderer. Es herrscht geschäftige Ruhe, vielleicht zum letzten Mal.

JÄGER

Pius Walder ist auf dem großen Hof am Rand des Dorfes daheim gewesen, nicht weit von der Stelle, an der er gestorben ist. Er ist das elfte und letzte Kind der Walders, oder eigentlich, muss man sagen, das zwölfte, aber der Gottfried war so klein, als er an einer entzündeten Lunge starb, dass man gar nicht weiß, ob man ihn nun zählen soll oder nicht.

Die Walders haben es zu Geld gebracht, die Männer, stark, zäh und eigensinnig, können Baumstämme tragen, es heißt, zum Reifenwechseln hätten sie das Auto angehoben und auf die Seite gelegt. Es heißt auch, der Vater sei ein Schmuggler gewesen, und seine fünf Söhne: angeblich alles Wilderer.

Der Pius, der Aufrechte, der Stärkste von ihnen, sagen seine Brüder, der Wildeste, sagen andere. Der Pius: Koteletten und eine Tolle wie Elvis, und genauso viel Glück bei den Frauen. Neben dem Walder-Hof steht ein Haus, das gehört dem einen Jäger. Gegenüber steht das Elternhaus des anderen. Die Menschen in Kalkstein kennen einander lang.

Kalkstein: wie der Fels, sieben Monate Winter, zwei Bäche, oft eingeschneit, manchmal wochenlang, wenig zu essen, genug nur von Wald und Schnee. Kaum ein Meter, der eben ist, alles steil, die Frühlinge kurz, ein Ortseingang, aber kein Ausgang, das Tal hört einfach auf, dann Berge, dahinter Südtirol. Ein Dorf, das sich nicht um die Welt schert und dem es recht ist, wenn sich auch die Welt nicht viel schert.

Drei Männer, einer tot, der kann nicht mehr reden, aber die anderen beiden wissen, was geschehen ist. Sie waren dabei. Sie sitzen drunten im Tal und werden von Kriminalbeamten verhört. Der eine hat gleich zugegeben, dass er den Pius erschossen hat, aber es sei ein Versehen gewesen. Johann Schett heißt er, aber so sagt keiner zu ihm im Dorf; da haben sie andere Namen, ältere, die draußen an den Höfen stehen, Hofnamen, schon allein, weil sonst fast alle Mayer*, Walder oder Schett heißen.

Also sagt man, wenn man Johann Schett meint, einfach „der Moscher Hans“. 42 Jahre alt, ledig, keine Kinder, aber einen schwarzen Rauschebart und meist eine Pfeife im Mund. Ein eifriger, einfältiger Hilfsarbeiter im Straßenbau, der stottert, wenn er aufgeregt ist. Außerdem Jäger, ein ganz fanatischer, das sagen alle, Freunde und Feinde, einer, der alles an der Jagd liebt und Wilderer hasst.

Er hat den Gendarmen sofort sein Gewehr ausgehändigt, auch das Gewehr des Toten und die Hülse der Patrone, mit der er ihn erschossen habe. Dürften sich die Beamten einen Täter schnitzen, der leicht zu überführen ist, es wär so einer wie der Moscher. Sie ermitteln wegen Mordes.

Der andere Jäger ist Josef Mayer*, vulgo Sattler*, 49 Jahre alt, ein Postbeamter. Er hat Frau und Kinder, baut ein schönes neues Haus, in der Gemeinde Innervillgraten, zu der Kalkstein gehört. Er genießt Ansehen, außerdem ist er Aufsichtsjäger und damit Moschers Chef. Er sagt, er habe auch geschossen, aber nicht getroffen.

Beide sagen, ein dritter Jäger habe sie angerufen: Der habe sechs Schüsse gehört in Kalkstein, wahrscheinlich in der „Höll-Leiten“, einer Schneise im Steilhang oberhalb des Dorfes, vielleicht sei dort ein Wilderer unterwegs. Mit denen haben sie im Dorf schon immer zu tun, bloß auf frischer Tat ertappen konnten sie nie einen.

Den Moscher erreicht der Jäger an jenem Abend beim Bier im Wirtshaus „Bad Kalkstein“, unten am Ortseingang, wo der Bach rauscht und das Tal so schmal ist, dass die Steilhänge sich beinah berühren. Der Moscher hat die sechs Schüsse offenbar nicht gehört, was seltsam ist, denn die Höll-Leiten liegt nur ein paar Hundert Meter

den Hang hinauf. Er solle schon mal vorgehen und „spekulieren“ nach dem Wilderer, sagt ihm der Jäger am Telefon, die beiden anderen würden nachkommen.

Also macht der Hilfsjäger sich auf den Weg, holt daheim sein Gewehr, einen Karabiner 98k, Standardgewehr der Wehrmacht, und geht gegen 17.30 Uhr in Richtung Höll-Leiten. Er stapft über die Felder, zum Eingang der Schneise: mehr als 45 Grad Steigung, feuchtes Gras, ein paar junge Fichten, oben ein kleiner Stadel, in dem Heu trocknet. Dahin steigt er auf. Als er am Stadel ist, sieht er im Hang einen Mann stehen, groß, geschwärztes Gesicht.

Vernehmung Moscher Hans:

Der Wilderer trug glaublich auf der rechten Schulter ein Gewehr. Der Lauf des Gewehres zeigte nach oben. Während der Wilderer regungslos in der Waldlichtung stand und in eine bestimmte Gegend schaute, dachte ich nach, was ich tun sollte. Um ehrlich zu sein, ich wagte es nicht, allein gegen den Wilderer vorzugehen. Ich trat nun leise und vom Wilderer unbemerkt den Rückzug an und ging in Richtung „Bad Kalkstein“.

Dort fährt der Aufsichtsjäger Sattler auf den Parkplatz. Er hat sich Zeit gelassen, gegessen, seine Jägerkleidung angelegt und die Büchse genommen. Er steigt aus. Dann, wird er später sagen, hört er einen Schuss.

Da sei auch schon der Moscher den Hang heruntergelaufen. Der Moscher könne also nicht derjenige gewesen sein, der den Schuss abgab, sagt der Sattler später der Gendarmerie. Der Wilderer muss noch mal geschossen haben. Der Jägergehilfe winkt, der Sattler soll schnell kommen. Die beiden fahren den Weg zurück zur Höll-Leiten, dann steigen sie zur Hütte auf.

Von dort sehen sie den Wilderer , schräg gegenüber im Hang, wie er gerade hinter einen Baum läuft. Der Sattler weist den Moscher an, bei der Hütte zu bleiben und aufzupassen, er will sich heranpirschen. Er geht weiter, dann sieht er oben, 20 Meter entfernt, unter einer Staude den Wilderer liegen. Er hebt das Gewehr, schreit: „Halt, Jagdschutz, die Waffe weg!“

Vernehmung Sattler Josef:

Ich sah deutlich, daß der Mann in seinen Händen ein Gewehr hatte. Der Lauf zeigte zum Boden, ich muß sagen, etwas zum Boden. Nachdem der Mann aufgesprungen war, blieb er kurz stehen und schaute zu mir her. Sein Gewehr hatte er in der Hand. Ich dachte mir, das könnte auch mir gelten, ich meinte, daß er auf mich schießt. Ich dachte mir, jetzt muß ich auch schießen, ich wäre dazu bereit gewesen.

Sein Gehilfe Moscher sagt in der Vernehmung mehrmals, der Wilderer habe sein Gewehr nie in der Hand gehabt, sondern immer über der Schulter getragen.

In der Höll-Leiten schreit der Aufsichtsjäger wieder, halt!, die Waffe weg, sonst muss ich schießen!, dann hebt er sein Gewehr, sein Zielfernrohr ist angelaufen, er zielt deshalb über Kimme und Korn und schießt vor dem Mann in den Boden. Der rennt los, hinter einen Busch, der Sattler schießt in den Busch, dann noch einmal, der Mann rennt weiter, ins Schussfeld vom Moscher, der noch immer bei der Hütte steht, das Gewehr im Anschlag.

Der Moscher sieht ihn laufen, so schildert er es, es dämmert zwar schon, aber noch ist „Büchsenlicht“, die Distanz wächst, 80, 90, 100 Meter, gleich erreicht der Wilderer den Wald, dann ist er weg, jetzt schreit auch der Moscher, halt, stehen bleiben!, aber der Mann rennt weiter, und da zieht der Moscher am Abzug. Kein gezielter Schuss, sagt er später, nur in Richtung des Mannes, er ruft wieder, stehen bleiben!, repetiert, schießt wieder, repetiert, schießt wieder, repetiert, schießt wieder, repetiert, schießt noch einmal.

Der Wilderer bäumt sich auf, bricht zusammen, kullert den Hang hinab.

Ob es so jetzt besser sei, ruft der Aufsichtsjäger Sattler in die Richtung des Mannes und geht hin.

Eine junge Fichte hat den Sturz gebremst, der Mann liegt auf dem Bauch, Rucksack am Rücken, das Gewehr irgendwo weiter oben, er schnauft tief, der Sattler dreht ihn ein wenig her, schaut ihm ins Gesicht, sieht das Loch im Kopf und das viele Blut.

Der Moscher nähert sich. Der Sattler sagt zu ihm, das war doch nicht notwendig, dann schickt er ihn Hilfe holen.

Pius Walder liegt da und stirbt, sein Blut sickert ins feuchte Gras unter der Jungfichte, und es ist, als käme mit dem Blut auch Gift in die Erde, Tropfen für Tropfen versinkt es im Boden, auf dem alles steht, der Wald, die Berge, das Dorf.

Aus einem dunklen Himmel fällt Nieselregen auf das blutige Gesicht des Pius Walder. Erst eineinhalb Stunden später treffen die Retter ein und tragen ihn hinunter.

Als der Moscher in der Vernehmung fertig erzählt hat, stellen die Beamten ihm eine Frage. Walder habe nicht geschossen und auch nicht gedroht, warum haben die Jäger dann auf ihn geschossen? Der Moscher sagt, er könne darauf eigentlich keine Antwort geben. Er wisse nicht, warum. Er habe den Wilderer auch nicht erkannt. Es habe sich halt so ergeben. Der Aufsichtsjäger habe kurz vorher gesagt, dass sie jetzt aufpassen müssten. Vielleicht eine automatische Reaktion. Als der Sattler schoss, habe auch er selbst geschossen. Er könne nur versichern, dass er den Mann nicht verletzen oder gar töten wollte. Er habe gewollt, dass er stehen bleibe.

Die Aussagen der Jäger stimmen auf den ersten Blick überein, auf den zweiten Blick gibt es Abweichungen. Der Aufsichtsjäger will, als er ankam, einen Schuss gehört haben, der Moscher erwähnt diesen Schuss nicht. Der Moscher sagt, der Mann habe sein Gewehr nie in der Hand gehabt, immer über der Schulter; sein Chef sagt, der Mann habe es in der Hand gehabt, und sogar in seine Richtung gezielt.

Es scheint, als habe der Moscher den Mann getötet, aber warum? Ein sehr guter Schütze soll einem Flüchtenden aus 107,8 Metern genau in den Kopf geschossen haben, obwohl er an ihm vorbeigezielt hat? Einem Flüchtenden, den er nicht erkannt haben will, wie er immer wieder beteuert?

RACHE

Fast 40 Jahre später steht ein alter Mann mit weißem Haar, breiten Koteletten und schwarz gefärbtem Schnurrbart auf einen Stock gestützt am Grab seines Bruders

und flüstert, die haben den Pius gehetzt wie ein Tier, diese Schweine, diese Satans-Meuchelmörder!

Die letzten Wörter schreit er, er spuckt dabei, die Augen aufgerissen, er hebt die Faust, und weil sonst keiner da ist, hält er sie schüttelnd dem da oben unters Kinn. Dann lässt er sie langsam sinken, schaut ihr hinterher, und sagt, wieder leise geworden, der Pius , das war ein Mensch wie eine Perle. Zehn Geschwister, er liebe sie alle, sagt Hermann Walder, aber der Pius war ihm der liebste. Der habe ihm mal gesagt: „Solche wie uns boade gibt es koa zweit‘s Mal!“ Sie haben zusammen Bäume gefällt in Deutschland, weil in Kalkstein nur Platz war für den, der den Hof übernimmt.

Gerade sein und gerade bleiben, hat ihnen der Vater eingeschärft, „ganze deutsche Wälder“ hauten sie zu Kleinholz, überall seien sie berühmt gewesen, sagt Hermann. Sie haben gut verdient. „Zu zweit reiß ma der Welt an Haxn aus, wenn ma z‘amehalten!“, habe der Pius gesagt. Und noch etwas habe der Pius mal zu ihm gesagt: „Hermann, wenn oanmal oaner von uns beiden nimma isch, dann isch nix mehr, dann isch aus.“

Vor fast 40 Jahren stand Hermann Walder auch hier am Friedhof, neben ihm seine Brüder, vor ihm der tote Pius , das Grab noch offen, der Sarg senkte sich in die Erde, der Pfarrer beschwor das Geheimnis des Lebens, in Jesus Christus, unserem Herrn, Amen, da hoben Hermann Walder und ein Bruder den rechten Arm, und Hermann rief: „Das schwör ich, das werden sie büßen!“

Der Prozess fand wenig später im fernen Innsbruck statt, die Anklage lautete auf Mord. Hermann Walder und seine Brüder saßen im überfüllten Saal, sie riefen dazwischen, es gab Tumult.

Auf der Anklagebank saß der Moscher Hans, allein. Der Aufsichtsjäger Sattler war nicht angeklagt. Noch am selben Abend erging das Urteil, drei Jahre Haft für den Moscher wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgang. Nicht Mord. Ein bedauerlicher Unfall, ein Versehen. Ein Skandal, stand damals in den Zeitungen.

Eine Schande, sagt Hermann Walder heute noch. Ein Komplott der Jägermafia, der Richter sei Jäger gewesen und ein Großteil der Geschworenen auch. Er wird wieder laut. Er hat damals beschlossen, dass es in Österreich keine Gerechtigkeit gibt.

Die Presse kam nach Kalkstein, Wilderer gegen Jäger, eine archaische Welt, der Racheschwur: Die Geschichte war eine Sensation; jede Wendung eine neue Schlagzeile. Und mit Hermann Walder gab es einen, der nie Ruhe gab.

Bis heute verschießt Hermann Walder Fragen wie Kugeln: Warum lag Pius mit einem Kopfschuss eineinhalb Stunden in der Höll-Leiten? Warum durften die Jäger nach der Tat im Wirtshaus zusammensitzen, um ihre Aussagen abzugleichen? Warum trieb der eine Jäger den Flüchtenden in das Schussfeld des anderen, wenn sie ihn nicht erschießen wollten? Ein Wilderer auf der Flucht würde sich nie umblicken, und er würde nie bergauf rennen; warum soll Pius beides getan haben, wie die Jäger sagten?

Manchmal wirkt Hermann Walder dabei wie eine Figur aus einem Heimatfilm, der gefärbte schwarze Schnurrbart, das Poltern, die drohende Faust; und man fragt sich, ob das alles auch eine dramatische Pose sein könnte, eine Inszenierung. Aber wer soll Wut so spielen, 40 Jahre lang?

So lange stellt Walder diese Fragen schon, und er hat einen Verdacht.

Der Pius wurde ermordet. Aus Neid, weil er erfolgreich war. Aus Hass, weil er das Wildern nicht ließ und es als sein Recht sah. Der Moscher und der Sattler, sie hätten gezielt auf den Pius geschossen, sagt er, darum seien beide Mörder. Dass ein Gericht anders entschied, ließ ihn nicht einlenken.

Im Gegenteil, es ist, als zöge er daraus Kraft.

ZWEIFEL

Es gibt in dieser Geschichte offene Fragen, einige lassen sich wohl nie mehr beantworten, die Geschehnisse liegen bald 40 Jahre zurück, Beteiligte sind gestorben, andere wollen nicht mehr reden.

Aber man kann sich die Akten besorgen und in den vergilbten, mit Schreibmaschine getippten Seiten nach Ungereimtheiten suchen. Warum schossen zwei erfahrene Jäger auf einen Flüchtenden, obwohl es gegen das Jagdrecht verstößt? Warum entfernten sie die Gewehre und die Hülsen vom Tatort? Warum dauerte es drei Stunden, bis der schwer verletzte Pius Walder in ein Spital kam? Und was lässt sich aus dem waffentechnischen Gutachten schließen? Im Lauf von Walders Gewehr habe sich ein Pfropfen befunden, steht dort. Hatte der Wilderer an diesem Abend gar nicht geschossen?

Schon damals stießen die Ermittler auf Widersprüche. Sie hatten einen Geständigen. Aber war es wirklich ein Unfall? Oder doch ein gezielter Schuss? Hatten die Jäger den Wilderer erkannt? Der Aufsichtsjäger Sattler sagte: Ja, der Hans und ich haben damit gerechnet, dass der Pius Walder der Wilderer sein wird. Der Gehilfe Moscher beteuerte: nein. Versuchte hier ein Täter, sein Motiv zu verschleiern? Die Ermittler trugen belastendes Material zusammen, eine Verurteilung aus dem Jahr 1975 etwa.

Der Moscher hatte damals mit einem verbotenen Fuchseisen einen jungen Steinadler gefangen. Er schlug ihm auf den Kopf, trug ihn heim, trieb ihm einen Nagel durch den Schädel, hängte ihn an die Wand, und als er sah, dass er noch lebte, wand er ihm einen Schnürsenkel um den Hals und erwürgte ihn.

Der Moscher war seinerzeit wegen Tierquälerei zu einer Geldstrafe verurteilt worden und hatte seine Jagderlaubnis verloren, die Jägerschaft hatte ihn aber bald begnadigt. Er dürfte den Jägern dankbar gewesen sein.

Im psychiatrischen Gutachten für den Walder-Prozess stand:

Normale, aber dem unteren Normalbereich zurechenbare Intelligenzkapazität. Beobachtet sehr aufmerksam. Wirkt gehemmt und etwas kontaktgestört. Affekte werden unterdrückt. Kann aber Aggressionen in versteckter, getarnter Form ausleben. Den Pius Walder kenne er schon von klein auf an. Sie hätten sich schon gegrüßt, aber

nicht immer. Auch der Pius Walder habe ihn gegrüßt. Hier und da sei er von Pius Walder ausgespottet worden. Der habe sich nämlich immer als der Stärkere gefühlt.

Und weiter hieß es:

Etwas nachtragend, scheint Mühe zu haben, Kränkungen rasch und ganz zu bewältigen.

Ein Mann, der kein Interesse an Frauen habe, der eigentlich an gar nichts Interesse habe, nur an der Jagd. Sie sei alles für ihn.

Und dann war da noch diese Geschichte, die ausgerechnet der Aufsichtsjäger Sattler den Ermittlern erzählt hatte. Vor zwei Jahren sei jemand beim Moscher eingebrochen und habe Jagdtrophäen gestohlen. Der Moscher habe vermutet, dass es die Brüder Walder gewesen seien. Er habe gesagt, dass es, wenn er einen von ihnen treffe, „grob“ zugehen könne. Damit habe der Moscher gemeint, dass auch eine Schießerei nicht auszuschließen sei.

Zudem finden sich in den Akten Aussagen von Zeugen, die angeben, der Moscher habe auf einem Jägerball gesagt, dem nächsten Wilderer , den er treffe, schieße er nicht in die Füße, sondern in den Kopf.

Das Gericht entschied dennoch nicht auf Mord. Der Moscher saß eineinhalb Jahre, dann kam er frei.

Ein Urteil soll eine Gesellschaft versöhnen, in Kalkstein zerriss es schier das Dorf. Scheiben wurden eingeworfen, Jäger spitalreif geschlagen, der Pfarrer geohrfeigt, Sprengsätze gezündet, die Boulevardpresse schrieb von „sizilianischen Verhältnissen“. In einer ORF-Sendung bezeichnete Hermann Walder die beiden Jäger als Meuchelmörder.

Er redete und redete, klagte, wurde verklagt, er log (dass er damals den Pius zum Wildern in die Höll-Leiten gefahren hatte, gab er erst Jahre später zu), er wurde belogen, aber auf die eine Frage hat er bis heute keine Antwort.

Was geschah wirklich?

BODEN

Man kann sich heute umhören in Kalkstein. Es leben bloß noch 25 Leute hier, aber früher, in der Generation der Eltern, waren es über 70. Es gibt ein neues Wirtshaus, oben bei der Kirche, eine Bushaltestelle und eine Telefonzelle. Die Jungen ziehen weg, einige Höfe stehen leer, manche verfallen. Kalkstein hat keinen eigenen Pfarrer mehr.

Der Wirt sagt, es gebe eigentlich auch kein Dorfleben mehr, keine Feste, keine Bräuche. Das Dorf sei damals wie zerrissen gewesen, hier die Walders, da die Jäger.

Die Stimmung, sagt ein Bauer, der damals noch ein Kind war, sei im Dorf eher für die Jäger gewesen, gegen die Walders, weil die grob gewesen seien und sich alles genommen hätten. Das heiße nicht, dass der Pius selbst schuld gewesen sei, sagt ein anderer, man dürfe keinen erschießen, nur: Wenn einer immer wieder mit 150 über eine Brücke rase, bei der 80 erlaubt sei, würde es eben irgendwann krachen.

Es gab Streit um Pius‘ Grabstein, manche wollten dieses Mahnmal, diese Anklage, nicht auf ihrem Friedhof stehen haben. Das sei kein Ort des Zorns. Noch immer kommen Busse aus dem Tal mit Touristen, die sich das Grab anschauen wollen. Manchmal hält Hermann Walder dann eine kleine Rede, er wird immer laut dabei.

Wut ist so alt wie die Menschheit, eines der stärksten Gefühle, zu denen der Mensch fähig ist, aber sie gilt heute als peinlich und unzivilisiert, man hat versucht, sie den Menschen abzugewöhnen wie ein Laster, wie das Rauchen.

Es gibt Bücher über das Schicksal des Pius Walder, Filme, Lieder; Hermann und Pius , das lässt die Leute nicht los: Wut, nicht versteckt, sondern offen.

Es ist, als wäre Hermann Walder über die Jahre lauter geworden, das Dorf aber leiser. Viele schütteln den Kopf über ihn, es muss doch mal Ruhe sein. Die einen haben Pius’ Tod hingenommen, eine Gesellschaft muss ja irgendwann weitermachen,

doch der andere rast seit 40 Jahren im Kreis und kommt nicht vom Fleck. Was geschieht mit einem Menschen, dem die Wahrheit verschlossen bleibt?

Hermann Walder wohnt nicht mehr in Kalkstein, im Mörderdorf, wie er sagt, sondern unten in Sillian, aber seine Wut ist noch da. Sie hat sich bloß verändert. Ist weiter geworden, zielloser, kein reißender Fluss mehr, sondern ein Ozean. Seine Tiraden beginnen leise, doch wenn man länger mit ihm spricht, schwellen sie an, wie Sturmfluten, am Ende brüllt er, haut auf den Tisch, droht mit der Faust, endet plötzlich, verstummt, schaut auf die erhobene Hand, lässt sie fallen und manchmal kommt er einem dabei vor wie ein Greis, der seit vielen Jahren durch den Wald irrt und plötzlich auf eine Lichtung tritt, geblendet von der Sonne.

Als der Moscher vor fast zehn Jahren beigesetzt wurde, stand Hermann Walder vor dem Friedhof, hielt ein Schild und rief immer wieder, der Satan habe den Mörder jetzt in die Hölle unter die Glut befördert. Die Polizei musste kommen.

Was ist im Wald wirklich passiert?

Hermann Walders Geist tastet verzweifelt nach einer Antwort, wie die Hand eines Bergsteigers an einem glatten Fels. Der Pius ist tot. Der Moscher ist tot. Bloß der Sattler lebt noch, aber der redet nicht, hat nicht geredet, wird nicht reden. Oder?

SCHULD

Ein alter Bauer, der sie alle gut kannte, die Walder-Brüder, den Moscher, den Sattler, sagt zum Abschluss eines längeren Gesprächs, es gebe da noch eine Sache. Vom Moscher lebe noch ein Verwandter in der Gegend, und der behaupte, dass der Moscher unschuldig gewesen sei. Eine letzte Spur?

Sie passt zu einer Sache, die schon lange aus der glatten Oberfläche des Felsens stach, als habe eine Wurzel das Gestein gesprengt.

Als der Moscher aus dem Gefängnis kam, spürten Reporter ihn auf und wollten ein Interview. Er sagte: Ich sag nix, und stotterte stark dabei. Dann sagte er doch etwas: Die haben nur einen Dummen gesucht. Und der war ich.

Der Moscher hat vorher, zumindest laut den Akten, nie etwas Derartiges angedeutet, nicht in den Vernehmungen, nicht im Prozess. Und warum auch sollte ein Unschuldiger für einen anderen ins Gefängnis gehen?

Ein Besuch bei Moschers Verwandtem. Dessen Hof steht am Hang, in Richtung Sonne, etwa zehn Autominuten von Kalkstein entfernt. Der Hans hat hier bis zu seinem Tod gewohnt. Am Stall hängen heute noch Rehschädel, gegenüber steht das Wohnhaus, Touristen können hier übernachten, es gibt frische Milch, selbst gebackenes Brot und ein Jagdzimmer, in dem noch mehr weiße Schädel hängen, Rehe, Böcke, Hirsche, Gämsen. In einem Zimmer, so sagt man, hängt auch ein ausgestopfter Steinadler. Es ist der junge Steinadler, den der Moscher Hans damals erwürgt hat.

Ein junges Mädchen öffnet die Tür, die Familie isst zu Mittag, der Vater kommt heraus, ebenjener Verwandte vom Moscher. Er will nix sagen, sagt er gleich, bloß das: Jeder könne die Akten lesen und die Ungereimtheiten selbst erkennen.

Der Hans sei ein umgänglicher, liebenswürdiger Mensch gewesen, der niemandem etwas getan hätte. Ein bisschen gutgläubig vielleicht. Wer weiß, sagt er, vielleicht sei der Hans nur der Sündenbock gewesen.

Nie mehr habe der Hans über die Sache mit dem Pius geredet. Es gebe nur noch einen, der wisse, was damals passiert sei. Und der rede nicht.

Wer weiß, sagt der Mann vor dem Haus und wendet sich zum Gehen, vielleicht habe der Sattler ja einen Briefumschlag daheim, in irgendeiner Schublade, und in diesem Brief stehe die Wahrheit. Und vielleicht werde dieser Brief, wenn es ihn denn gibt, ja nach dem Tod des alten Mannes geöffnet.

Ob er das mit dem Brief weiß oder nur vermutet?

Er zuckt die Achseln, dann macht er die Tür hinter sich zu.

Unten, in der Gemeinde Innervillgraten, zu der Kalkstein gehört, recht ein alter Mann am Gehweg Laub zusammen. Er ist weder groß noch klein, hat graues Haar, wenig Falten, er trägt einen grünen Filzhut, wie Jäger es tun.

Als man ihn fragt, ob er Josef Mayer sei, vulgo Sattler, schaut er einen kurz an, nickt, recht dann weiter, ohne Hast, neben sich einen Buben, der es ihm nachtut.

Ob er über die Nacht vor fast 40 Jahren reden möchte?

Der Mann recht weiter.

Der Bub ruft: Du musst lauter reden, der Opa hört nicht mehr so gut!

Man fragt noch mal, lauter.

Der alte Mann schaut wieder auf, die Augen sind wach, er hört auf zu rechen, kommt ganz nah, sagt dann leise: „Keine Zeit."

Ein ironisches Lächeln geht über sein Gesicht. Er recht noch ein bisschen weiter, dann geht er hinauf zum Haus, eine alte Frau erscheint und hält die Tür auf.

Ein Gericht hat geurteilt: Dieser Mann ist unschuldig. Der Moscher hat den Pius versehentlich erschossen. Der alte Mann muss mit niemandem über die Nacht vor fast 40 Jahren reden, wenn er nicht will.

An der Mauer des Hauses steht eine Holzbank mit Blick in den Garten, man kann darauf gut alt werden. Die untergehende Sonne färbt jetzt alles rot, die Berge droben, drunter die Lärchen an den Hängen, Nadelbäume, die im Herbst rostbraun werden, als sei etwas im Boden, sie leuchten hell, wie Fackeln.

Oben in Kalkstein liegt Schatten über dem Grab des Pius Walder. Der Winter kommt und wird sieben Monate bleiben, die Toten liegen in der Erde, und irgendwann wird auch im Tal keiner mehr da sein, der sagen kann, was wahr ist und was bloß erfunden.

**Name von der Redaktion geändert*

»Das ist das Endgame«

Vor einem Jahr überrennen die Taliban Kabul. Die Hauptstadt wird zur Falle für Tausende Afghanen – und die Leute der deutschen Botschaft. In Berlin regiert Ignoranz. Doch dann beginnt eine wilde Rettungsmission. Erster Teil.

Von Matthias Gebauer und Konstantin von Hammerstein, DER SPIEGEL, 30.07.2022

Am Montagmorgen um sechs bebt die Erde. Der Boden schwankt, die Wände wackeln, doch Chris Klawitter neigt nicht dazu, nervös zu werden. Der Geschäftsmann aus Hamburg lebt seit zwei Jahrzehnten in Kabul. Er weiß, wie sich Erdbeben anfühlen.

Aber dieses Mal ist es anders, das Beben hört nicht auf. Klawitter läuft nach draußen. Er hat die Nacht in einem Wohncontainer auf dem militärischen Teil des Flughafens verbracht. Die Botschaft hatte ihn am Nachmittag um kurz nach drei angerufen: »Chris, komm sofort zum Airport. Wir evakuieren.« So wird er die Geschichte später erzählen.

Er hatte es kommen sehen. Am Sonntagvormittag war Klawitter noch in der Stadt gewesen. Seine amerikanischen Auftraggeber wollten ihn erst nicht gehen lassen, am Ende ließen sie ihn doch, gaben ihm aber die georgischen Bodyguards mit. Da warteten vor den Banken in der Hauptstadt schon lange Schlangen, es wurde geschossen. Auf dem Rückweg sah er bewaffnete afghanische Polizisten, die ihre Uniformen weggeworfen hatten und mit ihren Pick-ups in Richtung Flughafen flohen.

Die Taliban rücken vor, und jetzt spürt Klawitter, wie die Erde bebt. Er blickt über die Landebahn auf den zivilen Teil des Flughafens. Was er dort in der Ferne im Morgendunst sieht, erschreckt ihn. Da ist eine riesige Mauer, die sich zu bewegen scheint. »Oh, krass!«, habe er sich gedacht, »das Erdbeben ist so stark, dass es Mauern verschiebt.«

Aber es ist keine Mauer, auch kein Erdbeben, es sind Menschen. Kinder, Frauen, Männer, Tausende verzweifelte Afghanen, die zur Landebahn laufen und den Boden in Schwingung versetzen. Klawitter spürt, wie die Angst in ihm hochkriecht. Er hat viel erlebt in Afghanistan, auf ihn wurde geschossen, Sprengsätze explodierten, aber das hier ist der Horror. Er will nicht erschlagen oder überrannt werden von verzweifelten Menschen auf der Flucht vor den Taliban.

Er sieht gepanzerte Kampffahrzeuge auffahren. Es sind britische und amerikanische Marines, die auf seiner Seite der Landebahn in Stellung gehen. Sie liegen auf dem Boden und eröffnen das Feuer; Warnschüsse, über die Köpfe der Menschen hinweg.

Klawitter hat genug gesehen. Er rennt zurück in den Container, rafft seine Sachen zusammen und läuft die paar Hundert Meter zu dem Compound, in dem die deutsche Botschaft untergekommen ist. Die Diplomaten sind dort nicht allein.

In dem Gebäude sind auch Bundespolizisten und Spezialkräfte aus Tschechien, Spanien und Italien untergebracht. Jetzt stehen die Männer schwer bewaffnet auf den Gängen und bereiten sich auf das Schlimmste vor. Sie sind nicht dafür ausgerüstet, Menschenmengen unter Kontrolle zu bringen, sie haben nur scharfe Munition. Wenn es zum Äußersten kommt und das Gebäude gestürmt wird, müssen sie damit auf verzweifelte, unbewaffnete Männer, Frauen und Kinder schießen.

An diesem Montagmorgen im August ahnt Klawitter noch nicht, dass die nächsten elf Tage sein Leben verändern werden. Nichts ist danach so, wie es vorher war. Die vergangenen Jahre hat er für die US-Armee gepanzerte Autos importiert. Jetzt wird er eine entscheidende Rolle dabei spielen, wenn die Bundeswehr Tausende Menschen aus der afghanischen Hauptstadt evakuiert.

Ein paar Monate später sitzt er in einem Hamburger Café und erzählt. Auf seinem Tablet hat er Hunderte Fotos und Videos vom Kabuler Flughafen mitgebracht (von denen der SPIEGEL jetzt einige veröffentlicht). Das Treffen beginnt am Mittag und endet, als es draußen schon lange dunkel ist.

Gut möglich, dass Klawitter bald als Zeuge vor dem Untersuchungsausschuss des Bundestags aussagen wird, der die elf dramatischen Tage von Kabul und ihre Vorgeschichte aufklären soll. So wie all die Diplomatinnen, Soldaten, BND-Agenten, Bundespolizisten und Minister, mit denen sich der SPIEGEL in den vergangenen Monaten getroffen hat.

Viele von ihnen erzählen ihre Geschichte zum ersten Mal öffentlich, einige von ihnen zur Sicherheit nur unter Decknamen. Der SPIEGEL hat ihre Schilderungen mit denen anderer Beteiligter abgeglichen und sich wörtliche Zitate von den betreffenden Personen bestätigen lassen, hat darüber hinaus vertrauliche Aktennotizen, Krisenstabsprotokolle und internen Mailverkehr ausgewertet. So ist es jetzt möglich, den deutschen Anteil am Drama von Kabul zu rekonstruieren, das im vergangenen August die Welt in Atem hielt.

Es ist eine Geschichte von menschlichem Elend und Verzweiflung, von Verrat, Gewalt und Hoffnung, von Fehleinschätzungen, Missverständnissen und politischem Versagen. Sie erzählt von Eitelkeit und Missgunst, von Ignoranz und

Wirklichkeitsverlust, aber auch von Menschlichkeit, Mut, Hilfsbereitschaft und stillem Heldentum. Vor allem ist es die Geschichte einer menschlichen Katastrophe.

Sie beginnt zwei Wochen vor jenem 16. August 2021, als Chris Klawitter morgens am Flughafen von Kabul aufwacht und die Erde bebt. Da rückt die afghanische Wirklichkeit plötzlich gefährlich nah an die Deutschen heran.

Am Abend des 3. August sitzt der deutsche Gesandte in Kabul mit zwei Journalisten am Pool der Botschaft. Jan Hendrik van Thiel ist seit Mitte Juli auf seinem Posten. Einen Botschafter gibt es gerade nicht, der alte ist weg, der neue noch nicht da. Und so leitet van Thiel als Geschäftsträger die deutsche Vertretung. Er kennt das Land. Vor gut zehn Jahren hat der erfahrene Krisendiplomat in Faizābād im Nordosten ein zivilmilitärisches Wiederaufbauteam geleitet.

Van Thiel sitzt also an diesem Dienstagabend mit seinen beiden Gästen am Pool, als eine gewaltige Explosion die Botschaft erschüttert. Was dann passiert, schildert er so: Er sieht, wie der Himmel von einem Feuerball erleuchtet wird, dann fallen in der Nähe Schüsse. Kalaschnikow, Maschinengewehr, gelegentlich Granatwerfer. Stundenlang geht das so.

Über Lautsprecher wird Alarm gegeben. Van Thiel rennt mit seinen Gästen in den - geschützten Wohncontainer. Die Bundespolizisten, die das Gelände sichern, schalten sich in ihrer Operationszentrale auf den Livestream aus dem amerikanischen Beobachtungszeppelin, der Tag und Nacht über der hoch gesicherten »Green Zone« mit ihren vielen Botschaften steht.

Die Überwachungskameras des Zeppelins haben sich auf eines der Häuser des afghanischen Verteidigungsministers gezoomt. Auf dem Balkon ist ein Mann zu sehen, offenbar einer der Attentäter, der von Sicherheitskräften beschossen wird. Der Minister lebt, er war nicht da, aber es gibt mindestens vier Tote.

Van Thiel muss dringend in sein Büro, um eine Meldung nach Berlin abzusetzen, aber seine Personenschützer befürchten Querschläger. Er setzt sich über ihre Bedenken hinweg, rennt über den Hof in den Bürocontainer und schickt eine kurze Mail ans Auswärtige Amt (»Lagebild noch unvollständig/Botschaft wohlauf«). Die Antwort lässt nicht lange auf sich warten, Berlin will am Abend noch eine Schaltkonferenz.

Am Telefon ist Antje Leendertse, eine Staatssekretärin. Van Thiel gibt das Gespräch später so wieder: Anschlag in Kabul? »Aber das läuft ja gar nicht als Tickermeldung«, sagt Leendertse. Damit hat das Ereignis aus deutscher Perspektive quasi gar nicht stattgefunden. Der Diplomat hat Mühe, die Fassung zu bewahren.

Nebenan bellt ein Maschinengewehr, ein paar Hundert Meter von der Botschaft entfernt ist eine Bombe hochgegangen, er hat den Feuerball gesehen, und Berlin

zweifelt, dass überhaupt etwas vorgefallen ist? Da schaltet sich eine Mitarbeiterin von Leendertse ein. »Ist doch getickert worden«, sagt sie, »und ›Bild‹ hat's auch schon gemeldet.« Da sei dann alles gut gewesen, sagt van Thiel später. Wenn's getickert worden ist, wird's ja wohl passiert sein.

Dass Berlin oft die Peilung fehlt, sind sie in Kabul gewohnt. Da ruft schon mal mitten in der Nacht das Krisenreaktionszentrum des Auswärtigen Amts an und fragt besorgt nach, ob denn alles okay sei nach dem Anschlag. Dabei ist die Bombe in Kandahar hochgegangen, gut 500 Kilometer von Kabul entfernt. Ist ja auch nicht ganz einfach, aus der Ferne den Überblick zu behalten.

Doch mit dem Leendertse-Telefonat ist für van Thiel eine neue Stufe der Ignoranz erreicht. Den Taliban ist es gelungen, trotz aller Checkpoints und Sicherungen im Zentrum der Hauptstadt einen komplexen Angriff auf ein hochwertiges Ziel auszuführen. Die Sicherheitskräfte brauchen Stunden, um die Gebäude zurückzuerobern. Davon wird sich die Regierung in Kabul nicht mehr erholen. Begreift man in Berlin denn nicht, was dieser Anschlag bedeutet? Oder – schlimmer noch – will man es gar nicht begreifen?

Das Pippi-Langstrumpf-Prinzip, kurz PLP, wird von Psychologen und Managementtrainern als Zustand anhaltender Realitätsverweigerung beschrieben. Seinen Namen verdankt es dem Titelsong der Fernsehserie: »Ich mach' mir die Welt, widdewidde wie sie mir gefällt!«

Im Sommer 2021 scheint halb Berlin unter PLP zu leiden. Es gibt ja aus Sicht der Regierung auch Gründe, die Entwicklung in Kabul zu ignorieren. Das Afghanistandebakel ist kein Gewinnerthema im Wahlkampf. Vielleicht hat man Glück, und die Sache geht erst nach der Bundestagswahl am 26. September den Bach runter.

Oder: Es kann gar nicht sein, dass Kabul in die Hände der Taliban fällt, denn in Berlin ist man noch nicht so weit. Seit Monaten können sich die vier Ressorts Außen, Verteidigung, Innen und Entwicklung nicht darauf einigen, welche afghanischen Ortskräfte wie nach Deutschland geholt werden sollen.

Während am Hindukusch die Taliban eine Provinz nach der anderen übernehmen, wandern in den Ministerien die Gittermappen mit den Beamtenvorlagen den Dienstweg hoch und wieder runter; Vermerke werden verfasst, kommentiert, abgezeichnet, abgelegt. Arbeitsgruppen tagen, es gibt Telefonkonferenzen, Koordinierungsrunden, interministerielle Besprechungen. Zweimal wird selbst die Kanzlerin zappelig und drängt im Kabinett darauf, man solle sich doch endlich einigen. Doch später fasst das Kanzleramt nicht nach, und so passiert nichts.

Ein paar Wochen lang wird die Idee ventiliert, Ortskräfte und deutsche Staatsbürger mit Chartermaschinen auszufliegen. Die Kanzlerin findet das gut, aber dann

verschwindet sie in den Urlaub. Immer neue Besprechungen werden angesetzt, man dreht sich im Kreis. Das Innenministerium stellt sich mit den Visa an, das Auswärtige Amt bei den Kosten. Am Ende geht es um ganze zwei Maschinen, die man chartern will. Doch als sie endlich fliegen sollen, haben in Kabul längst die Taliban die Macht übernommen.

Und dann gibt es Horst Seehofer. Der Innenminister von der CSU hat noch 2018 mit irritierendem Stolz verkündet, »ausgerechnet an meinem 69. Geburtstag sind 69 – das war von mir nicht so bestellt – Personen nach Afghanistan zurückgeführt worden«. Jetzt drängt er darauf, die Abschiebeflüge für afghanische Straftäter wieder aufzunehmen. Seehofer hat kein Interesse an schlechten Nachrichten aus Kabul.

Sein Kollege Heiko Maas aus dem Außenamt auch nicht. Maas hält sich die Probleme ohnehin gern vom Leib, für ihn wäre das Thema allenfalls interessant, wenn er sich als Gastgeber einer afghanischen Friedenskonferenz inszenieren könnte. Das brächte wenigstens schöne Fernsehbilder.

Kein einziges Mal greift der Außenminister zum Telefon, um sich von seinem Mann in Kabul die Lage schildern zu lassen. Warum auch, wird er sich später im Gespräch mit dem SPIEGEL rechtfertigen – schließlich müsse der Dienstweg eingehalten werden.

Dem Gesandten in Kabul wird aus der Zentrale bedeutet, bitte keine »DKoRs« zu schreiben. Diese »Diplomatischen Korrespondenzen« der Botschaften werden in der Bundesregierung breit verteilt. Van Thiel gilt im Amt als Klartextmann, deshalb soll er nun tunlichst per Mail kommunizieren. Da lassen sich schlechte Nachrichten besser unter der Decke halten.

Der Berliner Regierungsapparat versinkt in jenen Wochen in sommerlicher Lethargie, auch der Bundestagswahlkampf dümpelt vor sich hin. Im Auswärtigen Amt sind viele der Afghanistanfachleute in den Ferien oder ganz frisch auf ihrem Posten. Der zuständige Staatssekretär Miguel Berger ist im Urlaub, als ginge ihn die Entwicklung am Hindukusch nichts an. Und dann will es das Unglück auch noch, dass ausgerechnet einer der erfahrensten Krisenmanager in den entscheidenden Tagen wegen einer dringenden Operation ausfällt.

Ende Juli 2021 übernimmt Antje Leendertse das Kommando. Die Staatssekretärin ist eine langgediente Diplomatin, ein paar Wochen später wird sie als deutsche Botschafterin bei den Vereinten Nationen nach New York wechseln. Doch Leendertse hat mit Afghanistan wenig am Hut. Sie ist keine Expertin, sie war nie dort, sie ist nur die Urlaubsvertretung.

Die Front, an der sie in Stellung gehen muss, liegt auch nicht in Kabul, sondern in Berlin, zwischen Spree und Brandenburger Tor. Ihr machen nicht die Taliban Sorgen, sondern die Seehofer-Leute im Innenministerium, denn die bremsen beim

Ortskräfteverfahren und wollen, dass endlich wieder Abschiebeflüge stattfinden. Der nächste ist für den 4. August geplant.

Am Abend davor steckt die Staatssekretärin in einer Schaltkonferenz zur internationalen Gesundheitspolitik, die gegen 19 Uhr beendet ist. Was dann passiert, schildert Leendertse dem SPIEGEL so: Um 19.30 Uhr ruft ein Mitarbeiter der Rechtsabteilung an und sagt, man müsse den Abschiebeflug am nächsten Tag absagen – wegen des Sicherheitsvorfalls. Ob sie den Staatssekretär im Innenministerium anrufen könne?

Welcher Sicherheitsvorfall? Na ja, van Thiel habe doch den Anschlag von Kabul gemeldet und dass die Botschaft unter Beschuss sei. Leendertse hat die Mail noch nicht gelesen, aber sie weiß, dass ein paar Zeilen aus Kabul nicht reichen werden, um das Innenministerium von seinem Abschiebeflug abzubringen. Dafür braucht sie schon mehr Munition. Und so ordnet sie eine Schaltkonferenz mit den »üblichen Verdächtigen« an, wie sie sagt.

Gegen 20 Uhr sind alle versammelt, Leendertse lässt sich von van Thiel berichten, was in Kabul passiert. Der Anschlag auf das Anwesen des Verteidigungsministers wird inzwischen von den Nachrichtenagenturen gemeldet. Die Staatssekretärin merkt, dass der Gesandte verärgert ist, weil seine Schilderungen ihr nicht reichen, aber ihr sitzt das Innenministerium im Nacken.

Sie braucht eine Gefährdungseinschätzung vom Sicherheitsberater der Botschaft. Der ist Bundespolizist, stammt also aus dem Geschäftsbereich des Seehofer-Ministeriums. Wenn auch er sagt, dass es zu gefährlich sei, am nächsten Tag zum Flughafen zu fahren, dann hat sie genug Munition. Der gewünschte Bericht trifft wenig später in Berlin ein, Leendertse lässt den Abschiebeflug absagen.

Der Bezugsrahmen, in dem Berlin operiert, ist administrativ-bürokratisch, in Kabul dagegen herrscht Krisenmodus. Das führt zu ständigen Missverständnissen. Die Botschaft bekommt täglich mit, wie sich die Ordnung um sie herum auflöst und die Macht der Regierung zerfällt. Sie warnt, sie drängt, sie will sich endlich auf den Notfall einstellen.

Für Leendertse dagegen ist die Vertretung in Afghanistan nur einer von vielen Bällen, die sie in der Luft halten muss. In Berlin geht selten etwas schnell, da muss man das Bohren dicker Bretter beherrschen. Und es gilt schon als Erfolg, jeden Tag wenigstens einen kleinen Schritt voranzukommen, auch wenn man der Entwicklung in Kabul immer weiter hinterherhinkt.

Jeden Sonntag treffen sich die Diplomaten von EU, Nato, Großbritannien, den USA und Deutschland in der afghanischen Hauptstadt zum Frühstück. Als van Thiel dort am 11. Juli zum Amtsantritt aufkreuzt, ist die Stimmung nach seiner Erinnerung düster. Ja,

sagen die Kollegen, alles ist ganz furchtbar. »Wie viel Zeit bleibt uns noch?«, fragt van Thiel. Na, ein paar Monate haben wir wahrscheinlich noch.

Beim nächsten Sonntagsfrühstück ist die Stimmung noch düsterer. Jetzt heißt es: Wir reden nicht mehr über Monate, sondern über Wochen. Van Thiel lädt die Generäle der Briten und Amerikaner in die deutsche Botschaft ein. Er will wissen, wie sie die militärische Lage einschätzen. Das Treffen ist am 7. August, van Thiel hat zwei Mitarbeiter dabei. Besser, es gibt Zeugen. In Berlin soll später niemand sagen können, er habe sich etwas zusammenfantasiert.

Die Militärs nennen den 31. August. So lange werde Kabul wohl durchhalten können, glauben sie. Aber die Taliban müssten die Hauptstadt gar nicht erobern, es reiche schon, wenn sie jederzeit Elektrizität, Wasser und die Verkehrsverbindungen abknipsen könnten. »Dann sind wir raus«, sagen die Generäle, »wir können uns doch nicht zu Geiseln der Taliban machen.« All das meldet van Thiel nach Berlin. Seine Warnungen werden immer dringlicher.

Unter dem Betreff »Alarmstufe dunkelgelb« schreibt er am 11. August in einer vertraulichen Mail ans Auswärtige Amt, »unsere Fahrer waren heute bei den Amis und haben große Zahlen ausreisen sehen«. Bei einem Abendessen habe er anschließend erfahren, dass die Amerikaner »ihre Leute und Nato« ausflögen. Der letzte Flieger solle am 25. August das Land verlassen: »Das darf – normativ! – nicht wahr sein, ist aber dennoch – faktisch – vielleicht nicht so ausgeschlossen, wie ich es meinen möchte.«

Einen Tag später tippt van Thiel abends in die Betreffzeile seiner Mail: »Wir kommen in die hellroten Töne hinein.« Und dann im ersten Satz seiner Mail: »Wir arbeiten uns in die Rottöne voran.« Smiley.

Man sei gerade unterrichtet worden, dass die britische Botschaft nebenan bis zum Sonntag an den Flughafen verlegt werde. Diese Entscheidung werde wohl einen »Dominoeffekt« bei den Nachbarn Kanada und Japan auslösen. »Es zieht sich zu«, schreibt van Thiel, »Blitz und Donner für die nächsten Tage erwartet.«

Doch Berlin will nicht evakuieren. Bloß nicht signalisieren, dass man Afghanistan aufgegeben hat. Das, so die Befürchtung, könnte das Land noch schneller destabilisieren. Im Übrigen: Wie soll man die Ortskräfte ausschleusen, wenn es keine Botschaft mehr gibt?

Dabei hat man in den letzten Monaten alles dafür getan, die Rettung dieser Menschen zu verschleppen.

Van Thiel flüchtet sich in rheinischen Galgenhumor. »Ist noch immer alles jut jejangen«, schreibt er und meint damit nicht die Botschaft, sondern das Schicksal der

afghanischen Ortskräfte, »aber wenn das an irgendeiner Stelle diesmal schiefgehen sollte, so wäre dies vermeidbar gewesen.«

Endlich Urlaub, denkt Tobias. Ein paar Tage Griechenland mit der Freundin. Abschalten, Sonne tanken, entspannen. Wenn da nicht das Handy wäre. Tobias ist ein Deckname, sein richtiger Name darf nicht genannt werden, der Mann ist Oberstleutnant der Eliteeinheit Kommando Spezialkräfte. Jetzt in Griechenland kann er gar nicht anders. Er muss von oben nach unten wischen und dann von unten nach oben durch all die Meldungen, den ganzen Tag lang. So wird er es später berichten

Es sind Hiobsbotschaften aus Afghanistan. Am 8. August fällt Kunduz. Am 11. August reist der afghanische Präsident in den Norden, um die lokalen Warlords um Hilfe zu bitten, seine erbitterten Feinde. Das ist etwa so, als würde der Hamburger Bürgermeister die Hells Angels anbetteln, ob sie seine Polizei unterstützen könnten. Am 12. August läuft das 207. Armeekorps in Herat zu den Taliban über.

Tobias sitzt in der griechischen Augustsonne, aber mit dem Kopf ist er in Afghanistan. »Das ist das Endgame« habe er gedacht, erzählt er später. Der Offizier war in den vergangenen Jahren viermal bei Geheimeinsätzen am Hindukusch. Jetzt verfolgt er wie ein Süchtiger auf seinem Handy, wie das Land dem Abgrund entgegentaumelt.

Am Freitag, dem 13. August, fliegt er zurück nach Deutschland und ruft beim Einsatzführungskommando in Potsdam an. Werden wir gebraucht? Nee, heißt es da, wir schicken am Montag erst mal ein Erkundungskommando los. Na gut, dann kann er wohl doch wie geplant zum Angeln nach Brandenburg.

In den ersten Augusttagen kehrt Fisch zurück nach Kabul. Warum er Fisch heißt? Gute Frage. Vielleicht weil er Segler ist. Oder weil er aus Wilhelmshaven kommt. Bei der Eliteeinheit der Bundespolizei, der GSG 9, haben alle einen Decknamen, und Fisch heißt nun mal Fisch.

Fest steht, dass er im Dienst einen Ruf hat, und was für einen. 56 Jahre alt, drei Touren Afghanistan, drei in Bagdad, einmal Kosovo und 1989 im Bürgerkriegsland El Salvador. Es gibt nur wenige, die so krisenerfahren sind wie Fisch.

Segeln ist ein teures Hobby, und so meldet sich Fisch freiwillig zu seinem vierten Einsatz in Afghanistan. In Kabul gibt es die höchste Auslandszulage. Dieses Mal ist er Sicherheitsberater des Botschafters. Ihm unterstehen die Personenschützer der Bundespolizei, und er koordiniert die Sicherheitsvorkehrungen für die diplomatische Vertretung. Im Juli 2020 tritt er seinen Dienst an. Ein paar Wochen Afghanistan, ein paar Wochen Heimaturlaub, ein paar Wochen Afghanistan. So sieht er aus, der Dienst.

Jetzt ist er wieder da. Fisch ist gut vernetzt in der Sicherheits-Community der Hauptstadt. Was er dort mitbekommt, beunruhigt ihn. Die Taliban haben den Ring um Kabul geschlossen, hört er am 9. August.

Fisch weiß, wie schwachbrüstig die Evakuierungspläne für die Botschaft sind. Zwar hat die Bundeswehr zugesagt, die Diplomaten im Notfall vom internationalen Flughafen auszufliegen, doch da muss man erst mal hinkommen. Wie soll das gehen, wenn in der Stadt Gewalt und Chaos herrschen? Nicht unser Problem, sagen die Militärs.

Monatelang hat die Vertretung deshalb in Berlin darauf gedrängt, für den Ernstfall einen privaten Hubschrauber-Dienstleister unter Vertrag zu nehmen. Im Gespräch ist eine Firma, die schon für die Bundeswehr geflogen ist, doch die erhöht plötzlich die Preise. Dem Auswärtigen Amt ist das zu teuer, es drängt auf Vergleichsangebote und eine Ausschreibung – als hätte man alle Zeit der Welt.

Man kann es kurz machen: Es wird keine Hubschrauber geben, bis zum Schluss nicht. Stattdessen sieht Fisch nun die riesigen US-Helikopter, die ständig über die deutsche Botschaft fliegen. Schon seit Tagen schaffen die Amerikaner Mensch und Material zum Flughafen. Auch das ein Alarmzeichen.

Aus Berlin gibt es immer noch keine Weisung, die Evakuierung der Botschaft vorzubereiten. Fischs Männer steigen ihm langsam aufs Dach. Bevor man abzieht, müssen noch Massen an sensiblem Material vernichtet werden. Wie soll man das schaffen?

Und so legen sie los, ohne Weisung. Im Garten der Deutschen brennen jetzt Tag und Nacht große Feuer. Die Bürokratenarbeit von zwei Jahrzehnten geht in Flammen auf. Wegen möglicher Rentenansprüche sind die Personalakten der Ortskräfte archiviert worden. Ein Albtraum, wenn sie in die Hände der Taliban fallen würden.

Waffen, Munition und Kommunikationsequipment, das sie bei einer Evakuierung nicht mitnehmen können, werfen die Bundespolizisten in einen ausgetrockneten Brunnen auf dem Gelände. Eine Ladung Waffen, eine Schicht schnell bindender Zement, dann wieder Waffen und Zement.

Und die 15 gepanzerten Mercedes-Geländewagen, das Stück für geschätzt eine halbe Millionen Euro? Hinter der Botschaft gibt es eine Brachfläche. Fisch und seine Männer zerstören erst die Steuermodule, dann rollen sie die schweren Autos mit einem Gabelstapler über das Feld, bis sie Schrott sind. Die Taliban werden keine Freude an ihnen haben.

Die Nachrichten, die den General in der Nacht vom 12. auf den 13. August erreichen, beunruhigen ihn. Markus Laubenthal ist stellvertretender Generalinspekteur der Bundeswehr, sein Chef ist in diesen Tagen im Urlaub in Italien.

US-Medien melden, dass Washington 3000 Männer und Frauen der 82nd Airborne Division aus Fort Bragg in North Carolina an den Kabuler Flughafen verlegt. Laubenthal kann sich denken, was das heißt. Wenn die Amerikaner ihre schnelle Eingreiftruppe schicken, dann wird es ernst.

Er kennt die Pläne für eine militärische Evakuierungsoperation, die schon im April von der Bundeswehr ausgearbeitet wurden, vor ihrem Abzug aus Afghanistan. Er hat die Berichte der westlichen Geheimdienste gelesen, die immer noch davon ausgehen, dass Kabul frühestens in 30 bis 90 Tagen an die Taliban fällt.

Dem General ist klar, dass die Entscheidung der Amerikaner den Druck im Kessel gewaltig erhöht. Aber der Plan ist nun mal der Plan, und der sieht so aus: Am nächsten Montag soll ein Krisenunterstützungsteam aus Diplomaten und Soldaten nach Kabul geschickt werden, am Dienstag sollen Aufklärungskräfte folgen, am Mittwoch Unterstützungskräfte, am Donnerstag die Hauptkräfte.

Freitagnachmittags trägt Laubenthal diese Überlegungen den Obleuten der Bundestagsfraktionen vor. Am Abend geht die erste Weisung aus dem Ministerium ans Einsatzführungskommando der Bundeswehr.

Die Informationen aus Berlin lösen bei den Militärplanern in Potsdam noch keinen erhöhten Blutdruck aus. Die Rede ist von etwa 260 Menschen, die zu evakuieren seien. Das sind maximal drei Umläufe mit dem Transportflieger A 400M. In zwei Tagen müsste die Sache erledigt sein.

Donnerstag nacht entscheidet Leendertse, wegen der Zuspitzung der Lage die für Montag geplante Sitzung des Krisenstabs auf Freitagvormittag vorzuziehen. Die Staatssekretärin leitet ein, dann hat van Thiel das Wort. Er ist telefonisch aus Kabul zugeschaltet.

Der Gesandte schildert die Situation. Die Taliban stehen vor der Stadt, die benachbarten Japaner wollen abziehen, auch die Kanadier ziehen ab, und die Amerikaner dünnen ihre Botschaft aus.

In der Nacht ist der Compound der Deutschen systematisch von einer Drohne abgeflogen worden. Nicht weit entfernt, auf dem Gelände des früheren Nato-Hauptquartiers, wurde Alarm ausgelöst, die Ursache ist noch unklar. »Wir haben nicht mehr sehr viel Zeit«, sagt van Thiel, »wir müssen uns evakuierungsbereit machen.«

Dann ist Tania von Uslar-Gleichen an der Reihe. Ihre Mitarbeiter haben der Vizepräsidentin des Bundesnachrichtendienstes einen Sprechzettel vorbereitet. Van Thiel hat man angemerkt, dass er angespannt ist. Wer wäre das nicht in seiner Lage? Die Sprache der BND-Frau dagegen ist ausgewogen, bürokratisch, unterkühlt.

Sie trägt vor, was man ihr aufgeschrieben hat: Die Taliban hätten kein Interesse an der militärischen Einnahme Kabuls. Eine Übernahme der Stadt vor dem 11. September sei eher unwahrscheinlich. Ein vollständiger militärischer Abzug der internationalen Gemeinschaft und »diplomatische Absetzbewegungen« könnten diesen Prozess allerdings beschleunigen.

Van Thiel hört am Telefon zu. Er kann es kaum glauben. Die Afghanen lösen ihre Konten auf, die Lebensmittel werden teurer, der afghanische Präsident fliegt mit 56 Leuten nach Washington – und 39 bleiben gleich in den USA. Das alles hat er nach - Berlin gemeldet. Die Zeichen sind eindeutig. Warum nimmt man ihn nicht ernst?

Nach der Vizepräsidentin sind zwei ihrer Mitarbeiter an der Reihe. Van Thiel bekommt das nicht mit, er ist ja nur über Telefon zugeschaltet. Er muss unbedingt etwas sagen, so kann er das nicht stehen lassen, doch die Staatssekretärin schneidet ihm das Wort ab. Teilnehmer der Sitzung berichten später, Leendertse habe ganz offensichtlich die schlechten Nachrichten aus Kabul nicht hören wollen. Das Abwiegeln der BND-Frau passt besser zur politischen Linie des Ministeriums.

Zwar schränken Uslar-Gleichens Mitarbeiter jetzt ein, dass es natürlich auch ganz anders kommen könne, falls bestimmte »Triggerpunkte« erreicht würden. Im vertraulichen Ergebnisprotokoll aber, das später öffentlich wird, steht nur der fatale Satz: »Übernahme Kabuls durch TLB vor 11. 9. eher unwahrscheinlich.« Es ist die Bankrotterklärung des BND.

Van Thiel hängt noch in der Schaltkonferenz mit Berlin fest, als er eine indische Tickermeldung sieht. In dieser Nacht schon kämen die Taliban nach Kabul, liest er. Per Mail bietet er seinen Leuten eine Wette an. Wer liegt näher dran: die Inder oder der BND? »Ich setze auf die Inder«, schreibt er.

Am Samstagmorgen bekommt Fisch über WhatsApp eine Nachricht seines amerikanischen Kollegen. Man werde die Botschaft innerhalb der nächsten 72 Stunden verlassen, schreibt der Sicherheitsberater der US-Vertretung. Die Sicherheitssysteme der »Green Zone« würden runtergefahren, alle Partnernationen seien aufgefordert, ihre Botschaft ebenfalls zum militärischen Teil des Flughafens zu verlegen. Wer Unterstützung brauche, solle sich melden.

Fisch informiert van Thiel. Der ruft den amerikanischen Geschäftsträger an, doch der US-Diplomat eiert zunächst herum. 48 Stunden, sagt er schließlich laut van Thiel, so viel habt ihr noch.

Als Sicherheitsberater steckt Fisch in einer schwierigen Situation. Er ist Polizist und kein Diplomat, aber im Auslandseinsatz untersteht er dem Auswärtigen Amt. Das allerdings scheint seine Lageeinschätzungen konsequent zu ignorieren. Wie soll er sich verhalten?

Er telefoniert mit Dieter Romann, dem Präsidenten der Bundespolizei. Der gibt seinem Mann in Kabul einen heiklen Rat. Wenn er das Gefühl habe, die Botschaft müsse evakuiert werden, und das Auswärtige Amt spiele nicht mit, solle er die Diplomaten in »vorsorgliche Inobhutnahme« nehmen.

Fisch weiß, was das bedeutet. Wenn sich der Gesandte bockig anstellen sollte, würde er ihm die »Acht« anlegen und ihn mitnehmen. Handschellen also. Er erzählt das später, ohne die Miene zu verziehen. Romanns Empfehlung ist auch eher theoretischer Natur, tatsächlich beurteilen Fisch und van Thiel die Lage gleich.

Von Wochenendruhe kann in Berlin keine Rede sein. Am Samstagmorgen um acht konferiert Angela Merkel in einer Videoschalte mit allen Kabinettsmitgliedern, die in der Afghanistanfrage Karten im Spiel haben. Außen, Innen, Verteidigung. Auch Vizekanzler Olaf Scholz ist dabei.

Das Verteidigungsministerium hat die anderen Ressorts am Tag zuvor bei der Krisenstabssitzung mit der Ankündigung überrascht, »robuste Kräfte« nach Kabul schicken zu wollen. Es geht um 300 Männer und Frauen. Jetzt streiten sich die Koalitionspartner, ob der Einsatz ein Bundestagsmandat erfordert.

Im Auswärtigen Amt sorgen van Thiels Berichte aus Kabul für Unruhe. Was ist dran an den Meldungen, dass die Amerikaner abziehen wollen? Lässt sich das verifizieren? Die deutsche Botschafterin in Washington soll alle Kontakte anzapfen, der Politische Direktor und Staatssekretär Berger sollen jeweils ihre nutzen. Berger ist inzwischen aus dem Urlaub zurück.

In Berlin hofft man immer noch, dass es vielleicht doch nicht so schlimm kommen wird. Per Mail meldet sich Markus Potzel an diesem Samstag bei van Thiel. Der Diplomat war Afghanistanbeauftragter der Bundesregierung und hat in Doha monatelang mit den Abgesandten der Taliban verhandelt. Jetzt ist er designierter Botschafter für Kabul, an diesem Montag will er dort anfangen. Potzel fordert van Thiel auf, mit der ganzen Botschaft einfach in Kabul zu bleiben. So schnell würden die Taliban schon nicht nach Kabul kommen – und wenn, dann würden sie den Deutschen doch nichts antun. So gefährlich seien sie nicht.

Van Thiel lässt Potzel abblitzen »Dass die Taliban uns nichts tun wollen, ist nichts als eine unbewiesene Annahme«, schreibt er. Potzel versucht es jetzt bei Fisch, aber auch der hält die Idee aus Berlin für absurd. »Das Auswärtige Amt hat uns allein gelassen und in den Wochen vor der Evakuierung unsere Einschätzungen und operativen Vorschläge weitgehend ignoriert«, wird van Thiel später dem SPIEGEL sagen.

Nachmittags um vier bekommt Leendertse einen Anruf. Lageverschlechterung. Man brauche eine Entscheidung, ob die Botschaft schon am Sonntag zum Flughafen verlegt werden solle. Die Staatssekretärin setzt für 17.30 Uhr eine Schaltkonferenz an. Kabul ist

nicht eingeladen, die Verbindungsbeamten von Bundespolizei, BND und Verteidigungsministerium, die im Auswärtigen Amt ihre Büros haben, auch nicht. Es ist nicht das erste Mal, dass die anderen Ressorts bewusst außen vor gelassen werden, wenn es um Afghanistan geht. Warum? Weil die Leitung des Ministeriums keinen Widerspruch hören will?

Nach der Konferenz wird van Thiel unterrichtet. Ja, die Botschaft könne an den Flughafen verlegt werden, vorausgesetzt, die Arbeitsfähigkeit sei dort gewährleistet. Der Gesandte fragt nach. Wo, bitte schön, solle man denn am Flughafen arbeiten?

Da seien doch diese Container. Welche Container? Na, die Container, von denen Kabul berichtet habe. Van Thiel, so schildert er es später, denkt nach. Die Bundespolizei hatte gemeldet, dass sie einen Materialcontainer packen und zum Flughafen bringen wolle. Einen Material-, keinen Wohncontainer.

»Danke für die Entscheidung«, sagt er nach seiner Erinnerung, »wir sollen also in nicht vorhandene Wohncontainer am Flughafen verlegen, vorausgesetzt, dass wir dort voll arbeitsfähig sind. Sehr schön.«

Den ganzen Tag über zerstören Fisch und seine Männer das sensible Equipment der Botschaft. Jetzt sind die Server an der Reihe. Der des Auswärtigen Amts wird noch verschont. Wie soll van Thiel sonst mit Berlin kommunizieren? Aber das Gerät für die geheime Nato-Kommunikation ist schon mal fällig.

Fisch holt den IT-Experten der Vertretung. Wie kann man das am besten kaputt machen, will er wissen. Der Fachmann nimmt einen Hammer und drischt auf den Computer ein. »So macht man das«, sagt er.

Abends wird gegrillt. Die letzten Vorräte müssen aufgebraucht werden. Das restliche Fleisch landet auf dem Grill, es gibt ein Bierchen, aber dann kommt über Lautsprecher das Alarmsignal und der Ruf: »Incoming, incoming!«

Eine Drohne fliegt über das Gelände, alle rennen in die Schutzräume. Kurz darauf die Entwarnung: »All clear, all clear.«

So geht das zweimal an diesem Abend. Dann hat keiner mehr Lust aufs Grillen.

Jens Arlt feiert an diesem Samstag den siebten Geburtstag seiner Tochter nach. Er wohnt in der Nähe von Osnabrück. Jetzt sind die Gäste da, es gibt Kaffee und Kuchen, aber Arlt hat keine Ruhe.

»Ich muss mal telefonieren«, sagt er zu seiner Frau. »Ist irgendwas?«, fragt sie. »Ja«, sagt er, »es geht nach Afghanistan.« – »Wann?« – »Mittwoch.« – »Und du, bist du

dabei?« – »Ja«, sagt Arlt. – »Und heute?« – »Nö, heute noch nicht, aber ich muss bisschen telefonieren.« So schildert er den Dialog.

Arlt ist Kommandeur der Luftlandebrigade 1 in Saarlouis. In der Nacht hat der General drei Offiziere aus seinem Stab nach Potsdam zum Einsatzführungskommando geschickt. Den Vormittag über sind dort die Evakuierungspläne für Afghanistan auf den neuesten Stand gebracht worden. Jetzt steht fest, dass er die Operation führen wird.

In den nächsten Stunden, während des Kindergeburtstags, überschlagen sich die Ereignisse. Die Nachrichten, die aus Kabul kommen, werden immer bedrohlicher. Am frühen Nachmittag löst das Verteidigungsministerium mit Weisung Nummer zwei die formale Alarmierung aller betroffenen Einheiten aus.

Arlt klebt am Telefon. Noch gibt es keinen Einsatzbefehl, aber ihm ist klar, dass jetzt alles sehr schnell gehen wird. Nichts mehr mit erst Mittwoch. Er läuft in den Keller, um seine Ausrüstung zu checken. Seit seiner Zeit als Kommandoführer beim KSK liegt dort alles griffbereit in verschiedenen Kisten.

Da gibt es die Box mit dem Flecktarn, eine andere mit dem Wüstenkampfanzug. In einer Kiste lagern Kompass, Pistolenholster und die Sprechfunkausrüstung. Er muss nur zugreifen, dann hat er für den jeweiligen Einsatz die richtige Ausrüstung dabei.

Als die Geburtstagsparty vorbei ist, verabschiedet er sich. Solange er im Einsatz ist, meldet er sich nie zu Hause, schon aus Selbstschutz nicht. Seine Frau kennt das. Sie weiß, dass sie ihren Mann die nächsten Wochen nicht mehr sprechen wird. Es ist 19 Uhr, als der General ins Auto steigt. Er muss nach Saarlouis zu seiner Einheit.

Am Sonntagmorgen bekommt Fisch über WhatsApp eine neue Nachricht seines amerikanischen Kollegen. Um 17 Uhr werde man genau das umsetzen, was man in der letzten Nachricht schon angekündigt habe, schreibt der Sicherheitsberater der US-Vertretung. Die Botschaft werde geräumt und die Sicherung der »Green Zone« eingestellt.

Ohne die »Green Zone« aber ist die deutsche Botschaft schutzlos. Fisch weiß, dass jetzt evakuiert werden muss. Er schaltet sich mit seinem Spezialcode auf die Überwachungskameras des amerikanischen Zeppelins, der über der Stadt steht. Was er dort sieht, überrascht ihn nicht. Chaos auf den Straßen.

Er bespricht sich mit seinen Polizeiführern. »Mot-Transport schließe ich aus«, sagt er nach seiner Erinnerung, »wie seht ihr das?« Alle stimmen zu. Mit dem Auto zum Flughafen wäre Wahnsinn.

Mittags gegen halb eins ruft Fisch den Battle Captain der Amerikaner an. »Wir würden gern eure Lufttransportkapazitäten in Anspruch nehmen«, sagt er. »Wie viele

seid ihr?«, fragt der Amerikaner laut Fisch zurück. »Um die 80.« Er rundet sicherheitshalber ein wenig auf, am Ende werden es nur 43 sein.

»Okay, dann kommt jetzt sofort.« – »Das habe ich verstanden, aber wir haben noch ein paar Dinge zu erledigen. Wir sind so gegen 16 Uhr da.« – »Entweder ihr kommt jetzt, oder ihr kommt gar nicht.« Dann legt der Amerikaner auf.

Fisch läuft zu van Thiel. Die beiden sich einig. Es muss sofort evakuiert werden. Der IT-Experte fragt, ob er jetzt den Server des Auswärtigen Amts zerstören solle. »Einen Moment«, sagt van Thiel, »eine Mail noch.«

Um 13.04 Uhr schreibt er an die Zentrale: »Wir machen uns abmarschbereit. HABEN WIR GRÜNES LICHT?« Dieses Mal geht es schnell. Um 13.05 Uhr kommt die Antwort: »Haben Sie! Mit freundlichen Grüßen Informationsmanager/-in.« Um 13.06 Uhr setzt der Gesandte seine letzte Mail aus der Botschaft ab: »Danke! Wir sind dann erst mal nur noch per Telefon erreichbar. Wir zerstören die IT. Schönen Sonntag noch; Ende.«

Im Hof der Botschaft steht der Konvoi mit den gepanzerten Wagen bereit, die Fisch und seine Männer bei ihrer Zerstörungsaktion verschont haben. Sie sind beschriftet. Jeder weiß, auf welchem Platz er sitzt, dann geht das Durchzählen schneller. Acht Kilo Gepäck sind erlaubt. Die Polizisten haben ihre Rucksäcke so voll mit Munition gestopft, dass sie kaum etwas anderes mitnehmen können.

Fischs Männer melden Vollständigkeit. Alles ist erledigt, selbst die beiden Schildkröten sind gefüttert worden. Fisch gibt das Aufbruchssignal. Um 13.31 Uhr verlässt der Konvoi das Botschaftsgelände.

Annegret Kramp-Karrenbauer ist an diesem Wochenende zu Hause in Püttlingen im Saarland. Weil es in Berlin in der Ferienzeit normalerweise ruhig ist, hat sie sich die nächsten Tage mit Wahlkampfterminen zugepflastert, aber daraus wird nun wohl nichts.

Am Sonntagmorgen telefoniert die Verteidigungsministerin mit der Kanzlerin. Es ist so weit, sie muss den Einsatzbefehl geben. Merkel hört zu, dann gibt sie ihr Okay.

Das Ministerium erlässt Weisung Nummer drei. Damit ist die Evakuierungsoperation autorisiert. Die Militärplaner in Potsdam, die inzwischen rund um die Uhr arbeiten, werden angewiesen, bis 20 Uhr einen Operationsplan vorzulegen.

Jetzt ist Druck im Kessel, der Bundeswehr rennt die Zeit davon. Ein Erkundungskommando wird es nicht mehr geben, die Truppe muss »hot« nach Kabul gehen, ohne Vorauskräfte. Der Zeitpunkt, an dem die ersten Maschinen vom Fliegerhorst Wunstorf bei Hannover starten sollen, wird auf Montag früh um fünf festgesetzt.

Kramp-Karrenbauer lässt sich nach Bonn fahren, in ihr Büro im zweiten Dienstsitz des Verteidigungsministeriums auf der Hardthöhe. Da gibt es »rote Leitungen«, verschlüsselte Kommunikationsverbindungen, die nicht abgehört werden können.

Nachmittags berät sie mit den Militärs. Was ist mit dem KSK? Sollen auch Kommandosoldaten mitgehen? Die Ministerin ist dafür, sie will einen »robusten« Einsatz. Besser, man ist auf das Schlimmste eingestellt. Ihre Offiziere finden das auch. Um 17.30 Uhr geht der Alarmierungsbefehl raus ans Kommando Spezialkräfte in Calw.

Sie hat gewartet, gezögert und diesen Moment immer weiter rausgeschoben. Jessica Meinhardt graut vor diesem Anruf. Doch jetzt hilft nichts mehr, gleich muss sie ihr Handy abgeben. Es ist Sonntag Abend, als sie die Nummer ihrer Mutter wählt.

Alles hat damit angefangen, dass gestern um 8.30 Uhr der Spieß anrief. An einem Samstagmorgen. Da wartet man erst mal zwei, drei Sekunden und überlegt, bevor man rangeht. Was mag passiert sein? »Jessie«, sagt der Spieß, »wir sind alarmiert worden.« So erzählt es Meinhardt später.

Sie ist ein wenig stolz darauf, wie sie reagiert hat. Ganz trocken. »Und jetzt?«, habe sie gefragt. Mehr nicht. »Notice to move«, sagt der Spieß, »Mobilisierung.« – »Okay, gib mir ’ne Zeit.« – »Frühstücke erst mal in Ruhe, und dann komm in die Kaserne. 13 Uhr Sammeln.«

Meinhardt ist Stabsunteroffizier im Fallschirmjägerregiment 31 im niedersächsischen Seedorf. Zwei wechselnde Kompanien der Einheit werden in ständiger Bereitschaft gehalten, um im Notfall deutsche Staatsbürger im Ausland militärisch evakuieren zu können.

Alles klar, denkt Meinhardt, mal wieder ein Wochenende verschenkt. Und am Montag sitzen alle ganz normal im Büro, weil’s nur eine Übung war. Doch als sie um eins in die Kaserne kommt, sagt der Spieß: »Evakuierungsoperation«. Viel mehr sagt er nicht. Und dann sitzen sie da und warten und trinken Kaffee und sehen, wie der Chef von einer Besprechung zur nächsten rennt. Infos gibt es nur bröckchenweise. Sie weiß also nicht, was wirklich Phase ist. Das ist normal, schon um die Sicherheit nicht zu gefährden. Damit niemand zu Hause anruft und sagt, Schatz, ich fliege gleich da und da hin, während irgendwelche Agenten mithören.

Es geht also hin und her, bis in den Abend, und dann heißt es: »Notice to move morgen früh um acht.« Okay, denkt Meinhardt, das wird jetzt scharf geschaltet, aber was heißt das schon? Scharf geschaltet wurde schon oft. Und am Ende blieben die Seedorfer Fallschirmjäger dann doch daheim, und das KSK wurde geschickt.

Als es um die Frage geht, wer nun mitkommen soll, sagt sie nach ihrer Erinnerung: »Mensch, Spieß, ihr könnt doch bestimmt Frauen gebrauchen.« Sie will nicht, dass es

heißt, du bist Mama, du bist alleinerziehend, du bleibst besser hier. Sie ist schließlich genauso Soldat wie alle anderen auch.

Der Spieß habe ein bisschen gezögert. »Bist du dir sicher?«, habe er gefragt, aber sie ist sich sicher. Sie will mit, und sie hat auch einen Plan. Man wird die Leute am Flughafen durchsuchen müssen. Wer soll das bei den Frauen machen, wenn nicht eine Frau?

Jetzt ist Sonntag Abend, sie hat ihre Waffe bekommen, gleich müssen die Handys abgegeben werden, dann Antreten und Aufsitzen auf die Busse nach Wunstorf zum Fliegerhorst. Nach einer Übung sieht das nicht aus.

Meinhardt wählt die Nummer ihrer Mutter. Die beiden Kinder sind in den Sommerferien bei der Oma, der Große wird 13, die Lütte bald 8. Sie versucht, es knapp zu halten. »Wir verlegen heute«, sagt sie, »es geht nach Afghanistan. Ich weiß nicht, wie lange es dauern wird.«

Sie bekommt nicht mehr ganz zusammen, wie die Mama reagiert hat. Auf jeden Fall panisch. Vielleicht hat sie auch gefragt, ob Jessica noch alle Tassen im Schrank hat. Und dann kam nichts mehr. Nur noch Schweigen.

Später ruft sie noch mal an. Da ist der Sohn dran. Meinhardt schildert das Gespräch später so: Erst will sie es ganz kurz machen, aber das kann sie nicht. Sie sagt ihm also, dass sie ihn lieb habe und all das, und ob er ihr mal Oma geben könne. Dann hört sie im Hintergrund die Kinder, sie habe nicht gedacht, dass es so schlimm wird. Nee, denkt sie, der Abschied ist jetzt echt krass. Wo sie doch selbst keine Ahnung hat, was ihr bevorsteht in Afghanistan.

Oberleutnant Marc-André Hinzmann weiß ziemlich genau, was auf ihn zukommen wird. Er ist für Taschkent eingeplant. Am Flughafen der usbekischen Hauptstadt soll er mit seinen Feldjägern die Menschen kontrollieren und registrieren, die von der Bundeswehr aus Kabul eingeflogen werden, bevor sie weiter nach Deutschland fliegen.

Am Abend hat er sich seinen 16 Männern vorgestellt. Sie kommen aus der ganzen Republik, die meisten kennt er nicht. Fast alle haben mehr Erfahrung als der junge Oberleutnant, der jetzt ihr Chef ist. Taschkent ist Hinzmanns erster Auslandseinsatz.

Da steht er nun vor diesen langgedienten Feldwebeln, von denen manche schon etliche Einsätze hinter sich haben, und sagt ihnen, was ihm wichtig ist. Ein korrektes Auftreten, eine tadellose Uniform und dass alle Coronavorschriften im Gastland beachtet werden.

Am frühen Montagmorgen, so schildert Hinzmann diese Stunden, fahren sie nach Wunstorf. Einen solchen Auflauf hat er nicht erwartet. Überall Fotografen, Kameras

und Scheinwerfer an den Zäunen des Fliegerhorstes. Auf dem Rollfeld warten schon die schweren A400M-Transportmaschinen.

Es sind so viele Soldaten hier, dass er mit seinen Männern draußen vor dem Kasernenzaun auf dem Boden sitzt. Sie schieben Patronen in ihre Magazine. Ein Luftwaffenoffizier drückt ihm eine Passagierliste in die Hand. Er soll checken, ob alle drauf sind.

Alles okay, aber oben auf der Liste steht nicht Taschkent, sondern Kabul. Warum das? »Es gibt auch eine Maschine nach Taschkent«, sagt der Luftwaffenmann, »soll ich Sie auf die buchen?« Tja, aber vielleicht hat es ja einen Grund, dass da Kabul steht. Hinzmann fragt lieber noch mal nach.

Er ruft das Kommando Feldjäger in Hannover an. »Prüfen wir«, heißt es da nach seiner Erinnerung, »wir melden uns.« Es dauert nicht lange, bis der Rückruf kommt. »Ist richtig mit Kabul.« – »Oh«, sagt Hinzmann, »und was soll ich da machen?« – »Fliegen Sie erst mal los. Kriegen Sie schon hin.«

Der Oberleutnant geht zu seinen Jungs. »Kleine Änderung«, sagt er, »es geht nach Kabul.«

Er blickt in freudige Gesichter. Seine Männer haben Bock auf Kabul. Er auch.

Es ist dunkel, als »German Airforce 309« am Montagabend den turkmenischen Luftraum verlässt. Die Bodenstation in Türkmenabat hat die Frequenz des nächsten Sektors durchgegeben und sich dann von den Deutschen verabschiedet.

Kommandant Stefan Richter (der in Wirklichkeit anders heißt) und sein Co-Pilot gehen auf die neue Frequenz. Es ist nicht mehr weit zur Grenze, sie müssen ihren Flug beim afghanischen Controller anmelden, doch Kabul antwortet nicht.

»Lass uns reinfliegen«, sagt Richter zu seinem Co-Piloten. Ein paar Minuten lang hören sie noch das Brabbeln des zivilen Funkverkehrs von der turkmenischen Seite, das immer leiser wird, dann, so Richter später, habe Stille geherrscht.

Die Crew des A 400M ist angespannt. Bei ihrem Tankstopp in Baku in Aserbaidschan haben die Männer am Mittag die Bilder vom Kabuler Flughafen auf ihren Handys gesehen, die Videos von verzweifelten Afghanen, die sich beim Start an eine der riesigen C-17-Transportmaschinen der Amerikaner klammerten.

Was mag sie erwarten in Kabul? Der Stopp in Baku hat nicht anderthalb, sondern vier Stunden gedauert. Jetzt sind sie viel zu spät, es ist schon dunkel, und sie wissen nicht, ob sie landen können.

Nach einer Viertelstunde taucht vor ihnen der Flughafen der Hauptstadt auf. Die Landebahn ist unbeleuchtet, der Funk tot. Es ist unheimlich. Systematisch suchen sie die Frequenzen ab. Nichts. Sie wissen, dass eine amerikanische Awacs-Maschine in der Nähe sein muss, doch die meldet sich nicht.

Der A 400M kreist jetzt 20 Meilen südwestlich von Kabul in 8000 Meter Höhe. Die Piloten sehen über sich in der Dunkelheit einen amerikanischen B-1-Bomber, der seine Positionslichter abgedimmt hat. Ab und zu taucht er als Objekt auf ihren Radarschirmen auf, dann verschwindet er wieder. Sie funken ihn an. Keine Antwort.

Nach einer Dreiviertelstunde hören sie ein leises Krächzen in ihren Kopfhörern, offenbar eine US-Maschine, die Kontakt zum Boden hat. Jetzt haben sie endlich eine Frequenz und dann auch eine Verbindung.

Der amerikanische Militärcontroller meldet sich unter seinem Rufzeichen »Hitman«. Später stellt sich heraus, dass er neben der Landebahn unter einem Partypavillon sitzt und mit einem einfachen Handfunkgerät den kaputten Tower ersetzt.

Er hat keine guten Nachrichten. Der Flughafen ist bis auf Weiteres gesperrt und die Landebahn immer noch nicht frei, aber Richter kann warten. Sie haben in Baku so viel getankt, dass sie zwei, drei Stunden über Kabul kreisen können. Irgendwann meldet sich »Hitman« wieder. »Cleared to land«, sagt er, »on your own risk.« Landefreigabe, aber auf eigene Gefahr.

Die Landung in Kabul ist schon zu normalen Zeiten nicht einfach. Der Flughafen liegt auf 1800 Meter Höhe, und im Sommer ist es auch nachts oft heiß. Dadurch ist die Luft so wenig tragfähig, dass Flugzeuge bis unmittelbar vor dem Aufsetzen mit sehr hoher Geschwindigkeit anfliegen müssen, um den fehlenden Auftrieb auszugleichen.

Richter und sein Co-Pilot dunkeln ihre Maschine vollständig ab, sie wollen kein Ziel abgeben, dann gehen sie steil nach unten. Ohne Positionslichter und Landescheinwerfer fliegen sie nun mit hohem Tempo in der Nacht eine Landebahn an, die unbeleuchtet ist.

Als sie auf etwa 1000 Meter Höhe sind, ordnet »Hitman« plötzlich an, den Anflug abzubrechen. Menschen auf der Bahn.

Der Kommandant zieht die schwere Maschine nach oben, um aus dem Talkessel von Kabul rauszukommen. Das kostet enorm viel Sprit. Sie kreisen wieder und hoffen auf eine zweite Chance, aber die kommt nicht mehr. Um 22 Uhr Ortszeit bleibt ihnen gerade noch genug Kerosin, um Taschkent zu erreichen. »GAF 309« dreht ab und fliegt nach Norden, Richtung Usbekistan.

»Sie ist tot«

Vor einem Jahr überrennen die Taliban Kabul. In letzter Minute werden die Leute der deutschen Botschaft an den Flughafen evakuiert. Jetzt soll die Bundeswehr sie rausholen – und dazu einige Tausend Menschen, die vor den Islamisten fliehen. Die Soldaten finden am Flughafen Chaos und Verzweiflung vor. Zweiter Teil.

Von Matthias Gebauer und Konstantin von Hammerstein, DER SPIEGEL, 06.08.2022

Am Sonntag, dem 15. August 2021, werden 43 Männer und Frauen der deutschen Botschaft in Kabul mit drei US-Hubschraubern aus der schwer gesicherten »Green Zone« der afghanischen Hauptstadt zum Flughafen geflogen – gerade noch rechtzeitig. Am Nachmittag schon werden Talibankämpfer in den Palast des geflohenen Präsidenten eindringen.

Der deutsche Gesandte Jan Hendrik van Thiel und der Sicherheitsberater der Botschaft, ein GSG-9-Mann mit dem Decknamen Fisch, hatten die Vorbereitungen zur Evakuierung auf eigene Faust vorangetrieben – gegen den erklärten politischen Willen Berlins.

Die Planungen der Bundeswehr für eine Rettungsmission laufen an jenem Wochenende auf Hochtouren, am Sonntagvormittag gibt Bundeskanzlerin Angela Merkel ihr endgültiges Okay. Am nächsten Morgen starten die ersten Militärmaschinen vom Fliegerhorst Wunstorf Richtung Afghanistan.

Die Besprechung in der amerikanischen Operationszentrale auf dem Flughafen von Kabul ist an diesem Montagmorgen, dem 16. August, fast beendet, als die Hölle losbricht. Ein Bundespolizist, verantwortlich für die Sicherheit des deutschen Gesandten Jan Hendrik van Thiel, stürmt in den Raum. »Fisch«, sagt er, »ich muss dich sofort sprechen!«

Draußen fallen Schüsse, die Sirenen heulen, und aus den Lautsprechern dröhnt die Durchsage: »Ground Attack! Ground Attack!« Wenn Fisch, der Sicherheitsberater der deutschen Botschaft, auf den Gang geht, sieht er schwer bewaffnete US-Soldaten auf ihre Positionen rennen. Eine wüste Schießerei ist im Gange, doch der deutsche Beamte weiß nicht, was los ist. Wie eingesperrt sitzt er an diesen Montagmorgen neben dem Diplomaten van Thiel im US-Hauptquartier in der »Joint Operation Cell«. Zelle ist das richtige Wort, es gibt kein Fenster.

Gestern schon hockten die deutschen Diplomaten und ihre Sicherheitsleute mehrere Stunden im Schutzraum, weil die Taliban eines der Flughafentore angriffen. Die Islamisten stehen am großen Kreisel an der Flughafenstraße. Haben sie jetzt ihren Großangriff gestartet?

GSG-9-Mann Fisch schärft dem Gesandten ein, auf keinen Fall den Raum zu verlassen, dann läuft er mit seinem Kollegen aus dem Gebäude. Es scheint, als würde auf dem ganzen Flughafengelände geschossen, aber die beiden Männer können nicht erkennen, wer auf wen feuert. Das amerikanische Hauptquartier liegt eingeklemmt zwischen Hallen und Containerbüros.

»Die Situation war beängstigend«, wird Fisch später sagen. Er sitzt mit van Thiel und dem Personenschützer bei den Amerikanern auf dem einen Teil des Flughafens – der Rest des deutschen Teams, die drei Männer des BND und die kleine Rumpfmannschaft der Botschaft sind abgeschnitten auf einem anderen. Überall wird geschossen, die Amerikaner lassen niemanden gehen, nicht in dieser Lage. So warten die Deutschen und warten, die Minuten ziehen sich zu Stunden, es ist nervenzerfetzend. Dann kommt endlich ein amerikanischer General, der sagt, was Sache ist.

Nicht die Taliban rücken an, sondern Tausende Afghanen, auf der Flucht vor den Islamisten. Sie haben erst den zivilen Teil des Flughafens gestürmt und dann die Landebahn. Jetzt versuchen britische und amerikanische Marines, die Männer, Frauen und Kinder mit Warnschüssen über die Köpfe hinweg zurückzuhalten.

Als die Schießerei etwas nachlässt, laufen Fisch, sein Kollege und der Gesandte van Thiel zum Gebäude 508, in dem die anderen Deutschen untergebracht sind. Dort hocken die drei BND-Männer auf dem Boden und sind dabei, ihre Computer zu zerstören, damit sie niemandem in die Hände fallen. Auf den Gängen stehen Bundespolizisten, bis an die Zähne bewaffnet, und Spezialkräfte aus Tschechien, Spanien und Italien. Die Stimmung ist angespannt. Sollte das Gebäude gestürmt werden, müssten sie mit scharfer Munition auf unbewaffnete Menschen schießen.

Auf dem Weg hat Fisch die Kampfhubschrauber gesehen, mit denen die Amerikaner versuchen, im Tiefflug die Menschen von der Landebahn zu vertreiben. Und er hat im Ohr, was der US-General gesagt hat: Der Flughafen ist bis auf Weiteres gesperrt – es kann also keine deutsche Maschine landen.

Die ersten beiden Tage am Flughafen liefen nicht schlecht, findet van Thiel. Er hat eine Menge erreicht, seit die Amerikaner mit ihren Hubschraubern die 43 Deutschen gestern zum Flughafen brachten. Er habe seinen Leuten freigestellt, am Abend noch mit US-Maschinen nach Doha auszufliegen, wird er später berichten. Er selbst hätte auch ausfliegen können. Vermutlich wäre das der Zentrale in Berlin ganz recht gewesen, denkt er.

Aber wie soll er abhauen, wenn er den afghanischen Ortskräften der Botschaft noch vor drei, vier Tagen versprochen hat, sie auf keinen Fall zurückzulassen? Nein, das kann er nicht. Er muss alles dafür tun, diese Menschen, die jahrelang für Deutschland gearbeitet haben, rauszuholen.

Ein paar seiner Leute aus dem deutschen Botschaftsteam hat er dennoch nach Hause geschickt. Sie wollten unbedingt bleiben, es gab Tränen, aber er hat gemerkt, dass sie mit ihren Nerven am Ende waren. Jetzt sind sie noch zwölf: drei Diplomaten, sechs Bundespolizisten, die drei Männer vom BND.

Dann geht van Thiel zu den Amerikanern, zum Botschafter und zu den Militärs, um Landeslots für die deutschen Flieger auszuhandeln. Doch die Amis lassen keine rein. Nur die eigenen Maschinen und die der Briten. Er habe das sogar verstanden, sagt van Thiel.

Warum? Weil die Amerikaner mit ihren riesigen C-17-Transportern eine Luftbrücke nach Doha einrichten wollen, da stören diese vielen kleineren Nationen nur, die mit ihren ein, zwei Maschinen die Abstellflächen blockieren. Da sie ihre Staatsbürger doch genauso gut mit US-Maschinen ausfliegen könnten.

Aber es hilft nichts, van Thiel muss sich jetzt durchsetzen. Okay, hätten die Amerikaner schließlich gesagt, wer schon im Landeanflug sei, dürfe rein. Der deutsche Gesandte interpretiert das großzügig. Die ersten beiden A 400M der Bundeswehr stehen zwar im Moment noch in Baku in Aserbaidschan beim Tankstopp, aber sie sind in Deutschland immerhin schon losgeflogen. Wenn das kein Anflug ist.

Dann heißt es, die Amerikaner wollten ein weiteres Flughafentor aufmachen. »Okay«, sagt van Thiel, »das ist dann unser Gate.« Er braucht dringend eine Aufgabe für die Bundeswehr, damit die deutschen Soldaten überhaupt reingelassen werden. Es geht hin und her, dann steht der Deal: Die Amerikaner fertigen am North Gate ihre Staatsbürger und Ortskräfte ab, die Deutschen übernehmen dort mit einer eigenen Schleuse den Rest der Welt.

Jetzt braucht er noch eine Unterkunft für die 240 Männer und Frauen der Bundeswehr, die hoffentlich bald einfliegen. Die Amerikaner können nicht weiterhelfen, aber dann meldet sich plötzlich ein niederländischer Diplomat bei ihm. Die Niederländer haben ihre Botschaft schon vor Tagen an den Flughafen verlegt. »Jan«, habe ihn der niederländische Gesandte gefragt, »willst du unser Gebäude haben? Wir fliegen gleich raus.«

Am Abend bekommt Fisch einen Anruf. Es ist der Adjutant von General Jens Arlt, dem Kommandeur der Evakuierungsoperation. »Wir sind in der Luft«, sagt der Offizier, »wir brauchen eine Landegenehmigung.« – »Das können Sie vergessen«, gibt Fisch später den Dialog wieder, »es gibt keine Landegenehmigung.« – »Wir brauchen aber

eine, wir kreisen.« Fisch schildert ihm, was los ist am Flughafen. Totales Chaos. Wie soll man da landen?

Und so kreist Arlts Maschine stundenlang über Kabul, bis ihr der Sprit ausgeht. Um 22 Uhr muss »German Air Force 309« abdrehen, Richtung Usbekistan. Jetzt hat Fisch den nächsten Anrufer am Telefon. Dieses Mal ist es ein Mann, der sich unter seinem Decknamen »Tobias« meldet, ein Oberstleutnant des Kommandos Spezialkräfte (KSK). Er wollte eigentlich zum Angeln nach Brandenburg, stattdessen sitzt er nun in der zweiten Luftwaffenmaschine, die über Kabul kreist. Fisch ist GSG-9-Mann, Tobias Kommandosoldat beim KSK. Man kennt sich.

Gerade hat Tobias mit General Arlt telefoniert, der frustriert und enttäuscht auf dem Rückweg nach Taschkent ist. Tobias berichtet später, dass ihm Arlt als nun ranghöchstem Offizier das Kommando über die Männer und Frauen an Bord übertragen und sich dann mit einem beherzten »Viel Glück!« verabschiedet habe.

Tobias hat tatsächlich mehr Glück als der General. Seine Maschine darf runter, kurz bevor auch sie wegen Spritmangels hätte abdrehen müssen. Die Landebahn ist immer noch unbeleuchtet, die Piloten wissen nicht, ob sie frei ist, und so gehen sie nach dem Aufsetzen so stark in die Eisen, dass sich die Bremsen auf mehr als 1000 Grad erhitzen. Binnen Sekunden herrscht im Innern des Fliegers eine Bullenhitze. Später, zurück in Taschkent, müssen alle 14 Reifen des A 400M ausgewechselt werden.

Fisch wartet an der Parkposition. Mitternacht ist vorbei, er sieht die große Transportmaschine heranrollen. In der Dunkelheit scheinen die Räder rot zu glühen, es sind die Bremsen.

Als die Rampe runterfährt, stürmen schwer bewaffnete Soldaten aus dem Flugzeug und ziehen einen Sicherungsring um die Maschine. Auch auf Fisch und sein Empfangskomitee sind Waffen gerichtet. »Andere Richtung bitte«, ruft Fisch, »wir sind die Guten!« Dann begrüßt er seinen alten Kameraden Tobias.

Auch Oberleutnant Marc-André Hinzmann ist mit dieser Maschine gelandet, jetzt läuft er mit Waffe, Helm und Rucksack über den Flughafen. Vorbei an leeren Lagerhallen und verlassenen Gebäuden. An Autos, die herumstehen, Türen offen, die Windschutzscheiben von Kugeln durchsiebt oder eingeschlagen.

Es ist mitten in der Nacht, aber immer noch liegt eine drückende Hitze auf dem Beton. Der junge Oberleutnant sieht die Kleidung auf den Wagensitzen, die halb vollen Getränkebecher, die aussehen, als wäre der Kaffee noch warm.

Bei manchen Autos steht der Kofferraum offen, aber niemand scheint Zeit gehabt zu haben, die vollen Taschen mitzunehmen. Wie groß muss die Angst gewesen sein, wenn man auch die letzte Habe einfach stehen und liegen lässt?

Diese Bilder seien ihm bekannt vorgekommen, wird Hinzmann später erzählen. Er hat alle Folgen der US-Serie »The Walking Dead« gesehen. Der Flughafen von Kabul in dieser Nacht sieht so aus wie die Welt nach der Zombie-Apokalypse.

Am Dienstagmorgen um elf Uhr stehen Hunderte Afghanen vor dem nördlichen Tor des Flughafens. Junge Männer schwenken Babys in der Luft, um auf sich aufmerksam zu machen. Sie schreien, drängeln, wedeln mit Pässen und Dokumenten in Klarsichthülle. Frauen, Kinder und alte Männer werden rücksichtslos zur Seite gestoßen. Alle wollen rein in ein Flugzeug, raus aus Kabul.

Die Menge quetscht sich auf einem Streifen zwischen der hohen Betonmauer des Flughafengeländes und der Russian Road. Auf dieser Durchgangsstraße patrouillieren Talibankämpfer, die mit Kalaschnikows auf der Ladefläche ihrer Autos stehen, um sie für den Verkehr freizuhalten.

Noch sind die Stahltore des North Gate geöffnet. Eine Kette von U. S. Marines versucht, die Menschen zurückzuhalten. Sie werden unterstützt von Männern der berüchtigten Unit 01 »Cobra« des afghanischen Geheimdiensts NDS.

Die CIA hat den Angehörigen dieser Spezialeinheit versprochen, sie nach dem Ende der Evakuierung mit ihren Familien in die USA auszufliegen. Dafür erledigen sie nun für die Amerikaner und ihre Verbündeten die Drecksarbeit.

Mit Kalaschnikows feuern sie über die Köpfe hinweg oder stoßen mit Gewehrkolben die Menschen vom Tor weg. Wenn das nicht hilft, werfen sie Rauchgranaten in die Menge. Der Munitionsverbrauch der Männer ist so hoch, dass ein Pick-up-Truck alle paar Stunden neue Säcke mit Nachschub bringen muss.

In der Schleuse hinter dem Tor steht an diesem Morgen der Geschäftsmann Chris Klawitter. Die Botschaftsleute haben ihm eine Liste mit Hunderten Namen in die Hand gedrückt – deutsche Staatsbürger und afghanische Ortskräfte. Vielleicht gelingt es Klawitter ja, einige von ihnen aufs Flughafengelände zu holen.

Klawitter selbst hätte am Sonntagabend mit der nächsten US-Militärmaschine nach Doha ausfliegen können, aber da hatte er schon andere Pläne. »Was haltet ihr davon, wenn ich euch helfe?« Van Thiel hat das Angebot gleich angenommen.

Es gibt nicht viele Deutsche, die sich in Kabul so gut auskennen wie Klawitter. Der Hamburger lebt seit zwei Jahrzehnten in der afghanischen Hauptstadt. Sein Geld verdient er als Logistikdienstleister für die westlichen Militärs. Er kennt in der Hauptstadt Gott und die Welt und spricht fließend Persisch. Damit beherrscht er auch das Dari-Persisch, das in Kabul gesprochen wird.

»Nur damit eins klar ist: Ich will kein Geld von euch«, habe er van Thiel gesagt, berichtet er später. Er habe nur helfen wollen. Und so steht dieser Riese mit dem grau melierten Bart nun als Einziger ohne Helm, Waffe und Schutzweste in der glühend heißen Augustsonne zwischen Soldaten, Polizisten und Geheimdienstagenten am North Gate.

Ein Privatmann ist es also, der in den nächsten Tagen eine der gefährlichsten Aufgaben übernimmt, die die Deutschen zu vergeben haben. Meist steht Klawitter vor dem Tor zwischen U. S. Marines und der afghanischen »Cobra«-Einheit und damit dort, wo deutsche Beamte und Militärs eigentlich nicht hindürfen, weil es zu riskant ist. An diesem Dienstag gelingt es ihm, die ersten 150 Menschen auf den Flughafen zu holen, darunter Deutsche, Franzosen, Belgier und eine afghanische Staatsanwältin.

Berlin ist inzwischen aufgewacht, aber das wird nun auch zum Problem. Monatelang hat die Bundesregierung die Lage am Hindukusch schöngeredet und alle Alarmmeldungen ihrer Botschaft in Kabul ignoriert. Bis zuletzt konnten sich die Ministerien nicht darauf einigen, welchen Ortskräften der Deutschen geholfen werden sollte.

Und jetzt, mitten im sommerlichen Bundestagswahlkampf? Hält das Drama von Kabul die Welt und die Deutschen in Atem. Wer politisch bestehen will, muss jetzt beweisen, dass er der Krise gewachsen ist. Damit steigt das Risiko für Überreaktionen.

Außenminister Heiko Maas hält sich Probleme gern vom Leib. In den vergangenen Wochen hat der Sozialdemokrat kein einziges Mal mit seinem Mann in Kabul telefoniert, um sich die Situation vor Ort schildern zu lassen. Nun muss er sich vor laufenden Kameras Asche aufs Haupt streuen. »Wir haben die Lage falsch eingeschätzt«, sagt er am Montag, »es gibt da nichts zu beschönigen.« Im SPIEGEL wird er wenig später dem BND die Schuld zuschieben. Der Geheimdienst hatte nicht damit gerechnet, dass die Taliban Kabul überrennen.

Maas kämpft in diesen Tagen um sein politisches Überleben. Monate später wird er im Interview mit der »Süddeutschen Zeitung« bekennen, dass er dem SPD-Kanzlerkandidaten Olaf Scholz während der Evakuierungsoperation den Rücktritt angeboten habe. Man sei aber gemeinsam zum Ergebnis gekommen, dass ein Rücktritt zu dem Zeitpunkt die falsche Entscheidung gewesen wäre.

Jetzt aber ist Maas kaum wiederzuerkennen. Plötzlich delegiert der Minister das Afghanistanproblem nicht mehr an seine Staatssekretärin und leitet die tägliche Krisenstabssitzung im Auswärtigen Amt meist selbst.

Auch seine CDU-Kollegin Annegret Kramp-Karrenbauer ist oft per Video zugeschaltet. Fast Tag und Nacht sitzt die Verteidigungsministerin in ihrem Büro im Berliner Bendlerblock mit ihren Generälen und engsten politischen Beratern zusammen.

Manchmal ruft einer: »Die Lage schreit nach Kuchen!« Dann bringt ein Lieferdienst große Mengen Kuchen oder Pizza, die »AKK« oft persönlich im Haus verteilt.

Jetzt, da es viel zu spät ist, kann die Regierung plötzlich gar nicht genug Leute aus Kabul holen. Auf der offiziellen Krisenvorsorgeliste (ELEFAND) des Auswärtigen - Amtes haben gerade einmal 90 Deutsche gemeldet, dass sie in Afghanistan sind.

Tatsächlich halten sich aber mehrere Hundert deutsche Staatsbürger im Land auf, als die Taliban die Macht übernehmen. Die meisten sind gebürtige Afghanen mit deutschem Pass, die in Kabul leben. Bei der Botschaft haben sie sich nie gemeldet, sie waren ja in ihrer Heimat. Doch jetzt rufen sie im Minutentakt die Hotline des Auswärtigen Amtes an, die dem Ansturm nicht gewachsen ist. Eilig werden aus dem ganzen Haus Leute zum Telefondienst abgestellt, auch die Nachwuchs-Attachés aus der Diplomatenschule. Es hilft nichts. Viele Anrufer brauchen Stunden, um durchzukommen, wenn sie es überhaupt schaffen. Dann werden sie oft vertröstet, und niemand ruft zurück.

Auch die Liste der deutschen Ortskräfte wird von Tag zu Tag länger. Monatelang hat sich das Entwicklungshilferessort gesträubt, seine lokalen Mitarbeiter aus dem Land zu holen. Jetzt meldet das Ministerium überraschend, dass sich mehr als 1000 Helfer gemeldet hätten, die unbedingt fliehen wollten. Zählt man ihre Angehörigen dazu, stehen nun gut 4300 Namen allein auf der Liste dieses Ministeriums.

Maas, Kramp-Karrenbauer und ihre Mitarbeiter werden bombardiert mit immer neuen Namen von Menschen, die dringend gerettet werden müssen. Bundestagsabgeordnete rufen an, frühere Minister, Vorstandschefs, Ex-Militärs, NGOs, Exilvereine, Privatleute. Es scheint es, als würde fast jeder Deutsche in diesen Augustwochen einen Afghanen kennen, der Hilfe braucht.

Die meisten Anfragen sind höflich, viele verzweifelt, manche unverschämt. Da wird geschimpft, gebettelt, gedroht.

Mit rasender Geschwindigkeit verbreiten sich nun auch die Handynummern der Männer und Frauen vor Ort. Van Thiel, Fisch, Arlt, die Diplomatinnen, Polizisten und Soldaten am Kabuler Flughafen können sich vor Anrufen kaum retten. Ständig klingeln ihre Handys, selbst in der Nacht.

In Berlin hat man längst den Überblick über all die Namen verloren – wenn man ihn denn je hatte. Und so schaufelt das Auswärtige Amt einfach immer neue Namenslisten nach Kabul, viele noch nicht einmal alphabetisch geordnet.

Die afghanische Namensgebung, die oft ohne Familiennamen auskommt, macht die Sache nicht einfacher, die unterschiedlichen Schreibweisen erst recht nicht. Da kann es theoretisch sein, dass die Bundeswehr einen »Rauf« auf der Liste hat, das

Entwicklungsressort einen »Raouf«, das Auswärtige Amt einen »Rawoof« und die Polizei einen »Ravo« – und es ist in Wahrheit immer derselbe Mann. Wie, zum Teufel, sollen die Soldaten an den Toren wissen, wen sie nun reinlassen dürfen und wen nicht?

In Kabul haben sie ohnehin das Gefühl, dass man in Berlin beim Krisenstab nicht wirklich verstanden hat, was am Flughafen abgeht.

Als der Feldjäger-Oberleutnant Hinzmann am Dienstagmorgen nach einer kurzen Nacht aus seiner Unterkunft kommt, sieht er die Berge hinter dem Flughafen und die Hochhäuser. Er habe kein gutes Gefühl gehabt, sagt er später. Wenn jetzt da oben in einem dieser Fenster ein Scharfschütze sitzt, bin ich geliefert, habe er gedacht. Man steht hier wie auf dem Präsentierteller.

Hinzmann erkundet die Lage. Das North Gate, an dem er mit seinen Feldjägern die Flüchtlinge registrieren soll, ist ein unübersichtlicher Komplex von Schleusen, meterhohen Betonmauern und Erdwällen, auf denen Scharfschützen der U. S. Marines liegen.

Autofahrer, die auf den Flughafen wollten, wurden früher zur Kontrolle durch drei Schleusen geleitet. Die Amerikaner haben den Deutschen die mittlere zugeteilt, die als einzige überdacht ist. Hier also wird Hinzmann seine Registratur aufbauen. An diesem Dienstagmorgen geht er die Straße weiter, bis sie nach 80, 90 Metern eine Kurve macht. Da hört er schon den Lärm der Menschenmenge draußen vor der Mauer.

Hinzmann läuft zwischen zwei hohen Betonwänden durch eine weitere Schleuse, die auf ein riesiges Stahltor zuführt. Das ist das North Gate, der Zugang zum militärischen Teil des Flughafens. Er steigt über zerbrochene Holzpaletten, über Müll und Dreck. Die Müllabfuhr funktioniert nicht mehr, bald wird sich der Flughafen in eine stinkende Müllkippe verwandeln.

Der Oberleutnant schiebt sich durch einen schmalen Spalt des Stahltors nach draußen. Die U. S. Marines haben es nicht gern, wenn sich zu viele Fremde da vorn aufhalten, aber Hinzmann ist Offizier, und die Amerikaner hier sind nur Mannschaftssoldaten oder Unteroffiziere. So dulden sie ihn vor dem Tor, obwohl es gefährlich ist.

Was er dort sieht, schockiert ihn. Die afghanischen Hilfstruppen, die mit den Amerikanern vor dem Tor stehen, haben sich aus Fahrradreifen und Gürteln Peitschen gebastelt. Damit dreschen sie auf die Menschen ein, um sie zurückzudrängen. Er sieht, wie sie mit ihren Kalaschnikows einer Frau auf den Kopf schlagen und einem kleinen Jungen den Gewehrkolben in die Rippen rammen.

Dauernd wird geschossen. Manchmal feuern die Afghanen den Menschen so dicht über die Köpfe hinweg, dass es ihnen die Haare hochwirbelt. »Merkwürdig«, sagt Hinzmann, »wie schnell man sich an die Schüsse gewöhnt hat.« Wie zu Hause auf der

Schießbahn, wo man das Knallen bald auch nicht mehr wahrnimmt. Er hofft, dass es nur die Amerikaner und ihre afghanischen Hilfstruppen sind, die schießen, aber sicher ist er sich nicht.

Hinzmann geht an diesem Morgen vor das Tor, weil er seinen Männern ein realistisches Lagebild geben will. Das kann er nicht delegieren, das muss er schon selbst machen. Die Feldjäger müssen wissen, in welchem Umfeld sie die nächsten Tage operieren werden, wo sie hindürfen und wo es gefährlich ist.

So steht er nun, der junge Oberleutnant, zwischen den Marines und den afghanischen Hilfstruppen, vor sich Nato-Drahtrollen und Hunderte oder vielleicht sogar Tausende verzweifelte Menschen, als er diese Frau sieht. Sie liegt auf dem Boden, wahrscheinlich ist sie nur hingefallen, aber dann müsste sie sich bewegen. Doch sie rührt sich nicht.

Hinzmann läuft zu ihr hin, er schiebt sein Gewehr auf den Rücken, zusammen mit anderen Soldaten zieht er sie aus der Menge. Das ist nicht so einfach, weil die Soldaten dafür den Nato-Drahtverhau überwinden müssen, und als sie es geschafft haben, fühlt einer der Männer der Frau den Puls und sagt: »She is dead« – sie ist tot. So fängt Hinzmanns erster Auslandseinsatz an. Mit einer Toten.

Am späten Nachmittag kann endlich der General landen. Er läuft über die Laderampe hinten aus dem Flugzeug, im Schlepptau ein Kamerateam der Bundeswehr. Arlt hat es eilig, er ist viel zu spät. Als Kommandeur der Evakuierungsoperation hätte er schon in der Nacht mit der ersten Maschine nach Kabul kommen sollen, aber die konnte ja nicht landen, und so saß er viel zu lange in Taschkent fest.

Dort konnte er immerhin ein paar Stunden schlafen, im Schlafsack auf dem Boden neben dem Gepäckband in dem Flughafenterminal, das die Usbeken den Deutschen überlassen haben. Seit sechs Uhr morgens aber hängt Arlt am Telefon. Mit dem Potsdamer Einsatzführungskommando, dem Ministerium in Berlin und immer wieder mit Kabul.

Auch das KUT war in Taschkent gestrandet. Das Krisenunterstützungsteam des Auswärtigen Amtes besteht aus einer kleinen Gruppe krisenerfahrener Soldaten und Diplomatinnen. Ohne ihre Hilfe wären Hinzmanns Feldjäger und auch van Thiels kleine Botschafts-Rumpfmannschaft aufgeschmissen. Von der usbekischen Hauptstadt aus haben die KUT-Leute versucht, wenigstens die Evakuierungslisten auf den neuesten Stand zu bringen.

In Kabul werden sie schon sehnsüchtig erwartet. Van Thiel begrüßt Arlt, als er aus dem Flugzeug kommt. Der Diplomat wird ihre erste Begegnung später mit leiser Ironie so beschreiben: Man habe sich tief in die Augen gesehen, der General und der Gesandte, und es sei »Liebe auf den ersten Blick« gewesen. Er grinst, als er die Geschichte erzählt.

Tatsächlich sind sie sofort beim Du, der Jens und der Jan, und gelten fortan als Dreamteam der Evakuierungsoperation. Wenn sie sich über Telefon zur Krisenstabssitzung der Bundesregierung aus Kabul melden, treten sie auf wie Zwillinge. Teilnehmer der Sitzungen berichten später, man habe manchmal gar nicht mehr gewusst, wer da gerade vorgetragen habe, der Jens oder der Jan, oder doch erst der Jan und dann der Jens? Die Haarrisse dieses Männerbündnisses werden erst später sichtbar.

Auch Fisch ist mit dem General sofort per Du. Arlt habe ihm anvertraut, dass ihm das Verteidigungsministerium zwei Aufträge mit auf den Weg gegeben hätten. Erstens dürfe er auf keinen Fall wieder Maschinen leer zurückfliegen lassen, und zweitens solle er Bilder von vollen Fliegern produzieren.

Er ahnt, was der Hintergrund der Weisung sein könnte. In Berlin ist ein Shitstorm losgebrochen, als bekannt wird, dass die erste Transportmaschine der Bundeswehr am Abend zuvor nur sieben Menschen ausgeflogen hat, fünf Deutsche, einen Niederländer und eine afghanische Ortskraft. Gleichzeitig geht das Foto einer völlig überfüllten C-17-Boeing der US-Luftwaffe um die Welt, die am Montag 640 Afghanen nach Katar gebracht hat. Warum sind die Deutschen nur solche Versager?

In Wahrheit haben sie getan, was in der kurzen Zeit möglich war. Während die Amerikaner schon seit Tagen mit Tausenden Soldaten am Flughafen operieren, hat Deutschland seit Sonntag gerade einmal 13 Männer vor Ort. Das Personal und die Ausrüstung, um die Evakuierungsoperation abzuwickeln, müssen von der Bundeswehr erst noch eingeflogen werden. Und am Montag ist lange völlig unklar, ob überhaupt eine deutsche Maschine in Kabul landen kann. Als die zweite schließlich am späten Abend überraschend runterdarf, ist die Lage am Flughafen noch so chaotisch, dass van Thiel und Fisch froh sein können, überhaupt schon sieben Leute abflugbereit zu haben.

Und die Amerikaner drängeln. Es soll alles schnell, schnell gehen. Über Kabul kreisen noch etliche US-Militärmaschinen, die auch runterwollen, und die Lage ist gefährlich. Um im Notfall sofort wieder starten zu können, dürfen die Luftwaffenpiloten die Triebwerke ihres A 400M nicht abstellen. Bei laufenden Rotoren, Höllenlärm und in einer stinkenden Kerosinwolke wird die Maschine also im Eiltempo entladen, denn nach 30 Minuten muss sie wieder in der Luft sein.

Der Frust bei den Deutschen ist groß. »Fuck!«, schreit KSK-Mann Tobias, nachdem er gerade gelandet ist, »ihr habt nur sieben Leute hier für den Rückflug?« Ihm sei sofort klar gewesen, was das für Schlagzeilen produzieren würde, erzählt er später.

Seitdem Arlt am Dienstagnachmittag gelandet ist, wird die Evakuierungsoperation von der Bundeswehr dominiert. Mit mehr als 240 Männern und Frauen stellt sie den Löwenanteil des deutschen Kontingents, und nun läuft auch die große Medienmaschine der Truppe an. Sie soll dafür sorgen, dass der Einsatz in der Öffentlichkeit gebührend

gewürdigt wird. Es ist kein Zufall, dass der General ein Kamerateam der Bundeswehr im Schlepptau hat, als er ankommt.

Arlt selbst hat an diesem Abend andere Sorgen. Der Offizier ist spät dran, er muss eine Menge aufholen. Kaum ist er gelandet, flitzt er über das Flughafengelände. Antrittsbesuch beim türkischen Oberst, der für Verpflegung, Unterkunft und Versorgung verantwortlich ist – so schildert er es später. Der Türke aber habe wohl im allgemeinen Chaos längst den Überblick verloren.

Dann zu den Briten und den Amerikanern. Dort trifft Arlt einen alten Bekannten. Mit Chris Donahue, dem kommandierenden General der 82nd Airborne Division, hat er als junger KSK-Offizier in Afghanistan gedient. Beide waren Kommandosoldaten, sie vertrauen sich, und das erweist sich jetzt als Glücksfall. So kann Arlt sogar dabei sein, als Donahue ein paar Tage später mit dem US-Präsidenten konferiert.

In den nächsten Tagen wird der Flughafen immer mehr zum »Woodstock der Special Forces«, wie die Soldaten spotten. Die meisten Nationen, die ihre Staatsbürger evakuieren, verlegen jetzt Spezialkräfte nach Kabul. Es ist ein großes Wiedersehen. Man kennt sich durch gemeinsame Übungen und Einsätze. Das macht die Zusammenarbeit in dieser Extremsituation einfacher.

Die deutschen Kommandosoldaten haben am ersten Tag in Kabul die gleichen Aufgaben übernommen wie die Fallschirmjäger, nämlich Flüchtlinge zu den Flugzeugen eskortiert. Am Mittwoch, dem 18. August, entscheidet Arlt, dass er die KSK-Männer für etwas anderes braucht.

»Kinder wurden wie Müll entsorgt«

Vor einem Jahr überrennen die Taliban Kabul. Die Hauptstadt wird zur Falle für Tausende Afghanen und deutsche Staatsbürger. Jetzt soll die Bundeswehr sie rausholen. Es beginnt ein Wettlauf gegen die Uhr. Dritter und letzter Teil.

Von Matthias Gebauer und Konstantin von Hammerstein, DER SPIEGEL, 13.08.2022

Am Sonntag, dem 15. August 2021, fliegen drei US-Hubschrauber 43 Männer und Frauen der deutschen Botschaft in Kabul aus der hoch gesicherten »Green Zone« der afghanischen Hauptstadt zum Flughafen. Es ist eine Flucht in letzter Minute. Am Nachmittag schon dringen Talibankämpfer in den Palast des geflohenen Präsidenten ein.

Zwölf Deutsche bleiben in Kabul, Diplomaten, BND-Leute, Bundespolizisten. In den nächsten beiden Tagen schleusen sie Flüchtlinge auf den Flughafen. Am Montagabend landet die erste deutsche Militärmaschine. Die größte Evakuierungsoperation in der Geschichte der Bundeswehr läuft an.

Der Gestank ist überwältigend. Er raubt den deutschen Soldaten den Atem, als sie bei ihrer Ankunft in Kabul die Maschine über die Laderampe verlassen. Später werden sie berichten, wie sich diese widerlich süßlich-dicke Mischung aus Fäkalien und Verwesung in ihren Haaren festsetzte, in ihren Kampfanzügen und ihnen die Lunge verklebte. »Ihr stinkt nach Kabul«, werden manche von ihnen bei der Rückkehr von den Kameraden begrüßt.

An Gestank kann man sich gewöhnen. Auch an den Müll, der sich zwischen Betonmauern und Schleusen türmt, an den Toren und auf dem Vorfeld, wo die Flüchtlinge kampieren. Zerbrochene Holzpaletten, platt getretene Wasserflaschen, zerfetzte Kleidung, aufgeplatzte Koffer, Windeln, leere Munitionskisten, Scheiße und Blut. Der ganze Flughafen ist eine Müllkippe.

Bald nehmen die Männer und Frauen nicht mehr wahr, dass Tag und Nacht geschossen wird. Das ständige Gewehrfeuer, das Knallen der Blendgranaten, mit denen die U. S. Marines und ihre afghanischen Hilfstruppen an den Flughafentoren versuchen, die Menschen zurückzudrängen – man gewöhnt sich auch daran, berichten viele Soldaten nach dem Einsatz.

Wer nachts ankommt, schildert später Szenen wie aus der postapokalyptischen Zombiewelt der US-Serie »The Walking Dead«. Der Gestank, die Hitze, die Dunkelheit, die afghanischen Flüchtlingsfamilien, die im flackernden Schein brennender Müllhaufen auf dem Boden kauern, zwischen ihren Exkrementen, an ihrer Seite erschöpfte Soldaten, schlafend auf dem Asphalt, das Gewehr an eine Betonsperre gelehnt.

Am schlimmsten ist das Schicksal der Kinder. Das werden viele Soldaten, Polizisten, Diplomaten und BND-Leute berichten, die im August 2021 am Flughafen von Kabul waren. Die Bilder der Kinder werden sich in ihr Gedächtnis einbrennen. Noch Monate nach dem Einsatz, als sie längst wieder in Deutschland sind, reicht es manchmal, in der Schlange vor der Supermarktkasse einen kleinen Jungen zu sehen, und in den Köpfen der Afghanistanveteranen läuft ein Horrorfilm ab.

Einem hartgesottenen Offizier des Kommandos Spezialkräfte (KSK) bricht die Stimme, als er davon erzählt. Der Mann, der sich »Tobias« nennt, muss eine Zigarette rauchen, bevor er weiterreden kann. Ihn verfolgt eine Szene, die er am Abbey Gate des Flughafens erlebt hat. Dort quetschen sich in diesen Tagen Tausende Afghanen zwischen Nato-Draht, einem Wassergraben und Betonmauern, um auf einen Flieger zu kommen. Bloß raus aus Kabul!

Tobias und seine Männer stehen vor dem Tor, sie wollen deutsche Staatsbürger auf den Flughafen schleusen, da sehen sie hinter dem Nato-Draht in der Menge zwei Männer, die sich um einen Jungen streiten, der vielleicht vier Jahre alt ist.

Babys und kleine Kinder gelten als Ticket in den Airport, weil sie Mitleid erzeugen. Weinende Mütter halten sie in der Menge nach oben, um auf sich aufmerksam zu machen. Babys werden wildfremden Soldaten in die Hand gedrückt, in der Hoffnung, dass ihre Familien später nachkommen dürfen.

Kleine Kinder werden zur begehrten Ware. Männer entreißen sie ihren Müttern, um sich mit ihrer Hilfe durch die Flughafentore zu mogeln. Soldaten beobachten, wie vermeintliche Väter die geraubten Kleinkinder achtlos wegstoßen, sobald sie es auf das Gelände geschafft haben. »Kinder wurden wie Müll entsorgt«, wird General Jens Arlt später sagen, der Kommandeur der deutschen Evakuierungsoperation.

Tobias steht also in dem Gedränge am Abbey Gate, als er diese beiden Männer sieht, die sich um den Jungen streiten. Es ist offensichtlich, dass sie Fremde sind. Sie ziehen an dem Kleinen, jeder an einem Arm, während die KSK-Männer zusehen. Das Ganze spielt sich hinter dem Nato-Drahtverhau ab, sie können nicht eingreifen, hilflos beobachten sie, wie die beiden Männer immer brutaler an dem Jungen zerren – bis die Schultergelenke ausgekugelt sind.

Fisch und seine Kollegen wischen entgeistert auf ihren Handys und können es nicht fassen. Der GSG-9-Mann mit dem ungewöhnlichen Decknamen ist Sicherheitsberater der deutschen Botschaft, sein Team besteht aus Spezialkräften einer Sondereinheit der Bundespolizei. Die PSA (»Polizeiliche Schutzaufgaben Ausland«) schützt deutsche Auslandsvertretungen dort, wo es gefährlich ist.

Am Dienstag, dem 17. August, beobachten sie, wie ein fünfjähriger Junge, der mit seiner Mutter vor den Taliban fliehen will, auf dem Flughafen in der Hitze kollabiert und von Krämpfen geschüttelt wird. Einem der PSA-Männer, der als Rettungssanitäter ausgebildet ist, sei es gelungen, das Kind zu stabilisieren und ihm damit das Leben zu retten, wird Fisch später erzählen. Die Polizisten hätten den Jungen und seine Mutter zu einer Transportmaschine der Bundeswehr gebracht und den Soldaten übergeben.

Jetzt sehen Fisch und seine Männer auf ihren Handys das Foto, das die »Bild«-Zeitung veröffentlicht hat. Es zeigt drei Soldaten, die den kleinen Jungen in den Flieger tragen. »Knallharte KSK-Soldaten als sanfte Lebensretter!«, jubelt das Blatt. Kein Wort von der Bundespolizei.

Die Taliban sind überall, die Deutschen könnten ihnen zuwinken, wenn sie denn wollten. Ab und zu fahren sie auf der Russian Road am North Gate Patrouille, keine 20 Meter von den westlichen Soldaten entfernt, um die Straße für den Verkehr frei zu halten. Oft sind es gleich drei Pick-ups mit der weißen Talibanflagge, auf der Ladefläche Kämpfer mit Kalaschnikows und Granatwerfern.

Etwa 300 Meter vom North Gate entfernt, in Sichtweite der Deutschen, haben sie einen Checkpoint errichtet. Wenn ihnen das Gedränge vor den Flughafentoren zu chaotisch wird, rücken kleine Trupps von vier, fünf Mann an. Mit Peitschen schlagen sie auf die Flüchtlinge ein, sie prügeln, stoßen, schießen, und dann herrscht Ruhe. Die Taliban sind die neuen Herren der Stadt, und so benehmen sie sich auch.

Am Abbey Gate stehen sie auf den Schiffscontainern, die von den Amerikanern dort als Sperre hingestellt worden sind, um die Menschenmassen zurückzuhalten. Zwischen den Containern und der Flughafenmauer gibt es eine schulterbreite Lücke, durch die sich die Flüchtlinge durchzwängen müssen, wenn sie zum Tor wollen. Die Taliban entscheiden, wer durchdarf und wer nicht.

Einmal beobachten die Männer des BND, wie ein junger Talibankämpfer auf dem Container stolpert, ins Leere tritt und runterfällt. Mit einer heftig blutenden Kopfwunde liegt er vor den Stiefeln britischer Marines. Ein britischer Sanitäter eilt herbei und verbindet ihn, dann hieven ihn die Soldaten zurück auf den Container. Dort steht er dann wieder mit seinem Kopfverband, und es sieht so aus, als trüge er einen weißen Turban.

Offiziell steht der Flughafen unter US-Kontrolle. Manchmal donnern Kampfjets im Tiefflug über den Platz, um den Taliban zu zeigen, wer hier das Sagen hat. In Wahrheit kontrollieren die US-Soldaten nur den militärischen Bereich des Flughafens. Den zivilen Teil beherrschen zeitweise die Islamisten.

Für die Männer und Frauen der Bundeswehr ist das irritierend. Zwei Jahrzehnte lang waren die Taliban in Afghanistan ihre Feinde. Jetzt sehen sie, wie die bärtigen Kämpfer mit ihren Kalaschnikows ein paar Hundert Meter entfernt im Schatten unter den Tragflächen parkender Flugzeuge auf dem Beton hocken und warten. Mehr müssen sie nicht tun. In wenigen Tagen wird ihnen der ganze Flughafen gehören, den Ausländern rennt die Zeit davon.

Am Mittwoch steht Chris Klawitter vor dem North Gate, so wie jeden Tag. Der Hamburger Geschäftsmann lebt seit zwei Jahrzehnten in der afghanischen Hauptstadt und verdient sein Geld als Logistiker für die westlichen Truppen. Am Sonntag schleusten ihn Fischs Bundespolizisten auf den Flughafen, er sollte am Abend mit einer US-Militärmaschine nach Doha ausfliegen. Aber dann bot Klawitter den Deutschen an dazubleiben und ihnen zu helfen. Er kennt sich hier aus wie wenige Ausländer, und er spricht das Dari-Persisch der meisten Kabuler.

Jetzt steht er als einziger Deutscher vor dem Tor, zwischen U. S. Marines und den Männern der berüchtigten Unit 01 »Cobra« des afghanischen Geheimdienstes NDS. Die CIA hat ihnen angeboten, sie nach der Evakuierungsoperation mit ihren Familien in die USA auszufliegen. Dafür erledigen sie für die Ausländer die Drecksarbeit und versuchen, mit Schüssen und Schlägen die Flüchtlinge von den Toren wegzudrängen.

Klawitter soll deutsche Staatsangehörige und afghanische Ortskräfte auf den Flughafen schleusen, aber daran ist kaum noch zu denken. Die Zustände, die er an diesem und am nächsten Tag erlebt habe, seien unfassbar gewesen, wird er später sagen. Klawitter kann fast zusehen, wie die Menge, die sich vor dem Eingang zum Flughafen drängt, von Stunde zu Stunde größer wird. Niemand weiß, wann die letzte Maschine in die Freiheit abheben wird. In der Stadt überschlagen sich die Gerüchte. Bloß nicht zu spät kommen.

Als die Amerikaner die Tore von innen verstärken und die Wartenden vor den Flughafenmauern den Baulärm hören, werten manche das als Zeichen, dass die Tore bald endgültig geschlossen sein könnten. Die Information verbreitet sich in rasender Geschwindigkeit, und sofort machen sich noch mehr Menschen auf den Weg zum Flughafen.

Inzwischen sind es fast nur Männer, die es bis nach vorn ans Tor schaffen. Sie drängen, sie stoßen, sie quetschen sich an den Mauern und den Nato-Draht-Rollen, hinter denen Klawitter, die Amerikaner und ihre afghanischen Hilfstruppen stehen. Wer in dieser Masse zu Boden geht, kann totgetrampelt werden.

Klawitter beobachtet, wie vor allem Frauen, Kinder und alte Menschen mit unvorstellbarer Brutalität in den Nato-Draht gedrückt und gestoßen werden, sodass man über sie hinweg klettern und die Rollen überwinden kann. Es sind Szenen, wie er sie nur aus Schilderungen des Ersten Golfkriegs zwischen Iran und Irak in den Achtzigerjahren kennt, als Soldaten Gefallene und Schwerstverwundete auf Stacheldrahtsperren legten, um rüberklettern zu können.

Die Verletzungen, die er sieht, sind grauenhaft. Die rasiermesserscharfen Klingen des Nato-Drahts reißen verheerende Wunden, einer Frau wird von einer Blendgranate das Ohr abgerissen, ein Mann hat einen Schulterdurchschuss. Soldaten schleppen die Verletzten in die deutsche Schleuse, die als einzige überdacht ist.

Dort werden sie von Sanitätern und Ärzten der Bundeswehr und der Alliierten versorgt. Ab und zu spülen die Feldjäger das viele Blut mit Wasser in den Gitterrost neben ihrem Tisch, an dem sie sonst die Flüchtlinge registrieren. Manchmal liegen Leichen in der Schleuse, stundenlang, bevor sich jemand erbarmt und sie abtransportiert.

So geht es nicht weiter, das ist Klawitter klar und Jens Arlt, dem General vor Ort. In dieser Lage wäre es verantwortungslos, die Deutschen und die afghanischen Ortskräfte, die noch in der Stadt sind, aufzufordern, zum Flughafen zu kommen. Vor allem Frauen und Kinder haben in dem brutalen Gedränge keine Chance. Es muss andere Möglichkeiten geben, sie auf den Flughafen zu holen.

Der geheime Einsatzbefehl für die Kommandosoldaten des KSK ist vage gehalten. Mit »unkonventionellen Mitteln« sollen die etwa 20 Männer in Kabul die Rettung deutscher Staatsbürger unterstützen und bei möglichen Geiselnahmen eine »Notangriffsfähigkeit« sicherstellen. Mehr hat ihnen das Verteidigungsministerium nicht mit auf den Weg gegeben.

In Absprache mit Arlt entscheidet Tobias, der Kontingentführer des KSK, dass die Zeit für »unkonventionelle Mittel« gekommen sei. Seit Wochen bemüht sich das Kommando, einen früheren Dolmetscher aus Masar-e-Scharif nach Deutschland zu holen. Bisher scheiterte das an den strengen Vorgaben der Bundeswehr für das Ortskräfteprogramm. Der Dolmetscher war nur Honorarkraft, außerdem ist er vorbestraft und hat eine lebenslange Einreisesperre.

Das zählt jetzt nicht mehr. Als die KSK-Soldaten ihren Mann und seine Familie in der Menschenmenge erkennen, gehen sie vor das Tor und schleusen die Familie auf den Flughafen. Die erste KSK-Operation ist geglückt, sie wird in keinem Einsatzbericht auftauchen.

Aber das wird nicht reichen. Seit den Enthüllungen über verschwundene Munition und Nazis in den eigenen Reihen steht das Kommando aus dem Schwarzwaldstädtchen

Calw unter Druck. Eine Zeit lang war selbst die Auflösung der Skandaltruppe nicht mehr tabu. Ein paar schöne Berichte über die Heldentaten des KSK in Kabul können da nicht schaden.

Tobias denkt, so wird er es später erzählen, an eine besonders spektakuläre Operation. Er überzeugt General Arlt davon, zwei der leichten KSK-Hubschrauber mit den großen A400M-Transportern aus Deutschland nach Kabul zu verlegen, um dann in Kommandoaktionen kleine Gruppen von Flüchtlingen aus der Stadt zu holen.

Im Verteidigungsministerium wird die Idee aus Kabul begeistert aufgenommen. Annegret Kramp-Karrenbauer findet die Vorstellung reizvoll. Die CDU-Ressortchefin erkennt sofort die Profilierungschance, wenn nun ausgerechnet die sonst so risikoscheuen Deutschen als einzige Nation neben den USA in diesen Tagen Helikopter nach Afghanistan schicken. In Potsdam, im Einsatzführungskommando, machen sich die Militärplaner an die Arbeit.

Mit seinen Soldaten überlegt Tobias, wie man mehr Frauen auf den Flughafen holen könnte, denn die werden von den vielen jungen Männern, die vor den Toren stehen, nicht mehr durchgelassen. Schnell ist eine mögliche Zielperson identifiziert. Im SPIEGEL und in anderen Medien hat eine Abiturientin aus München um Hilfe gefleht. Gelingt die Operation, ist positive Presse garantiert.

Die KSK-Männer nehmen Verbindung zu der jungen Frau auf, sie solle sich bereithalten, aber die Details der Aktion werde sie erst in letzter Minute erfahren. Dann kontaktiert Tobias über Facetime einen Mann, den er schon lange im Visier hat. Seinen Steckbrief kennt er in- und auswendig. Es ist einer der Talibankommandeure, die für das Abbey Gate zuständig sind.

In fließendem Englisch, so gibt Tobias später das Gespräch wieder, nennt der Kommandeur seine Bedingungen. Das KSK dürfe nur deutsche Staatsbürger oder Leute mit gültigem deutschen Aufenthaltstitel auf den Flughafen schleusen. Tobias akzeptiert die Vorgaben. Was bleibt ihm anderes übrig?

In der Nacht von Samstag auf Sonntag stehen die junge Frau und ihre Familie vor einem der Tore. Dort werden sie von KSK-Soldaten in Empfang genommen und auf den Flughafen gebracht. Die »Operation Bluelight« hätte spektakulärer ausfallen können, aber für Tobias und seine Männer ist sie ein Erfolg. Endlich gibt es wieder schöne Berichte über das Kommando.

Zwei Tage später wird ein gemischtes Team aus BND und Bundespolizei in einer ähnlichen Operation nachts etwa 80 Menschen auf den Flughafen schleusen, Ortskräfte des Bundesnachrichtendienstes und der Botschaft samt Familien. Über diese Rettungsmission erscheint keine Zeile.

Am Freitag, dem 20. August, sind die ersten Soldaten mit den Nerven fertig. Arlt blickt seinen Soldaten in die Augen, und was der einsatzerfahrene Offizier dort sieht, besorgt ihn. Leere, müde Blicke. Nach vier Tagen auf dem Flughafen von Kabul sind viele von ihnen am Ende. Es sind junge Leute, für die meisten ist es der erste Auslandseinsatz, auf eine solche Extremsituation waren sie nicht vorbereitet.

Der General entscheidet, einen Teil seiner Truppe auszuwechseln. Die Männer und Frauen wehren sich. Sie wollen unbedingt bleiben, sie haben das Gefühl, sonst als Versager und Schlappschwänze dazustehen. Arlt bleibt bei seiner Entscheidung. In der Nacht lässt er die Reservekompanie aus Taschkent einfliegen.

Arlt beobachtet, wie bereits nach wenigen Stunden auf dem Flughafen ein paar der Neuen apathisch auf einer der Cargopaletten vor dem Flugzeug hocken und abwesend in die Luft starren. Der Horror hat sie im Griff, bevor sie überhaupt angefangen haben.

Am frühen Montagmorgen, gegen vier Uhr, plaudert der Oberstabsgefreite Adrian am North Gate mit einem amerikanischen Kameraden, um sich die Zeit zu vertreiben. Im Moment ist es ruhig hier vorn am Tor. Ein paar Stunden muss er noch überstehen, dann hat der Fallschirmjäger aus dem niedersächsischen Seedorf seine Schicht hinter sich

Was dann passiert, schildert Adrian später so: Plötzlich fällt ein Schuss. Geschossen wird viel in diesen Tagen. Es sind die Amerikaner und ihre afghanischen Hilfstruppen, die Warnschüsse über die Köpfe der Menschenmenge vor den Toren feuern, aber dieser Schuss ist nicht draußen vor der Flughafenmauer abgegeben worden. Er kam von innen. Adrian ist Scharfschütze, er hört das sofort.

Er rast zwischen den hohen Betonmauern die paar Meter nach hinten. Er hat keine Ahnung, was passiert ist, aber er weiß, dass dort die Kameraden seines Trupps auf dem Boden liegen, um sich auszuruhen, darunter seine beiden besten Freunde. Es sind nur ein paar Sekunden, bis sich Adrian auf den Boden wirft und in Stellung geht. Ihm kommt es vor wie eine Ewigkeit. »Das waren die schlimmsten Augenblicke meines Lebens«, sagt er später, »weil ich keinen Kontakt zu meinem Trupp hatte.«

Er sieht, dass U. S. Marines und deutsche Fallschirmjäger hinter ihren Autos und einer niedrigen Betonmauer in Deckung gegangen sind und auf die eigenen Hilfstruppen, die Männer der afghanischen »Cobra«-Einheit, feuern. Was für ein Chaos.

Die Bundeswehr und die Amerikaner versuchen später zu rekonstruieren, was eigentlich passiert ist. Vermutlich hat ein Scharfschütze aus einem der Hochhäuser, die vor dem Flughafen stehen, mit einem großkalibrigen Schuss einen der »Cobra«-Männer innerhalb des Airports tödlich getroffen. Übermüdet und panisch eröffnen die Afghanen das Feuer auf die Amerikaner und Deutschen, weil sie glauben, der Schuss sei von

ihnen abgegeben worden. Die feuern zurück, drei der Afghanen werden verletzt. Fast wäre es zu einem Blutbad gekommen.

KSK-Mann Tobias bekommt die Schüsse in der deutschen Unterkunft mit. Auch er hat keine Ahnung, was passiert ist, aber als Profi hört er sofort, dass es nicht die übliche Schießerei vor den Toren ist, sondern ein Feuergefecht. So etwas kennt er von seinen Einsätzen. Ihm sei es richtig gut gegangen, wird er später erzählen. Endlich mal was Vertrautes.

Jan Hendrik van Thiel hält den Plan mit den deutschen Hubschraubern für falsch. Der deutsche Gesandte sagt das jedem, der es hören will. Und wer es nicht hören will, dem sagt er es auch. Im vertraulichen Protokoll des Afghanistan-Krisenstabes der Bundesregierung heißt es, van Thiel sei »skeptisch«, Bundeswehrhubschrauber in Kabul einzusetzen. Die Taliban hätten den USA eine klare Ansage gemacht: keine Konvois in die Stadt und keine Hubschrauber.

Der Diplomat erzählt später, dass sein Sicherheitsberater sich mit Tobias getroffen habe. Der KSK-Mann habe von Fisch wissen wollen, wo man in der Nähe der Botschaft mit Hubschraubern landen könnte. Van Thiel kann sich schon denken, was die KSK-Leute vorhaben. Eine filmreife Kommandoaktion, womöglich sogar mit Abseilen von Hubschraubern, so wie sie es in Calw üben. Wahnsinn, findet er.

Er weiß aus den Botschaftsrunden am Flughafen, dass die Amerikaner einen Helikoptereinsatz in Kabul strikt ablehnen. Erstens dulden die Taliban keine Flüge mehr in die Stadt, und zweitens ist den US-Vertretern das Risiko viel zu hoch. Denn klar ist doch: Die westliche Evakuierungsoperation wäre in der Sekunde beendet, in der einer der Hubschrauber abstürzen oder gar abgeschossen würde. Soll man, um allenfalls ein gutes Dutzend Menschen zu retten, das Schicksal Zehntausender aufs Spiel setzen?

Die beiden leichten KSK-Hubschrauber stehen inzwischen in Kabul am Flughafen und sind einsatzbereit. Das Kommando will unbedingt loslegen, Arlt auch, und die Ministerin ist ohnehin begeistert von der Idee. Nur van Thiel arbeitet dagegen. Er sei zu den Amerikanern gegangen, wird er später berichten, und habe ihnen gesagt, dass sie Arlt klipp und klar sagen müssten, dass ein Helikopterflug nicht infrage komme. Denn der General interpretiert die Aussagen seiner amerikanischen Gesprächspartner erkennbar anders. Mehrfach meldet Arlt nach Berlin, die Amis seien mit im Boot.

In Wahrheit spielen sie auf Zeit und verzögern den Einsatz. Sie wollen die Deutschen nicht durch ein klares Nein verprellen. Kramp-Karrenbauer hängt sich persönlich ans Telefon und bearbeitet Lloyd Austin, ihren Kollegen im Pentagon. Der gibt grünes Licht, besteht aber darauf, dass bei der »Operation Gripping Eagle« ausschließlich amerikanische Helikopter eingesetzt werden.

In der Nacht auf den 25. August fliegen KSK-Männer und Spezialkräfte der U. S. Delta Force mit zwei Chinook-Hubschraubern der Amerikaner in die Berge bei Kabul und evakuieren eine Münchner Großfamilie mit afghanischen Wurzeln. Es ist die einzige Helikopteraktion des KSK, die beiden Hubschrauber werden nie eingesetzt.

Die Verteidigungsministerin sitzt zu diesem Zeitpunkt beim Abendessen mit Angela Merkel und einigen Kabinettskollegen im Berliner Kanzleramt. Auch Generalinspekteur Eberhard Zorn ist dabei. Per SMS bekommt er die Nachricht aus Kabul, dass die Hubschrauber sicher zurückgekehrt seien. Teilnehmer werden später berichten, die Kanzlerin habe Kramp-Karrenbauer angeblickt, den Daumen gehoben und gemurmelt: »Super!«

In Kabul tickt nun gnadenlos die Uhr. Immer noch warten Tausende Afghanen auf ihre Rettung, den Helfern läuft die Zeit davon. Die Amerikaner werden den Flughafen spätestens am 31. August verlassen. Alle anderen Verbündeten sind aufgefordert, ihre Missionen spätestens 48 Stunden vorher zu beenden.

Van Thiel und Arlt melden das immer wieder nach Deutschland, aber beide berichten später, sie hätten das Gefühl gehabt, nicht ernst genommen zu werden. In Berlin keimt immer noch die Hoffnung, die Amerikaner könnten ein paar Wochen verlängern.

So wird im vertraulichen Krisenstabsprotokoll vom 22. August die Position der Verteidigungsministerin mit diesem Satz wiedergegeben: »Aufrechterhaltung Flugbetrieb über 31. 08. hinaus sehr wünschenswert.« Auch Außenstaatssekretär Miguel Berger klingt an diesem Tag optimistisch: »Unwahrscheinlich, dass USA Evakuierungsoperation hinaus nur für sich selbst verlängern und nicht für Partnerländer.«

Einen Tag später berichtet der designierte deutsche Kabul-Botschafter Markus Potzel im Krisenstab, es gebe »gemeinsame Ansätze« der USA und der Türkei »über Flughafenbetrieb über 31. 08. hinaus«. Am 25. August meldet Potzel, die Taliban hätten großes Interesse, den Flughafen weiter zu betreiben.

In Kabul schütteln sie den Kopf. Der amerikanische General Chris Donahue konferiert vom Flughafen aus mit dem US-Präsidenten, danach informiert er seinen deutschen Kollegen Arlt. Am 31. August ist Schluss, keinen Tag länger. Warum will Berlin das nicht begreifen?

Vorsichtig fühlt das Auswärtige Amt bei van Thiel vor, ob er und seine Leute sich vorstellen können, auch nach dem Abzug der Bundeswehr in Kabul zu bleiben. Der Gesandte spricht jeden seiner Diplomaten und Bundespolizisten einzeln an. Könnt ihr euch das vorstellen, habe er seine Männer gefragt. Nein, hätten sie geantwortet, einer nach dem anderen.

Am Montagabend ist van Thiel auf dem Flughafen unterwegs, als er einen Anruf bekommt. Der »Taliban-Express«, ein Buskonvoi, den die deutschen Diplomaten organisiert haben, hängt auf dem Zubringer aus der Stadt an einem Taliban-Checkpoint fest. Er müsse dringend helfen.

Seine Personenschützer bringen ihn vor das Haupttor des Airports. Dort sitzen zwei Offiziere der Fallschirmjäger auf der Ladefläche eines Pick-ups und lassen die Beine baumeln, während ihre Soldaten die Zeit für ein Nickerchen nutzen. Sie sollen die Flüchtlinge in Empfang nehmen, aber die hängen nun fest. Da kann man wohl nichts machen.

Der Parkplatz vor dem Flughafen wird von den Amerikanern kontrolliert, der nächste Taliban-Checkpoint liegt etwa 50 Meter entfernt hinter Fahrzeugsperren und Stacheldrahtrollen. Colonel Webb, der für diesen Bereich zuständige US-Offizier, macht klar, dass er es ist, der den Kontakt zu den Taliban auf der anderen Seite hält und niemand sonst. Ein Typ wie Brad Pitt, nur völlig übermüdet und damit wie auf Drogen, wird ihn van Thiel später beschreiben.

Der Gesandte weiß, dass er auf die Hilfe des Colonels angewiesen ist, und so bleibt er einfach da am Parkplatz und redet und redet, stundenlang, die halbe Nacht durch. Es ist seine einzige Chance. Der Colonel schwärmt von Deutschland und erzählt ihm seine Lebensgeschichte. Zwischendurch geht er immer wieder auf die gegenüberliegende Seite der Front und verhandelt mit den Taliban. Es stellt sich heraus, dass die deutschen Busse an einem anderen Checkpoint festhängen. Doch der dortige Talibankommandeur schläft gerade, und niemand will ihn wecken.

Webb und seine Stellvertreter erzählen van Thiel, wie sich Amerikaner und Taliban am Anfang beschimpft, bedroht und fast geprügelt hätten. Aber jetzt scheint man einen Modus Vivendi gefunden zu haben. Irgendwann in der Nacht ist der Talibankommandeur aufgewacht und lässt die deutschen Busse durch. In der nächsten Nacht wiederholt sich dieses Schauspiel, und so gelingt es dem deutschen Gesandten mit seiner Hartnäckigkeit, in zwei Tagen mehrere Hundert Flüchtlinge auf den Flughafen zu schleusen.

Marc-André Hinzmann weiß nicht mehr genau, was zuerst kam, der dumpfe Schlag oder die Flugzeuge. In seinem Kopf vermischen sich die Erinnerungen an seine letzten Minuten in Kabul zu einem einzigen Brei. Wahrscheinlich war es der Schlag, sagt der junge Oberleutnant der Feldjäger.

Sie stehen an diesem Donnerstagnachmittag, als es langsam schon dunkel wird, mit ihrem Gepäck auf dem Platz, auf dem sonst die Flüchtlinge auf die Flieger gewartet haben. Jetzt sind hier nur Deutsche, Frauen und Männer der Bundeswehr, Diplomaten, BND-Leute, Bundespolizisten. In den vergangenen elf Tagen haben sie 5347 Menschen

auf die Transportmaschinen der Luftwaffe gesetzt, darunter etwa 140 Ortskräfte plus Familien, nun warten sie selbst auf die letzten Flieger nach Taschkent.

Da spürt Hinzmann plötzlich diesen dumpfen Schlag. Er weiß nicht, was passiert ist, aber er sieht, wie über dem Abbey Gate eine dunkle Rauchwolke aufsteigt, und dann hört er schon die Sirenen und sieht rennende amerikanische Soldaten. In diesem Moment, so erinnert er sich später, setzt der erste A400M zur Landung an, dreht dann plötzlich ab und donnert tief über die wartenden Deutschen hinweg.

Das wird jetzt sicher Stunden dauern, habe er gedacht, aber es dauert nicht Stunden, denn da kommen schon die nächsten beiden Flieger. Sie landen so dicht hintereinander, dass Hinzmann fürchtet, es könnte einen Auffahrunfall geben. Kurz danach setzt eine vierte Maschine auf.

Auf ihren Handys verfolgen seine Kameraden die Nachrichten aus Deutschland. Selbstmordanschlag am Kabuler Flughafen mit vielen Toten und vielen Verletzten, lesen sie, als die Maschinen anrollen. Später werden sie erfahren, dass fast 200 Afghanen am Abbey Gate gestorben sind, 13 US-Soldaten und 2 britische Fallschirmjäger.

Hinzmann checkt, ob ihm seine Männer folgen, dann läuft er los. Er hat keinen Blick für die Autos mit den Verletzten, die an ihm vorbeirasen zum Lazarett der Norweger, er sieht nur den Rucksack seines Vordermanns.

Er rennt ihm hinterher bis zur Maschine, die mit laufenden Rotoren wartet. Es ist ein Höllenlärm, aber Hinzmann erinnert sich später nur noch daran, wie er die Rampe hochläuft und sich neben seinen Kameraden auf den Boden wirft.

Kaum ist er in der Maschine, rollt sie schon los. Hinzmann spürt einen heißen Lufthauch und hebt im Liegen den Kopf. Die Laderampe ist immer noch offen. Er sieht die braunen Berge von Kabul, die draußen vorbeiziehen, und die Fallschirmjäger, die mit ihren Gewehren im Anschlag auf der offenen Rampe das Flugzeug nach hinten sichern. Die mächtigen Triebwerke heulen auf, und der schwere A400M rast die Startbahn entlang.

Als die Maschine abhebt, fühlt er sich so leicht wie noch nie, wird er später seine Stimmung in diesem Moment wiedergeben. Hinzmann liegt zwischen seinen Männern auf dem Stahlboden des Transportfliegers, der jetzt steil nach oben steigt. Er hat es überlebt, die elf Tage in Kabul, seinen ersten Auslandseinsatz. Ihm fallen die Augen zu, der junge Oberleutnant schläft ein.

Jens Arlt wird nach dem Einsatz mit Auszeichnungen überhäuft. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier überreicht dem General im Schloss Bellevue das

Bundesverdienstkreuz erster Klasse. Er gibt Interviews, tritt in Talkshows auf und kann sich vor Vortragsanfragen kaum retten.

Fisch teilt seinen Vorgesetzten im Außenressort und bei der Bundespolizei nach seiner Rückkehr mit, dass er in Zukunft nicht mehr für das Auswärtige Amt arbeiten werde. Er fühlt sich im Stich gelassen. Den GSG-9-Mann treibt bis heute das Schicksal der 13 Amerikaner und 2 Briten um, die beim Selbstmordattentat am Abbey Gate starben. Sie hätten sich auch für die Deutschen geopfert, glaubt er. Weil sie trotz immer dringenderer Anschlagswarnungen am Tor blieben und damit verhinderten, dass der Flughafen gestürmt wurde.

Chris Klawitter hält es nur kurz in Deutschland aus, dann zieht es ihn zurück nach Afghanistan. Aber in Kabul wird sein Büro mehrfach von den Taliban durchsucht, und er verlässt das Land. Jetzt lebt er in Hamburg bei seinen Eltern. Er sucht Arbeit, aber er findet keine.

Jan Hendrik van Thiel bittet das Auswärtige Amt, ihn wieder nach Kabul oder nach Bagdad oder Bamako, die Hauptstadt Malis, zu schicken. Stattdessen landet er als designierter Botschafter in der Karibik, in Kingston, der Hauptstadt Jamaikas. Dort fühlt er sich abgeschoben und bewirbt sich wieder auf Krisenposten. Das Auswärtige Amt lehnt ab.

Fisch, Klawitter und van Thiel werden für ihre Rolle bei der Kabuler Rettungsaktion für das Bundesverdienstkreuz vorgeschlagen. Es ist ihnen bis heute nicht verliehen worden.

Der Preis, den man dafür zahlt, als Jude in Deutschland zu leben

Als jüdischer Deutscher ist man ein Deutscher, der sich auf sein Land nicht verlassen kann. Daher eine Bitte.

Von Nele Pollatschek, Süddeutsche Zeitung, 01.07.2022

Okay, fangen wir mit S. an. Es wird anstrengend, da sollte man mit dem Schönen anfangen. Mit S., dem schönsten Maler und Lackierer des Neckar-Odenwald-Kreises. S. also malert und lackiert mit seinen rührend braunen Augen vor sich hin, wir plaudern, ich reiche ihm das Kreppband, und er sagt: "Menschen hassen Juden, weil sie das ganze Geld haben."

An dieser Stelle gibt es verschiedene Möglichkeiten. Ich kann a) S. einen Antisemiten nennen, b) ihn rausschmeißen, c) twittern, dass ich gerade einen Antisemiten gefeuert habe #nichtmitRechtenreden. Was ich tue, ist d), Kaffee kochen.

Für solche Gespräche habe ich eine Strategie: erst mal die Situation entspannen. Ich sage so was wie: "Du kennst mein Haus, habe ich das ganze Geld?" S. muss lachen. Als Zweites folgt eine simple Geschichtsstunde. Darüber, dass Juden viele Berufe nicht ausüben durften. Dass sie oft dazu genötigt waren, Geld zu verleihen und für christliche Herrscher Steuern einzutreiben. Dass viele Ghettojuden bitterarm waren (und trotzdem vergast wurden). Dass die finanzielle Situation von Juden heute unterschiedlich ist, es gibt arme und reiche. Subtext: Juden sind auch nur Menschen. Und auch: Juden sind nicht daran schuld, dass es das Klischee gibt, sie hätten das Geld.

Als Drittes, und jetzt wird's knifflig, sage ich, dass "Juden haben das Geld" ein antisemitisches Klischee ist, ohne anzudeuten, er selbst sei Antisemit. Ich möchte, dass

er versteht, dass das, was er da gedacht hat, antisemitisch ist, ich möchte, dass er aufhört, das zu denken. Er soll verstehen, dass die Vorstellung, es gäbe eine jüdische Weltverschwörung, in der "die da oben" dem kleinen Mann das Geld wegnehmen oder sein Leben kontrollieren, für Juden tödlich ist. Weil es die Art Geschichte ist, die man sich erzählt, bevor man auf die Idee kommt, ein Pogrom zu veranstalten, einen Anschlag, einen Holocaust. Antisemit klingt nach schlechter Mensch, und Menschen werden aggressiv, wenn sie sich der Schlechtheit verdächtigt wähnen. Also sage ich: "Ich glaube, du bist da Opfer eines antisemitischen Klischees geworden." Subtext: Du bist nicht daran schuld, dass du gerade noch was dachtest, was für Juden tödlich ist.

Wenn es funktioniert, habe ich mein Gegenüber am Ende von einem einzigen antisemitischen Klischee befreit. *Harm Reduction* nennt man das in der Sozialarbeit, Schadensminimierung, besser Methadon als Heroin, besser zwei Zigaretten als 20. Mit S. funktioniert es. Wir streichen noch ein bisschen, zum Abschied umarmen wir uns. Ich umarme ihn, wie man einen guten Menschen umarmt, dem ein Denkfehler unterlaufen ist. Alles gut.

Der größte Denkfehler im Documenta-Debakel nun ist dieser: "Alle Beteiligten bedauern, dass auf diese Weise Gefühle verletzt wurden." Er kommt aus einer Stellungnahme von Sabine Schormann, der Generaldirektorin der Kunstschau. Was daran falsch ist, ist die Vorstellung, dass es um verletzte Gefühle geht. Antisemitismus verletzt mich nicht.

Wenn ich Antisemitismus sehe, denke ich nicht: "Oh nein, meine Gefühle!", ich denke: "Kann man da noch was machen, oder ist es Zeit?" Die Gefahr an Antisemitismus ist nicht, dass er Gefühle verletzt, sondern dass er Leben kostet. Gefühle sind mir egal, ich möchte nur nicht ermordet werden. Natürlich habe ich eine vernünftige Stimme im Kopf, die das albern findet. "Glaubst du wirklich, dass du ermordet wirst, nur weil ein neun mal zwölf Meter großes Bild mit einem Juden mit blutunterlaufenen Augen, Vampirzähnen und SS-Runen auf dem Hut unter den Augen einer deutschen Documenta-Leitung in Kassel aufgehängt wurde?" Nein, natürlich nicht. Das wäre ja paranoid. Das Problem ist, dass es in mir auch eine Stimme gibt, die sagt: Viele wollten nicht paranoid sein in deiner Familie, ermordeterseits. Diese Stimme nervt, und sie hat sechs Millionen Argumente.

Hier eine Geschichte, mit der ich groß geworden bin: Wie mein Uropa seine Eltern bat, ins Exil zu gehen, und wie die Eltern ihn für paranoid erklärten. Das Land von Goethe und Kant, so was kann heute nicht passieren, Dichter, Denker, Aufklärung! Wie die Eltern in Deutschland blieben, bis es nach Auschwitz ging. Es ist schwer, nicht paranoid zu sein, wenn man Teil einer Gruppe ist, deren nicht paranoider Teil von seinen Landsleuten ermordet wurde. Judentum ist *survival of the paranoid.*

Als jüdischer Deutscher ist man Deutscher, der sich auf sein Land nicht verlassen kann. Europäer, der sich auf Europa nicht verlassen kann. Deutschland hat das Judenermorden nicht erfunden, nur professionalisiert. Pogrome gab es in Europa und darüber hinaus mit absoluter Regelmäßigkeit: 1011, 1033, 1096, 1147, yada yada yada, 1859, 1871, 1881, 1903 ... Cordoba, Fez, Granada, Worms, Kiew, Würzburg, Lissabon, Lwiw, Jerusalem, Hebron. Antisemitistische Bilder verknüpfen sich nicht, wie es das Kuratorenkollektiv der Documenta Ruangrupa schreibt, mit der "deutschen Geschichte", sondern mit Geschichte allgemein.

Wäre ich jüdischer Israeli, ich würde den ganzen Tag nichts anderes machen, als Israel zu kritisieren. Das ist ja die Aufgabe von Intellektuellen: das eigene Land zu kritisieren. Als jüdischer Deutscher interessiert mich Israel nicht mehr als jedes andere Land. Ich weiß aber, dass Israel sich für mich interessiert. Es beruhigt, dass es ein Land gibt, welches einen beschützt, wenn andere es nicht mehr tun. Israel ist die Notlösung der Judenfrage.

Es kommen also verschiedene Interessen zusammen. Man möchte nicht paranoid sein. Man möchte nicht so ein Würstchen sein, das alle paar Jahre verkündet, es zöge jetzt wirklich nach Israel. Man weiß, dass man auf keinen Fall ins Ausland ziehen will. Und gleichzeitig dieses Nicht-ermordet-werden-Wollen. Man will nicht der sein, von dem es später heißt, man habe ihn gewarnt, aber er wusste es besser. Worüber niemand spricht, ist, dass es neben *survivor's guilt* auch *survivor's superiority* gibt, die aberwitzige Hoffnung, einem könne so was nicht passieren, wenn man schlau genug ist.

Das Bulletin of the Atomic Scientists veröffentlicht seit 1947 eine *Doomsday Clock*, die die Nähe zum Weltuntergang anzeigen soll (zur Zeit steht sie auf 100 Sekunden vor zwölf). Wenn jüdische Deutsche sagen: "Wir sitzen auf gepackten

Koffern", dann meinen sie das: dass sie in Deutschland zu Hause sind, dass sie nicht einfach so in einen zänkischen Kleinstaat im Nahen Osten ziehen, dass sie aber eine innere *Doomsday Clock* haben und dass sie gehen werden, bevor es zu spät ist. Als könnten sie ihn erkennen, den Moment vor *zu spät*.

Jüdische Israelis finden es oft lächerlich, wie paranoid deutsche Juden sind. Begreifen nicht, warum hierzulande Antisemitismusvorwürfe so aufgeblasen werden. Logisch. Jüdische Israelis sind nicht Teil einer diskriminierten Minderheit, sie sind die Mehrheit. Jüdische Deutsche haben eine feine Sensorik für Antisemitismus, jüdische Israelis brauchen das nicht. Jüdische Israelis haben eine Armee, jüdische Deutsche haben Stolpersteine.

Die *Doomsday Clock* hat drei Faktoren. Erstens: Antisemitismus. Deutsche denken oft, er sei binär: an oder aus. Es gibt Antisemiten, aber man selbst ist ja keiner. Wenn man einen Satz, eine Pressemitteilung oder eine Karikatur nicht antisemitisch meint, ist sie nicht antisemitisch. Deutsche begreifen oft nicht, dass Menschen, die "von nichts gewusst haben", nicht die feinste Sensorik für Antisemitismus haben. Juden müssen genau hinschauen, Nichtjuden genießen entspanntere Familienfeiern, wenn sie nicht so genau hinschauen. Für Nichtjuden geht es bei Antisemitismus um Moral, für Juden um Überleben. Nichtjuden können sagen: "Nie wieder!", Juden müssen beständig fragen: "Schon wieder?"

Antisemitismus ist nicht binär, er ist immer da, seitdem jemand auf die Frage: "Wer ist schuld?" die praktische Antwort: "die Juden!" gefunden hat. Antisemitismus ist ein Grundrauschen. In Deutschland konnte ich es lange kaum hören. Zu manchen Zeiten, in manchen Ländern, ist es ohrenbetäubend. Es ist nicht rassistisch, das festzustellen, es gibt dazu Studien. Rassistisch ist es zu denken, dass Menschen aus Ländern mit hohem Antisemitismus schlechte Menschen sind. Sind sie nicht. Sie haben aber mit höherer Wahrscheinlichkeit antisemitische Vorurteile. So wie Menschen aus Corona-Hochrisikogebieten nicht "schlecht" sind und es trotzdem wichtig ist, Risiken ernst zu nehmen.

Wenn man eine Documenta von guten Menschen veranstalten lässt, die aus Ländern kommen, in denen es viel Antisemitismus gibt – das sind die meisten Länder,

nicht nur im Süden –, ist es eine gute Idee, denen zuzuhören, die eine feine Sensorik für Antisemitismus haben. Man kann über den Zentralrat der Juden denken, was man will, aber diese Kompetenz hat er. Und natürlich ist er alarmistisch, das ist seine Aufgabe! Er ist ein Interessenverband. Eines der größten Interessen deutscher Juden ist es, nicht ermordet zu werden. Es ist die Aufgabe der Documenta-Leitung, der deutschen Politik, dieses Landes, den Warnungen immer wieder den Grund zu entziehen. Wenn alle ihre Aufgabe richtig machen, dann befindet sich der Zentralrat immer im Präventionsparadox, und jede Warnung stellt sich als unnötig heraus. Alles, was ich will, ist, dass der Zentralrat immer unrecht hat.

Der zweite Faktor der *Doomsday Clock* ist das Wohlbefinden der Nichtjuden. Historisch betrachtet führt Antisemitismus nur unter bestimmten Umständen zu Pogromen: bei Pest, oder Armut, Hunger, Krieg – immer wenn man einen Schuldigen braucht. Gefährlich wird Antisemitismus nur, wenn es dazu noch, keine Ahnung, eine Pandemie gibt, Krieg, Hyperinflation, Dürre, Hunger.

Natürlich stieg die antisemitische Gewalt während der Pandemie. Und natürlich symbolisieren Künstler "Militarismus und die Gewalt, die wir während der 32-jährigen Militärdiktatur Suhartos in Indonesien erlebt haben", wie das Künstlerkollektiv Taring Padi in seiner Erklärung schrieb mit jüdischen SS-Vampiren. Nicht weil Juden eine Rolle im indonesischen Militär spielen – es gibt in Indonesien mit seinen 270 Millionen Einwohnern ungefähr 200 Juden –, sondern weil Juden halt schuld sind. Auch wenn es praktisch keine Juden gibt. Die jüdische *Doomsday Clock* läuft mit doppelter Geschwindigkeit. Sie reagiert nicht nur auf die Klimakatastrophe, sondern auch darauf, dass früher oder später jemand auf die Idee kommt, die Juden kontrollieren die Sonne.

Der dritte Faktor der *Doomsday Clock* ist dieser: Wie viele Menschen stört Antisemitismus? So ergibt das Wort "Kontext" Sinn, das sowohl Taring Padi als auch Sabine Schormann bemühten: Es ist nicht so, dass jüdische SS-Vampire in Deutschland eine "antisemitische Lesart" bieten, die es in Indonesien nicht gibt – Bilder jüdischer SS-Vampire sind in jedem Land der Welt antisemitisch – in einem fast judenlosen Land mit so stark ausgeprägtem Antisemitismus wie Indonesien gibt es nur nicht viele Menschen, die das stört. Und als die Künstler schrieben, dass ihre Arbeit "in diesem speziellen Kontext in Deutschland als beleidigend empfunden wird", hatten sie insofern

recht, als dass Antisemitismus hier als Problem gesehen wird, weil Deutschland verstanden hat, wohin Antisemitismus führen kann.

Also, ich glaube, Deutschland hat das verstanden. Nur die Stimme fragt manchmal, ob ich mir sicher bin. Wenn ich die Arroganz sehe, mit der Documenta-Verantwortliche Warnungen abschmetterten, statt sie zu entkräften, als wäre Antisemitismus eine verjährte Ausnahme und kein reales Problem. Wenn die Geschäftsführung immer wieder eine Documenta ohne Antisemitismus garantiert, und als dann ein hundert Quadratmeter großes Bild mit Vampirjuden "entdeckt" wird, verkündet, sie sei "keine Instanz, die sich die künstlerischen Exponate vorab zur Prüfung vorlegen lassen kann". Und man sich fragen musste, wie man denn etwas garantieren kann, was man nie zu überprüfen gedachte. Als Jörg Sperling, Ex-Vorstand des Documenta-Forums, klarstellte: "Eine freie Welt muss das ertragen". Wenn in der *Zeit* der Kampf gegen Antisemitismus als "totalitär" bezeichnet wird, die Vorstellung, man könne die Documenta abschaffen als "die einfache vernichtende, die deutsche Lösung!", als hätte der Autor wirklich nicht verstanden, was "totalitär" bedeutet, was "Vernichtung" bedeutet. Wenn beschwichtigt wird, wenn relativiert wird, wenn dann Judenhass durch *israelisches Verhalten* gerechtfertigt wird – weil Juden eben immer schuld sind, besonders am Antisemitismus. Dann frage ich mich, ob es die Documenta ist, die so vielen so kolossalen Denkfehlern erlag. Oder ob ich es bin.

Der Preis, den man dafür zahlt, als Jude in Deutschland zu leben, ist, dass man sich nie sicher ist, ob man gerade einen riesigen Fehler begeht. Dass man manchmal anfängt, Wohnungen in einem Land zu suchen, in dem man nicht mal Urlaub machen will. Dass man mit einem schönen Maler eine Wand streicht und plötzlich denkt, dass es falsch war, ein Haus zu kaufen, sogar ein billiges, weil man jederzeit gehen können muss. Und dann fragt man sich, ob man völlig paranoid ist, weil man manchmal plötzlich gehen möchte, oder heillos naiv, weil man bleibt. Dieses Dilemma lässt sich nicht mehr auflösen. Damit müssen wir leben, und es ist peinlich zuzugeben, dass es nicht immer leichtfällt.

Vielleicht ist das alles, was es jetzt zu sagen gibt: Macht es bitte nicht schwerer.

„Das Blut klebt an diesen schönen Spielen“

Vor 50 Jahren starben elf israelische Sportler beim Olympia-Attentat in München. Shaul Ladany und Gad Tsabari gelang damals die Flucht. Ein Gespräch über das Leben danach

Von Patrick Bauer und Thomas Bärnthaler, Süddeutsche Zeitung Magazin, 01.07.2022

Bevor es losgeht an diesem kühlen Märztag, schenkt Gad Tsabari den beiden Reportern und sich drei Gläser Brandy ein. Es ist noch früh am Vormittag, aber den müsse man probieren. Tsabari, 78 Jahre alt, dunkler Teint, Ringe unter den Augen, brennt ihn selbst. Er hat auch einen Weinhang am Stadtrand. Den Cabernet Sauvignon verkauft er hier in seiner kleinen Bar neben einer Tankstelle an einer Ausfallstraße von Tel Aviv. Zwei staubige Fernseher stehen auf der Durchreiche.

Tsabari öffnet nur noch, wenn ihm danach ist – nicht mehr oft.

Hinter ihm, an der Wand, hängt ein Schwarz-Weiß-Foto: Zwei kleine, muskulöse Männer in hautengen Ganzkörpertrikots, der Kampfrichter hebt Tsabaris Arm. Damals hatte er noch dichtes Haar. Mehrfach war er israelischer Meister im Ringen. Freistil, Papiergewicht bis 48 Kilo. Beim Fußball lachten sie ihn aus, klein, wie er war. Also kämpfte er. Etwas anderes blieb gar nicht übrig in diesem Viertel, in dieser Familie.

Seine Eltern waren 1920 aus Jemen geflohen, Juden auf der Suche nach Schutz und Heimat. Mit seinen eigenen Händen hatte der strenge Vater nicht nur eine Synagoge nebenan, sondern auch dieses Haus gebaut.

So kommt es, dass Gad Tsabari heute über seiner Bar wohnt. Er, kein Papiergewicht mehr, aber immer noch kernig, zeigt auf ein anderes Foto hinter den Resopal-Tischen.

Eine gerahmte, vergilbte Zeitungsseite: der Einmarsch des israelischen Teams bei der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in München am 29. August 1972. Gad Tsabaris größter Moment.

Nur eine Woche später folgte sein dunkelster: Ein achtköpfiges palästinensisches Terrorkommando stürmte das israelische Quartier im Olympiadorf, Connollystraße 31, ermordete zwei Sportler, nahm neun weitere als Geiseln. Die Terroristen forderten erst die Freilassung von 232 Gesinnungsgenossen, was Israel ablehnte, dann freies Geleit nach Kairo. Bei der missglückten Befreiungsaktion tags darauf am Flughafen Fürstenfeldbruck kam es zum Fiasko: »Alle elf Geiseln« starben. So heißt es immer. Nur: Eigentlich waren es zwölf. Man kann sein Leben verlieren, ohne zu sterben. Gad Tsabari war in der Gewalt der Terroristen, aber wie durch ein Wunder gelang ihm die Flucht. Danach kam er nie mehr auf die Beine. Tsabari schenkt sich noch einen Brandy ein. Für den Weg, sagt er, kippt ihn runter und steigt ins Auto.

Gut hundert Kilometer sind es ins Städtchen Omer nahe Be'er Scheva, am Rande der Wüste Negev. Dort lebt Shaul Ladany, der das Olympia-Attentat ebenfalls überlebt hat. Er war unentdeckt von den Entführern aus seinem Apartment entkommen.

Ladany, der im Jahr der Nazi-Spiele 1936 in Jugoslawien geboren wurde, ist heute 86.

Die New York Times nannte ihn mal den »ultimativen Überlebenden«. Als Achtjähriger war er mit seinen Eltern aus dem Exil in Ungarn nach Deutschland deportiert worden, ins Konzentrationslager Bergen-Belsen. Die Familie gehörte dann zu den wenigen Juden, die durch Verhandlungen ungarischer und schweizerischer Organisationen mit der SS freigelassen wurden. Im neuen Staat Israel wurde Ladany Professor für Ingenieurwesen und meldete acht wegweisende Patente an.

Aber bekannt wurde er als einer der besten Geher der Welt. Seit 50 Jahren hält er den israelischen Landesrekord über 50 Kilometer und den Weltrekord über 50 Meilen.

In den vergangenen Jahren sind sich Ladany und Tsabari immer mal wieder auf Gedenkveranstaltungen begegnet. Aber miteinander haben diese sehr verschiedenen Männer nie öffentlich über das Erlebte gesprochen, das sie verbindet. Ladany rede viel, warnt Tsabari während der Fahrt. Wenn man ihn nicht stoppe, gehe das bis zum Morgen.

Im Auto aber ist es Tsabari, der nicht mehr aufhört zu reden. Seine holprigen englischen Sätze münden meistens in zwei hebräischen Begriffen: »balagan« und »kacha«. Chaos und »so ist das eben«. Anders als Ladany, der nach München noch viele Erfolge feierte, hat Tsabari sein Trauma nie überwunden. »I am kaputt«, sagt er. Direkt nach dem Anschlag zahlte Deutschland über das Rote Kreuz eine Million Mark an die Familien der Toten.

Dreißig Jahre später, nach langem Streit, weitere drei Millionen Euro, als »Geste«, nicht als Entschädigung. Doch bei ihm, der traumatisierten Geisel, sagt Tsabari, kam nie Geld an. Und das, glaubt er, habe mit seiner jemenitischen Herkunft zu tun. »Weil ich schwarz bin«, sagt er, jetzt lauter, und: »Golda Meir fucked me!« Die Ministerpräsidentin, 1972 im Amt, habe ihn verraten. Auf das heutige Treffen mit dem Nationalhelden Shaul Ladany freue er sich trotzdem. Es sei gut, 50 Jahre nach München alles auf den Tisch zu legen und Bilanz zu ziehen.

Gegen 12 Uhr sperrt Shaul Ladany sein Gartentor auf. Die Sonne scheint auf die Bauhausformen seines Kalksteinhauses, an dessen Fassade ein eisernes Strichmännchen angebracht ist, ein Geher mit Brille. Ladanys Gang ist gebückt, aber man sieht sofort die typische Geher-Bewegung. Bis zum 85. Lebensjahr, erzählt Ladany, lief er zum Geburtstag die Zahl seiner Jahre in Kilometern.

Das Interview findet an einem Holztisch im Wohnzimmer statt. Trinkgläser stehen nicht darauf, dafür einer von unzähligen Pokalen. Ein ganzes Regal ist voll

davon. Die Wände sind dicht behängt mit Gemälden, Fotos, Urkunden, Auszeichnungen. Ladany hat zusammengetragen, was ihn ausmacht –

Zeugnisse von Verfolgung und Krieg, aber auch zionistische Kunst und persönliche Triumphe. Viele Möbel gehörten einst Verwandten, die den Holocaust nicht überlebten.

Ein Gemälde zeigt das KZ Bergen-Belsen. In der dortigen Gedenkstätte wurde Ladanys Sammlung 2019 ausgestellt. Das Plakat dazu zeigt ihn beim Zieleinlauf, Überschrift: »Lebensläufe«. Gad Tsabari wirkt in diesem Privatmuseum noch ein bisschen kleiner.

SZ-MAGAZIN Wann sind Sie sich zum ersten Mal begegnet?

SHAUL LADANY 1972, kurz vor den Olympischen Spielen. Das israelische Team traf sich in Tel Aviv, insgesamt 15 Athleten. Drei davon kannte ich bereits von den Spielen in Mexiko vier Jahre zuvor – aber da war Gad noch nicht dabei gewesen.

GAD TSABARI Ich habe ein Foto von diesem Treffen vor unserer Abreise nach München.

Mit welchen Gefühlen reisten Sie nach München?

TSABARI Das war für mich ein Wettbewerb wie jeder andere. Egal, wo ich antrat: Ich wollte gewinnen. Zwei Jahre vorher war ich zum ersten Mal in Deutschland gewesen. Nach dem Turnier damals lag ich im Hotel, als mein Trainer anrief: Es findet spontan noch ein Freundschaftskampf statt, komm zurück! Das Problem: Ich war betrunken.

LADANY Das hätte mir nie passieren können. Ich habe nie getrunken.

TSABARI Ich habe den Kampf trotzdem gewonnen. Dieser Trainer war Mosche Weinberg, den wir »Muni« nannten. Er starb in München. Sechs Tage vor dem Attentat war er noch mit mir in der olympischen Halle bei einem Vorkampf. Nach der ersten Runde hatte ich einen Cut über dem Auge. Man wollte mich ins Krankenhaus bringen, aber ich sagte: Ein Taschentuch reicht! Am Ende wurde ich Zwölfter.

LADANY Ich wurde zwei Tage vor der Geiselnahme Neunzehnter über 50 Kilometer Gehen. Es lief nicht nach Plan, eigentlich war ich gut in Form.

Für Sie, Herr Ladany, müssen die Olympischen Spiele in Deutschland etwas Besonderes gewesen sein.

LADANY Ja. Aber nicht, weil ich den Holocaust überlebt hatte. Sondern als Sportler: Wenn man einmal bei den Spielen war, will man wieder dabei sein. Ich war vor München für Rennen in Deutschland gewesen.

Ich achtete immer auf das Alter der Menschen: War jemand alt genug, der Nazi-Maschinerie gedient zu haben, mied ich ihn. Mit Jüngeren hatte ich kein Problem.

Hatten Sie in München Sicherheitsbedenken?

LADANY In den Monaten zuvor hatte es Anschläge auf israelische Flugzeuge und Flughäfen gegeben. Vor unserem Abflug bekamen wir Anweisungen: Nehmt keine Geschenke an, es könnte eine Bombe sein! Ich kannte das Risiko. Aber Angst hatte ich nie. Ich war nur vorsichtig. Am Tag, als wir nach München f logen, wurde in der Zeitung vor Attacken auf unser Team gewarnt.

Heute weiß man, dass konkrete Warnungen von den deutschen Behörden nicht ernst genommen wurden.

LADANY Weil jeder glaubte, für die Zeit der Olympischen Spiele herrsche Frieden zwischen allen Völkern, wie in der Antike. Auch ich konzentrierte mich nur auf den Sport: Hier in Deutschland hatte man mich einst umbringen wollen, und jetzt war ich wieder hier – als einer der Besten der Welt. Ich erinnere mich an einen Zeitungsartikel vor dem Anschlag, unter dem Bild von mir beim Olympischen Rennen stand »Shaul Ladany geht auf vertrautem Boden«.

Manchmal, wenn Tsabari ins Hebräische verfällt, übersetzt Ladany geduldig Wort für Wort. Wenn sein Hund bellt, unterbricht Ladany das Gespräch, horcht, spricht weiter. Am Tag zuvor sind in einem nahe gelegenen Einkaufszentrum vier Menschen bei einem Messerangriff eines Palästinensers ums Leben gekommen. Der erste Anschlag in Be'er Scheva seit sieben Jahren, sagt Ladany. »Wir haben gelernt,

damit zu leben.« Er will Pizza bestellen für die Gäste. Seit seine Frau Shoshana, geboren in Deutschland, später Professorin für Biochemie, vor vier Jahren verstorben ist, muss Ladany allein für sich sorgen. Auf ihrem Grabstein steht: »Überlebende der Pogromnacht«, 1938 war sie vier.

Gehen wir zurück ins Jahr 1972. Bis zum 5. September waren es in München die »heiteren Spiele«.

LADANY Die Euphorie hatte auch uns Athleten erfasst. Im Olympiadorf war alles mit Blumen geschmückt und in hübschen Farben gestrichen. Die Wachen trugen keine Waffen. Man merkte, dass Deutschland zeigen wollte, dass es nicht mehr das Land von 1936 ist.

Machte Sie das misstrauisch?

LADANY Gar nicht. Ich hatte kein Problem mit diesem neuen Deutschland. Aber eines fiel mir auf: Im Olympiadorf konnte jeder rein und raus. Es reichte, eine Trainingsjacke zu tragen. Am Eingang stand »Kein Zutritt«, aber niemand kontrollierte, ob man wirklich Sportler war. Die Deutschen sind es gewohnt, Befehle zu befolgen, dachte ich, da reicht eben ein Schild.

TSABARI Mich erinnerte die Atmosphäre in München an einen Karneval. Es gab einen Raum im Olympischen Dorf, in dem man Schach mit großen Figuren spielen konnte, da war ich oft. Dort wurde zum Beispiel das WM-Match zwischen Bobby Fischer und Boris Spasski nachgespielt.

LADANY Tatsächlich? Ich habe immer nur trainiert. 80 Kilometer am Tag. Am Tag vor dem Attentat hatte ich zum ersten Mal frei. Ich fuhr in die Stadt, um Souvenirs zu besorgen. Am Abend war unser Team zu einem Theaterbesuch eingeladen, zu einer Aufführung des Musicals Anatevka, mit israelischen Schauspielern. In der Pause durften wir hinter die Bühne. Da entstand das letzte gemeinsame Foto mit den elf Getöteten.

Der Lieferant von »Pizza Hut« ist da. Ladany bittet in die Küche. Auf seinen Schränken sind Dutzende Pfeffermühlen aufgereiht, auch die sammelt er. Der

Kühlschrank dagegen ist fast leer, Ladany findet noch eine Flasche Pepsi. Tsabari isst nur ein Anstandsstück und wischt sich dann die fettigen Hände mit der Serviette ab. »Weißt du noch«, fragt er, »wie ich dir vor deinem Rennen in München noch die Haare geschnitten habe?« – »Ach, wirklich?«, sagt Ladany. »Daran kann ich mich nicht erinnern.« Nach dem Essen, bei den Fotoaufnahmen, posieren sie Arm in Arm, so wollen es Fotografen oft. Dann wird Ladany vor seiner Trophäenwand fotografiert. Der größte Teil seiner Sammlung sei nicht hier, sondern in Bankschließfächern, sagt er. Tsabari sitzt abseits. All seine Pokale, sagt er leise, sind weg. Bei seiner Ex-Frau, zu der er keinen Kontakt mehr will. Sie sprachen nicht mal auf den Hochzeiten der beiden Kinder ein Wort. »Ich habe meine Geschichte, das reicht mir«, sagt Tsabari.

Nach dem Besuch im Theater gingen Sie schlafen. Was geschah dann?

TSABARI Gegen halb fünf am Morgen hörte ich einen Knall. Ich wollte weiterschlafen. Kurz danach hörte ich Stimmen. Ich schaute wieder auf die Uhr. Es war zehn vor fünf. Wir wohnten in Apartment Nummer drei. Ich stand auf, um zu schauen, was los sei, nur in Unterwäsche. Draußen sah ich im Nebenzimmer einen Mann, wie er eine Kalaschnikow auf meine Ringer-Kollegen Mark Slavin und Eliezer Halfin richtete. Als er mich sah, zielte er auf mich und befahl mir auf Englisch, zu den anderen zu gehen. Mein Zimmergenosse David Berger, der Gewichtheber, machte den gleichen Fehler wie ich und kam aus unserem Zimmer. Der Terrorist schickte uns vom zweiten Stock die Wendeltreppe hinunter. Unten sahen wir drei weitere Terroristen. Mein Trainer Mosche Weinberg, der in Apartment eins untergebracht war und sich von Anfang an gewehrt hatte, wie ich später erfuhr, lag am Boden, mit einem Tuch bedeckt. Vor uns vier Terroristen mit Kalaschnikows und Handgranatengürteln. David Berger, der hinter mir stand, sagte zu mir: Lass uns versuchen, sie zu kriegen, wir haben nichts zu verlieren. Einer der Terroristen verstand ihn und stieß ihm seine Waffe in den Oberkörper. Er schrie, wir sollten in Richtung Apartment eins gehen. Ich war der Erste in unserer Reihe. Da stand dann ein Terrorist mit Sturmhaube und Maschinengewehr. Er deutete mir damit, stehen zu bleiben. Ich sah den Ausgang und rannte einfach los, im Zickzack. Ich hörte ein paar Maschinengewehrsalven, aber

rannte einfach weiter. Ich erreichte den Zaun des Olympischen Dorfes und wuchtete mich hinüber. Ich ging ins erste Haus, das ich sah. Da saßen Menschen, denen ich auf Englisch erzählte, was passiert war. Aber ich glaube, sie hielten mich für einen Spinner. Sie fingen an zu scherzen. Ich sah einen weiteren Mann und erzählte dem noch mal alles. Ich ging mit ihm zum Zaun, und beim Wort »palästinensische Terroristen« begriff er endlich und zog mich zurück zu ihrem Haus. Erst da sah ich, dass ich bei CBS war, dem amerikanischen Fernsehsender. Sie brachten mich zur Polizeistation im Olympischen Dorf. Nach fünf Stunden kam eine Übersetzerin, die Deutsch und Hebräisch sprach, und ich gab alles zu Protokoll. Ich sagte ihnen, dass ich fünf Terroristen gesehen habe und nicht weiß, wie viele es insgesamt sind. Sie gaben mir Schuhe und etwas zum Anziehen und fuhren mich zu einer Polizeiwache in der Stadt und schließlich zurück ins Hauptquartier oben im Hochhaus im Olympischen Dorf. Da blieb ich, bis man im Fernsehen die Landung der Hubschrauber und die Ankunft der Geiseln am Flugplatz sah.

Was haben Sie in den langen Stunden bis dahin gemacht?

TSABARI Journalisten versuchten, mich zu interviewen, aber ich hatte keine Lust zu reden. Woran erinnern Sie sich, Herr Ladany?

LADANY Wir kamen gegen Mitternacht zurück aus dem Theater. Muni Weinberg bat mich, ihm meinen Wecker zu leihen. Er musste früh aufstehen, um Mark Slavin zum Wiegen zu bringen. Ich stellte ihm den Wecker auf fünf und ging auf mein Zimmer in Apartment zwei. Dort fing ich an, Artikel über meinen Lauf aus den Zeitungen zu schneiden. Gegen drei legte ich mich schlafen. Plötzlich weckte mich mein Mitbewohner Zelig Shtorch: Muni sei von Arabern getötet worden! Zelig war ein lustiger Kerl. Zuerst dachte ich an einen schlechten Scherz. Aber mein Zimmergenosse Avraham Melamed saß bereits auf seinem Bett und zog sich an. Ich schlüpfte in meine Laufschuhe und verließ die Wohnung. Alles war ruhig. Erst vor dem Eingang zu Apartment eins stand ein Mann. Er hatte dunkle Haut und schien unbewaffnet zu sein. Vor ihm sah ich vier Beamte des Olympischen Dorfes. Einer von ihnen bat den Mann, dem Roten Kreuz Zugang zu gewähren, um einem Ver letzten zu

helfen. Er lehnte ab. Sie appellierten an seine Menschlichkeit. Er antwortete: »Die Juden sind auch nicht human.« Da wusste ich, dass etwas Schlimmes vor sich geht. Später erfuhr ich, dass das Issa war, der Kopf des Terrorkommandos. Ich ging ins Haus zurück und fragte Zelig, was passiert sei. Er zog den Vorhang weg und deutete auf einen dunklen Fleck auf dem Gehweg: »Das ist Munis Blut!« Einer von ihnen bat den Mann, dem Roten Kreuz Zugang zu gewähren, um einem Verletzten zu helfen. Er lehnte ab. Sie appellierten an seine Menschlichkeit. Er antwortete: »Die Juden sind auch Geschichte, seine Vitrinen sind voll mit Trophäen. Einer sagte: Lass uns abhauen, bevor die Araber uns auch noch holen. Die anderen f lohen über die Terrasse und liefen im Zickzack vom Haus weg. Ich zog meinen Trainingsanzug über meinen Pyjama und ging hoch in den fünften Stock, wo Shmuel Lalkin wohnte, unser Chef de Mission. Wir verstanden uns zwar gerade nicht gut, aber mir war klar, dass er gewarnt werden musste. Ich klopfte an seine Terrassentür. Er wusste schon Bescheid und wartete auf einen Anruf. Da klopfte es noch mal von außen. Es war Yehuda Weinstain, der Fechter aus meinem Apartment, der Lalkin ebenfalls warnen wollte. Wir rannten zusammen nach unten und trafen auf einen Polizisten, der uns ins Hauptquartier brachte. Dort traf ich Gad, und er erzählte mir, wie er entkommen war. Als er sagte, dass er nun verhört werde, drängte ich mich zu ihm in den Verhörraum. Ich sagte: Schaut nach Autos, ich glaube, basierend auf dem, was Gad sagt, dass sie versuchen, die Geiseln aus dem Dorf zu bringen. Ein Polizist bat mich freundlich wieder hinaus und sagte, sie würden alles tun, was nötig sei. Tuvia Sokolovsky, der Gewichtheber, kam aus dem Verhörraum und erzählte, er habe in Gads Apartment drei gehört, wie der Kampfrichter Yossef Gutfreund – er war später auch unter den Toten, ein Zwei-Meter-Mann – rief: Haut ab! Gutfreund hatte die Tür mit seinem ganzen Gewicht zugedrückt. So konnte Tuvia über die Terrasse entkommen. Was genau mit Gads Trainer Muni Weinberg passierte, wie er in die Hände der Terroristen fiel und starb, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Oft hieß es, er habe die Terroristen an unserem Apartment zwei vorbei zu Apartment drei geführt, weil er hoffte, die Ringer und Gewichtheber könnten sich besser wehren als wir Leichtathleten. Dann hätte ich ihm wohl mein Leben zu verdanken. Aber in all den Jahren pickten sich die

Journalisten ihre verschiedenen Versionen heraus. Es stimmt übrigens auch nicht, dass ich zuerst das US-Team gewarnt hätte. Ich habe mir nach der Flucht lediglich von meinen amerikanischen Geher-Freunden Rasierzeug geborgt. Danach wollte ich meine Frau von einer Telefonzelle anrufen, kam aber nicht durch. Mit ihr zu sprechen gelang mir erst sehr spät am Abend im Hauptquartier, als wir die Hubschrauber sahen, in denen die Geiseln und die Terroristen weggebracht wurden.

Hatten Sie Hoffnung, dass es gut ausgeht, als die Hubschrauber in Richtung Flugplatz Fürstenfeldbruck starteten?

LADANY Ich dachte, dass sie gerettet werden.

Ohne jeden Zweifel.

TSABARI Ich auch. Als ich vom Fenster sah, wie unsere Kameraden aneinandergefesselt in die Hubschrauber stiegen, zusammen mit den Terroristen, dachte ich noch kurz: Ich habe eine Chance auf einen Hubschrauber-Flug verpasst. Stunden später waren sie tot.

Seit einer Weile hört man ungeduldiges Bellen von draußen. Ladany sagt, er habe »Hunde-Pflichten«. Der große, alte Hund zieht den kleinen, alten Mann dann hinaus in die Wüstenabendsonne. Alle folgen dem Gespann, das Gespräch verlagert sich auf die Straße. Omer wurde in den 1950er-Jahren von Einwanderern aus Ungarn und Rumänien gegründet. Heute ist es ein stiller Vorort, in dem Sängerinnen, Schauspieler, Generäle und diverse Olympia-Athleten leben. »Wie lange willst du laufen?«, fragt Tsabari besorgt.

Wann haben Sie vom Tod Ihrer Kameraden erfahren?

TSABARI Am nächsten Morgen. Zunächst hieß es, alles sei nach Plan abgelaufen, die Geiseln seien wohlauf. Ihr Tod nimmt mich bis heute mit, wenn ich daran denke. Nur wenn ich trinke, geht es mir besser.

LADANY Etwa gegen Mitternacht hörten wir im Radio, dass alle gerettet seien. Früh am Morgen dann erfuhren wir vom Resultat der Aktion. Alle weinten. Ich nicht. Ich kann nicht mehr weinen, das war immer so. Als wir nach der Trauerfeier am 6.

September wieder zurück ins Apartment kamen, hörte ich jemanden vor meiner Tür weinen und mit den Polizisten streiten. Es war mein Freund, der Schweizer Geher Alfred Badel, der dachte, ich sei tot. Mein Name war anfangs nicht auf der Liste der Überlebenden. Auch meine Frau in Israel hatte bis ein Uhr nachts gedacht, ich sei unter den Geiseln.

Wann haben Sie Ihre Familie erreicht, Herr Tsabari?

TSABARI Ich sprach meine Eltern erst, als wir wieder in Israel waren. Verheiratet war ich noch nicht. Ich half in München, die Särge ins Flugzeug zu stemmen. Zurück in Israel besuchte ich zuerst die Familien der Toten, weil ich wollte, dass sie erfuhren, was genau passiert war. Erst dann kam ich nach Hause.

Weil Ihr Name auf der Liste der Überlebenden fehlte, Herr Ladany, stand in einer israelischen Zeitung zunächst: »Ladany entkommt dem Schicksal in Deutschland nicht ein zweites Mal«.

LADANY Ja. Aber vor allem beschäftigte sich die Presse mit der Forderung, die Spiele abzubrechen. Ich war von Anfang an dagegen.

Warum?

LADANY Die arabischen Staaten hatten seit Jahren versucht, uns Israelis von großen Sportereignissen auszuschließen. Und jetzt sollte man ihren Willen durchsetzen, nachdem elf unserer Kameraden umgebracht worden waren? Den Terror auch noch belohnen? Nein! Außerdem verstanden viele nicht, dass in München fast 10 000 Sportler waren, die für Jahre ihr Leben diesem Ereignis geopfert hatten. Hätte man deren Traum und den der Millionen Zuschauer zerstört, hätten noch mehr Menschen Israel gehasst.

TSABARI Dass die Spiele weitergingen, war ein Sieg gegen den Terror. Und ein weltweites Symbol für den Frieden. Aber die Deutschen haben auch so einen hohen Preis gezahlt dafür, dass die Terroristen in München zuschlugen. Das Blut klebt an diesen schönen Spielen.

Ladany, sein Hund oder beide zusammen haben mittlerweile Gad Tsabari und den Fotografen abgehängt. Ein kalter Wind bläst.

Vor den Olympischen Spielen 2012 in London lehnte der damalige IOC-Präsident Jacques Rogge Ihre Bitte ab, auf der Eröffnungsfeier eine Gedenkminute für die Opfer von München einzulegen. Glauben Sie noch an den olympischen Geist?

LADANY Ein Gedenken wurde ja schon 1976 bei den Spielen abgelehnt. Aus Angst, arabische Staaten zu verärgern. Es ist eine Schande. An den olympischen Geist glaube ich trotzdem noch. Es gibt nichts Schöneres als diese Zusammenkunft der Sportler aus aller Welt. Mir gefallen nur die zunehmende Professionalisierung und Kommerzialisierung nicht. Wir waren damals alle Amateure. Das war noch ein ehrlicher Wettbewerb.

Ist die Nacht von München für Sie ein Trauma, so wie für Gad Tsabari?

LADANY Nein. Erstens hatte ich Glück, dass unter den Toten abgesehen von David Berger, den ich etwas kannte, keine engen Weggefährten von mir waren. Und zweitens hatte ich vorher in meinem Leben schon zu viel Leid gesehen. Größeres.

Es kann nach Bergen-Belsen kein Trauma mehr geben?

LADANY Es war ja nicht nur das KZ. Vorher lebten wir im Ghetto. Und mein Lebenstrauma war es, mit acht Jahren von meinen Eltern in einem Kloster versteckt zu werden. Dort litt ich jeden Tag Angst, als Jude enttarnt und auf der Stelle erschossen zu werden. Der Holocaust hat mein Leben und meinen Charakter geformt. München 1972 nicht. Einen Monat nach der Geiselnahme nahm ich gegen den Willen des israelischen Verbandes an den Weltmeisterschaften über 100 Kilometer in Lugano teil. Und ich gewann. Der erste israelische Weltmeister, den es in irgendeiner Disziplin gab. Ich lief weiter. Bis heute. Die meisten Überlebenden von 1972 hörten danach auf mit dem Sport.

Zurück im Haus. Es ist kühl geworden. Ladany bietet Decken an. Er wirkt erschöpft. Beim Reden schließt er oft die Augen. Tsabari ist nach dem Ausflug noch schweigsamer geworden. Zwischenzeitlich hat er mit seiner zweiten Frau telefoniert.

Herr Tsabari, wäre Ihr Leben anders verlaufen ohne den Anschlag?

TSABARI Ja, total. Ich hörte mit meinem Sport auf. Ich ging zu einem Psychologen, der mir riet, ihn wieder aufzunehmen, auf welche Weise auch immer. Also begann ich, andere Ringer zu trainieren, später taubstumme Kinder. Aber ich selbst habe keinen Kampf mehr bestritten. Vor dem Anschlag hatte man gesagt, 1976 könnte ich eine Medaille gewinnen. Aber was sollte das noch? Ich arbeitete lange in einer Zeitungsdruckerei. Weil man da nachts arbeitet. So musste ich mich nicht ins Bett legen und an die Schüsse denken. Einmal nach München bin ich nachts mit dem Kopf gegen eine Tür gerannt, ich hatte schreckliche Albträume, jede Nacht rannte ich vor den Terroristen davon. Mein Vater fragte, was mit mir los sei. Nichts, sagte ich. Danach vermied ich zu schlafen, wenn mein Vater im Haus war. Ich wollte nie mehr schlafen. Bis heute schlafe ich kaum mehr als zwei Stunden durch. Dann eröffnete ich Restaurants und Bars. Da arbeitet man auch nachts. Und man kann bei der Arbeit trinken, Brandy, Cognac, das hilft. Zwei Jahre habe ich es mit Valium versucht. Aber mein Valium ist Alkohol.

LADANY Man muss sagen, dass niemand von uns anderen erlebt hat, was Gad erlebt hat. Nur er war in der Hand der Terroristen, bevor er entkam.

Haben Sie so etwas wie Überlebensschuld gefühlt?

TSABARI Überhaupt nicht.

LADANY Oft wurde mir gesagt, ich hätte Glück gehabt, dass ich in Apartment zwei war und nicht in Apartment drei, wo Gad war. Mittlerweile glaube ich aber, dass es mit Glück oder Zufall nichts zu tun hatte, sondern der Plan der Terroristen war. Das Kommando hatte sich ja vorbereitet. Das war nicht schwer: Jeder Besucher hatte damals eine Karte des Olympia-Geländes bekommen. Und die Deutschen waren die ersten Olympia-Ausrichter, die der Öffentlichkeit alle Informationen über jeden Athleten bereitstellten: Es gab im Olympischen Dorf Drucker, die auf Knopfdruck die Vita jedes Sportlers auswarfen. Unter den acht Terroristen war einer, der Bauarbeiter für das Olympiadorf war, ein anderer arbeitete im Planungsbüro. Ich nehme an, die

Terroristen wussten, dass in meinem Apartment zwei exzellente Scharfschützen wohnten, die auch die Erlaubnis hatten, Waffen zu tragen. Sie wollten wahrscheinlich vermeiden, auf bewaffneten Widerstand zu stoßen.

Hatten Sie Rachegefühle?

LADANY Wir wussten durch die israelische Presse bald, dass der Mossad alle bestrafen würde, die an der Planung und der Ausführung des Anschlags beteiligt waren. Wir bekamen mit, wenn einer in Paris oder London liquidiert worden war und auch was seine Rolle gewesen war. Aber nach einigen Jahren las ich in einem Artikel, dass einer der Hintermänner im Libanon ein sehr luxuriöses Leben führte. Ich habe den Zeitungsausschnitt aufgehoben und zusammen mit einem Brief an den damaligen israelischen Verteidigungsminister geschickt, Ezra Weizmann, der später Präsident wurde. Ich schrieb: Um weitere Anschläge zu verhindern, muss der lange Arm Israels tätig werden. Nach einer Zeit kam die Antwort, dass mein Brief an die entsprechende Stelle weitergeleitet wurde. Nach einer Weile ging die Nachricht herum, dass den Mann im Libanon das Schicksal seiner Mittäter ereilt hatte.

Ladany lächelt, als er das erzählt. Tsabari wirkt unruhig. Er wird jetzt gleich lauter werden, redet mehr auf Englisch als zuvor, als wolle er nicht mehr unterbrochen werden.

TSABARI Ich war auch zufrieden, dass der israelische Staat diejenigen bestrafte, die verantwortlich für den Anschlag waren. Ich nahm das persönlich. Der Anschlag hatte es mir unmöglich gemacht, glücklich und zufrieden aus München wieder nach Hause zu fahren.

Heute weiß man, dass die deutschen Organisatoren und die Polizei schwere Fehler machten. Auch danach bei der Aufklärung lief vieles falsch. Und direkt nach dem Massaker wurde den Hinterbliebenen über das Rote Kreuz zwar eine Million Mark ausgezahlt. Aber erst dreißig Jahre später zahlte Deutschland weitere drei Millionen Euro. Macht Sie all das wütend?

TSABARI Meine psychischen Probleme gingen nicht mehr weg. Ich bin als Halbinvalide anerkannt. Ich habe bald nach dem Anschlag versucht, Ansprüche auf Schadenersatz von der deutschen Regierung zu bekommen. Sie schrieben mir, dass sie eine Entschädigung für alle Hinterbliebenen bereitgestellt hätten – aber auch für alle anderen Leidtragenden des Anschlags. Der israelische Staat aber erkannte meine Ansprüche nicht an. Ich hätte doch überlebt. Ich wollte Golda Meir deshalb verklagen, doch sie genoss zu der Zeit Immunität als Mitglied der Knesset. Ich bekam nur eine Rente für Opfer von Hasskriminalität gegen Israelis in Höhe von etwa 500 Schekel im Monat (etwa 140 Euro, Anmerkung der Redaktion).

Gad Tsabari erzählte uns auf der Fahrt hierher, dass er glaubt, es liege an seinen jemenitischen Wurzeln, dass keine Entschädigung an ihn floss.

LADANY Das glaube ich nicht. Das ist eine rein juristische Sache.

TSABARI Was glaubst du nicht?

LADANY Dass es rassistisch motiviert ist.

TSABARI Doch, doch, weil ich schwarz bin! Zehn Minuten war ich in den Händen der Entführer. Ich wurde mit der Kalaschnikow bedroht, aber ich habe sie weggestoßen und bin rausgerannt. Ich war derjenige, der Alarm geschlagen hat! Wenn ich das nicht getan hätte, wären noch mehr gestorben. Warum ist das alles nichts wert?

Sie scheinen mehr Wut auf die israelische Regierung zu haben als auf die deutschen Verantwortlichen von damals.

TSABARI Das ist korrekt.

LADANY Bei mir gab es Wut auf die Deutschen. Ich verstehe, dass man die Befreiungsaktion außerhalb des Olympiadorfs durchführen wollte, nicht unter den Augen der Weltpresse. Ich verstehe sogar, dass Deutschland aufgrund seiner Geschichte und aus Stolz darauf verzichtete, dabei israelische Hilfe oder Führung anzunehmen. Aber ich war doch überrascht, wie wenig man auf eine solche Situation vorbereitet war. Dass es etwa niemanden gab, der die Zahl der Terroristen feststellte, als sie die Hubschrauber betraten, und diese Information an die Kräfte am Flughafen

weitergab. Und dass man die beiden Hubschrauber nicht unter einem Vorwand an verschiedene Orte schickte. Es gab ein großes Ausmaß an Unerfahrenheit oder Dummheit. Richtig zornig machte mich aber erst zu hören, dass es im Fluchtflugzeug ein Einsatzkommando gab, dessen Mitglieder aber die Courage verloren und das Flugzeug wieder verließen. Auch der Deal, den es gab, als drei der Terroristen freikamen, machte mich wütend.

(Am 29. Oktober 1972 entführte ein palästinensisches Kommando die Boeing des Lufthansa-Flugs 615 und presste drei inhaftierte Attentäter frei –Anm. d. Red.)

Sie waren beide im Krieg. Wie sehr hat Sie diese Erfahrung geprägt?

LADANY Ich nahm als 16-Jähriger an Freiwilligenkursen der Armee teil und schoss ausgerechnet aus deutschen Krupp-Kanonen. Als 1967 der Sechstagekrieg ausbrach, war ich 31 und machte meinen Doktor an der Columbia-Universität in New York. Ich war Reserveoffizier der Artillerie. Es gingen keine Passagierflüge nach Israel. Aber ich hörte von einem Frachtflugzeug, das startete. Am zweiten Kriegstag kämpfte ich in der Wüste Sinai.

TSABARI Ich war damals auch im Sinai, mit 23 Jahren. Als Morser. Aber da begann die Zeit der Funkgeräte. Meine Einheit war unterwegs in Richtung Suezkanal.

LADANY Ägyptens Präsident Nasser sagte, er wolle uns Juden ins Meer drängen. Spätestens da wusste ich: Wir werden immer um unsere Existenz kämpfen müssen.

TSABARI Es war schlimm, die Toten zu sehen. Aber wir wussten, wofür wir kämpften.

LADANY Ich habe die Araber nie gehasst. Geliebt aber auch nicht. Ich war bereit zu sterben. Und zu töten?

LADANY In der Artillerie sieht man die Ergebnisse zum Glück nicht. Das hilft. Nach Olympia, 1973, brach dann der Jom-Kippur-Krieg aus, während ich in Missouri an der 100-Meilen-Meisterschaft teilnahm. Ich gewann, nach knapp 20 Stunden.

Meine Frau und ich hatten ein kleines Kind. Aber ich flog sofort nach Israel und war drei Wochen im Krieg.

TSABARI Dieser Kampf hat angefangen, bevor wir überhaupt geboren wurden. In Jemen lebten meine Vorfahren einst gut zusammen mit den Arabern. Aber das ist lange vorbei. Zu kämpfen, das ist mein Leben. Und wer uns töten will, den müssen wir töten. Lange hatten wir kein Land. Jetzt müssen wir dafür sorgen, dass dieses Land bleibt.

LADANY Meine älteste Erinnerung ist, wie die Luftwaffe uns bombardiert hat, 1941.Wir gehörten in Jugoslawien zur Mittelklasse, wir lebten in Belgrad in einer eigenen Villa. Ich weiß, wie es krachte und meine Oma sich über mich warf. Wir f lohen nach Ungarn, und aus der Zeit erinnere ich mich, wie meine Mutter einmal tagelang weinte. Zwei Kinder waren zu uns gezogen, ein sechs Monate altes Baby und ein Mädchen, fünf Jahre alt. Es waren Cousinen von mir. Später erst erfuhr ich deren Geschichte: In der Geburtsstadt meiner Mutter hatte der ungarische General eine Liste aller Juden angefertigt. Alle wurden zur Donau gebracht. Es war Januar 1942. Man schlug ein Loch in das Eis, erschoss alle Kinder, Frauen, Männer, und warf sie in das Loch. 2000 Menschen starben, auch die Eltern meiner Cousinen. Meine Großeltern entkamen dem Massaker. Sie starben erst in Auschwitz. Das sechs Monate alte Baby von damals ist übrigens meine Adoptivschwester Martha. Wir telefonieren heute jeden Tag.

Was wünschen Sie sich für den 50. Jahrestag der Spiele in München?

LADANY Alle Wurzeln, die zu solchem Terror führen, sollten eliminiert werden. Sodass so etwas nie mehr geschehen kann. Auch diejenigen, die zu solchen Massakern anstacheln, sollten eliminiert werden. Ich habe nichts gegen die Iraner, wir hatten exzellente Verbindungen zu Iran zur Zeit des Schahs. Aber die heutige Regierung Irans predigt die Vernichtung von Israel und den Juden.

TSABARI Ich wünsche mir bis zum Tage meines Todes, dass man nicht vergisst, dass meine Freunde starben. Ich wünsche mir, dass Frieden einkehrt in Israel. Kein Krieg mehr. Wir wollen Ruhe. Wir wollen leben, mehr wollen wir nicht.

Shaul Ladany wird die Gedenkveranstaltungen zum 50. Jahrestag in München besuchen, Gad Tsabari weiß es Ende Juni noch nicht. Zum Zeitpunkt des Interviews aber hatten beide noch gar keine offizielle Einladung erhalten. Ende Mai war von den Familien der elf getöteten Israelis zu hören, sie würden die Veranstaltung nicht besuchen, sollte die Bundesregierung dabei bleiben, dass keine weiteren Gelder gezahlt werden.

Ladany und Tsabari wirken an diesem Abend im März enttäuscht darüber, dass sie nicht eingeladen sind. Bei Tsabari kommt Bitterkeit dazu. Schon einmal sei er übergangen worden, schimpft er, allerdings nicht von den Deutschen. Als 2021 in Tokio zum ersten Mal eine offizielle Schweigeminute für die Opfer von München abgehalten wurde, hatte die israelische Delegation die Leichtathletin Esther Shahamorov mitgenommen, nicht ihn. »Weil ich schwarz bin«, glaubt Tsabari. »Sie hatte die Entführer gar nicht zu Gesicht bekommen.« Was er verschweigt: Shahamorov hatte beim Anschlag mit Amitzur Shapira ihren Coach und Entdecker verloren. Es ist spät geworden, draußen dämmert es. Die beiden Männer verabschieden sich. Tsabari sagt, Ladany solle mal nach Tel Aviv kommen, in seine Bar. Gewiss, sagt Ladany, dann sperrt er sehr langsam sein Gartentor zu.

Im Auto redet sich Tsabari noch einmal in Rage. Es verletze ihn, dass Ladany ihm nicht glaube, dass es in Israel Rassismus gebe. »Shaul wird das nie verstehen können, es ist nicht sein Problem«, sagt Tsabari. Aber er habe nicht unhöflich sein wollen. Ladany tue ihm leid, so alt und allein, mitten in der Wüste.

Gad Tsabari besteht dann darauf, in seiner Bar noch Wein und Steak zu servieren. Seine Frau Anna, ursprünglich von den Philippinen, steht bereits am Herd,

er hat ihr von unterwegs Bescheid gegeben. Tsabari wischt die Tische und poliert die Gläser. Es ist fast, als wolle er beweisen, dass er der bessere Gastgeber sei – auch wenn seine Bar nicht so beeindruckend ist wie das Haus von Shaul Ladany. »Pizza würde ich nie servieren«, sagt Tsabari.

Seine Frau lacht viel. Sie lebt schon viele Jahre in Israel, aber sie erzählt, vieles hier sei ihr noch immer rätselhaft. Auch dieser kleine Mann, den sie lieben lernte. Als sie ihn traf, sei er so traurig gewesen und in sich versunken. Sie konnte kaum glauben, dass er einst bei den Olympischen Spielen angetreten sei.

Tsabari legt einen Ordner neben die Steaks.

Zeitungsausschnitte und Dokumente fallen daraus. Da! Das hat er gesucht. Ein verblasster Schreibmaschinenbrief vom 27. Oktober 1973. Ein Hinterbliebener, das zeigt eine Übersetzung zurück in Deutschland, teilt ihm darin mit, sein Anwalt habe ihn wissen lassen, dass die Deutschen keine Einzelentschädigungen zahlen wollen, sondern eine Zahlung für alle. Das ist alles, was er hat.

Tsabari hält den Brief in die Höhe. Für ihn ist der vage Brief ein Beweis: Von dem wenigen Geld, das an die Opfer ging, hätte ihm auch etwas zugestanden. Was geschah noch in der Sache? Nichts, sagt Gad Tsabari, »they fucked me!«

Seine Frau wechselt das Thema. Sie erzählt von Tsabaris Kindern aus erster Ehe, die beide studiert hätten, als Erste in der Familie. Tsabari könne stolz sein. Und er lache auch wieder und gehe wieder aufrecht. Er müsse die Vergangenheit einfach loslassen.

Gad Tsabari legt den Ordner beiseite.

Nach dem Essen schenkt er noch ein paar Brandy ein. Als er 1972 nach der Rückreise aus München die Hinterbliebenen besuchte, sagt er, habe ihn die Schwester eines Toten regelrecht beschimpft. Sie sei wütend auf ihn gewesen. Seitdem rede er mit den Opferfamilien lieber nicht mehr. »Sie tragen mir noch immer nach, dass ich überlebt habe«, sagt Gad Tsabari. Er sei der falsche Überlebende.

Was Zwangsarbeit mit deinem T-Shirt zu tun hat

In der Region Xinjiang im Westen Chinas wird Baumwolle unter Zwang gepflückt. Das könnte auch deutsche Modemarken betreffen. Woher wir das wissen? Eine Satellitenanalyse.

https://five-times.scrlly.com/stories/baumwolle

Von Marcus Pfeil, Manuel Daubenberger, Florian Guckelsberger und Jan Schwochow, Five Times und Vertical52, 28.09.2022

Dieses Kunstwerk soll an die Morde von Hanau erinnern. Die ganze Stadt ist dafür.

Trotzdem wird es nicht gebaut. Protokoll eines Scheiterns.

Von Katharina Meyer zu Eppendorf und Cathrin Schmiegel, DIE ZEIT, 19.05.2022

Am Tag nach dem 19. Februar 2020, an dem ein rassistischer Attentäter in Hanau innerhalb von sechs Minuten neun Menschen erschossen hatte, versammelten sich Tausende Menschen auf dem Marktplatz, wo das Denkmal der berühmtesten Bürger der Stadt steht, deren Namen in Deutschland jeder kennt: Jacob und Wilhelm Grimm. Die Märchenbrüder.

Es waren Angehörige, Freunde und Fremde, die da kamen und am Sockel der Bronzestatue Kerzen aufstellten, Kränze und Briefe ablegten, Fotos und Plakate anbrachten für die Getöteten. Neun Menschen, deren Namen in Deutschland bis dahin kaum jemand kannte.

Kaloyan Velkov, 33 Jahre alt, hatte einen achtjährigen Sohn.

Fatih Saraçoğlu, 34, Kammerjäger, wollte gerade seine Firma vergrößern.

Sedat Gürbüz, 29, war Chef der Shisha-Bar Midnight.

Vili Viorel Păun, 22, Paketzusteller, wollte Informatik studieren.

Ferhat Unvar, 23, hatte gerade seine Lehre als Installateur abgeschlossen.

Mercedes Kierpacz, 35, arbeitete in einem Kiosk und war Mutter von zwei Kindern.

Gökhan Gültekin, 37, gelernter Maurer, sparte für seine Hochzeit.

Said Nesar Hashemi, 21, war in der Ausbildung zum Maschinen- und Anlagenführer.

Hamza Kurtović, 22, hatte seine Flugangst überwunden und schmiedete Reisepläne.

Irgendjemand klebte damals auch ein Schild an das Denkmal der Grimms, auf dem ein Satz stand, den der getötete Ferhat Unvar lange zuvor und eher zufällig auf seiner Facebook-Seite gepostet hatte. Im Nachhinein wirkte er wie ein Appell an seine Stadt.

»Tot sind wir erst, wenn man uns vergisst«.

Hanau muss sich dieser Menschen erinnern, für immer! Das schwor sich Claus Kaminsky, der SPD-Oberbürgermeister, noch in der Tatnacht. So erzählte er es später, wenn er von dem Tag sprach, den er in seinen Reden stets als »schlimmsten Tag in Friedenszeiten« in der Geschichte der Stadt bezeichnete.

Nach dem Anschlag ließ Kaminsky ein Banner an das Rathaus zurren, darauf die Worte »Hanau steht zusammen«. Monate später beauftragte er den Leiter des Fachbereichs Kultur in der Stadtverwaltung, einen Wettbewerb auszuschreiben. Künstlerinnen und Künstler, so der Gedanke, sollten Entwürfe einreichen, wie sich ein Mahnmal für die Opfer gestalten ließe. Den besten Entwurf würde man auswählen und knapp eineinhalb Jahre später, am 19. Februar 2022, dem zweiten Jahrestag der Morde, das fertige Mahnmal enthüllen. Das war der Plan.

Die ZEIT hat diesen Wettbewerb begleitet. Von den Anfängen, als die ersten Vorschläge im Rathaus eingingen, über die Phase, als die Urheber der aussichtsreichsten Entwürfe in die Stadt kamen, um sich den Angehörigen der Opfer vorzustellen, bis zu seinem Ende, als der Sieger gekürt und das Mahnmal gebaut wurde. Oder genauer: als es nicht gebaut wurde. Denn zwei Jahre und drei Monate nach dem Anschlag hat Hanau noch immer kein Mahnmal. Und wie sich vergangene Woche entschied, wird es auf absehbare Zeit auch keines geben.

Was ist passiert?

Der Wettbewerbsleiter

An einem Sonntag im Frühjahr 2021 sitzt Martin Hoppe, geboren 1968 in Hanau, Diplom-Verwaltungswirt und Diplom-Politologe und inzwischen Kulturchef der Stadt, bei sich zu Hause zum Videogespräch vor seinem Laptop und sagt: »Es hätte ja auch sein können, dass der Wettbewerb nicht auf ein solch großes Interesse stößt.«

Hoppe hat im Herbst zuvor einen Aufruf verfasst und ihn auf der Homepage der Stadt veröffentlicht, außerdem auf Architektur-Blogs und Ausschreibungsplattformen sowie in Internet-Foren von Bildhauern und Steinmetzen. Darin steht: »Wettbewerb zur Findung des besten künstlerischen Vorschlages für ein Mahnmal«. Und weiter: »Gewünscht sind plastische Arbeiten in Metall (Bronze, Kupfer, Stahl etc.), Stein oder gehärtetem Glas. Auch Videoinstallationen oder ein ›Digitales Gedenken‹ sind möglich.« Der Wettbewerb richte sich an »örtliche, regionale wie nationale und internationale professionelle Künstler/innen«. Das Budget für Honorar und Produktionskosten betrage 75.000 Euro.

Jetzt, sechs Monate später, hat Hoppe eine Excel-Tabelle angelegt, damit er nicht den Überblick verliert. Nicht weniger als 118 Bewerbungen sind bei ihm eingegangen, Umschläge mit Anschreiben, Skizzen, Projektbeschreibungen und Abschlusszeugnissen, sie kamen aus Hanau, Wertheim, Frankfurt, Würzburg, Köln, Berlin, aber auch aus Spanien, Bulgarien, Japan, der Türkei und dem Iran.

Hoppe hat die Unterlagen alphabetisch in Mappen sortiert und in Kisten gepackt. Später, wenn das Mahnmal steht, will er sie an das Stadtarchiv übergeben: um nachfolgenden Generationen zu zeigen, wie so ein Prozess ablaufen kann. Er sagt: »Wir arbeiten ja, wenn Sie so wollen, für die Ewigkeit.«

In Deutschland gibt es jedes Jahr zahlreiche künstlerische Wettbewerbe. Es geht um Denkmäler, Ehrenmäler, Skulpturen im öffentlichen Raum. Der Wettbewerb in Hanau ist anders. In der Jury werden nicht Kommunalpolitiker, Professorinnen und Verwaltungsangestellte sitzen, sondern die Angehörigen der neun Getöteten. Sie

sollen auswählen dürfen, wie ihrer Kinder, Geschwister, Partner gedacht werden soll . Die Stadt trifft, unterstützt von einem Fachbeirat, lediglich eine Vorauswahl. Der Kulturchef Martin Hoppe nennt dies »das Hanauer Modell«.

Von den 118 Einsendern hat Hoppe schon mal 33 aussortiert. Der Grund: Die Unterlagen waren nicht vollständig. Manche Teilnehmer haben versäumt nachzuweisen, dass sie eine handwerkliche Ausbildung oder ein künstlerisches Studium abgeschlossen haben, andere haben die Urhebererklärung vergessen. Die sei aber wichtig, sagt Hoppe, sonst könne ein Bewerber ja einfach etwas nachmachen, was er irgendwo auf der Welt gesehen hat.

Hoppes Excel-Tabelle hat 15 Spalten, eine davon, Spalte K, ist mit »Standort« überschrieben. Manche Künstler würden ihr Werk gern an einem der Tatorte platzieren, andere am Mainufer, wieder andere am Marktplatz, wo auch das Denkmal der Brüder Grimm steht. Die meisten Bewerber aber haben keinen Standort angegeben.

Das sei kein Wunder, sagt Hoppe. Den Ort habe er in Absprache mit dem Oberbürgermeister in der Ausschreibung absichtlich weggelassen. Man habe die Kreativität der Künstler nicht einschränken wollen. Außerdem solle es erst mal um die Optik gehen.

Die Optik. Spalte D. Hier hat Hoppe das Material aufgelistet, aus dem das Mahnmal nach Vorstellung der Künstlerinnen und Künstler bestehen soll . In dieser Spalte steht 56-mal das Wort Stahl. Sehr oft Edelstahl, aber auch Cortenstahl, ein wetterfester, von einer Rostschicht überzogener Stahl, der in Deutschland ein beliebter Rohstoff für Denkmäler ist. 20-mal schlagen die Einsender Glas vor, Panzerglas etwa oder VSG, Verbundsicherheitsglas, das schwerer zu zerstören ist. Fünfmal etwas Reflektierendes, wie etwa Spiegelblech. Und zweimal steht da das Wort Baum.

Bewerber Nummer 9 zum Beispiel, ein Künstler aus Berlin, möchte für die neun Opfer neun Trauerweiden an das Ufer des Mains pflanzen.

Die Nummer 38, ein Kommunikationsdesigner aus dem fränkischen Wertheim, will eine halbkreisförmige Edelstahlsäule errichten, in der sich fast fünf Meter hoch die Namen der neun Opfer übereinanderstapeln, ganz unten der von Hamza Kenan Kurtović, oben der von Sedat Gürbüz.

Die Nummer 54, ein Designer aus Frankfurt, plant, neun Spiegelsäulen aus poliertem Edelstahl auf den Hanauer Marktplatz zu stellen, eine Säule für jeden Toten, mahnend und menschenhoch, darin eingraviert: die Namen und Biografien.

Die Nummer 55, eine Kunstprofessorin aus Berlin, regt an , eine zwei Meter hohe Wand aus Spiegelblech aufzustellen, auf der das Wort »Wir« zu lesen ist.

Am nächsten Tag will Hoppe alle Entwürfe mit dem Fachbeirat besprechen, um zu entscheiden, welche zwölf Vorschläge er den Familien der Opfer empfehlen wird.

Die Vorauswahl

Wer in Deutschland bauen möchte, muss an viele Dinge denken, da ist das Mahnmal von Hanau keine Ausnahme. Soll es auf dem Marktplatz stehen, ist zum Beispiel die Platzordnung für die Gemüsestände und Imbisswagen zu beachten, die dort zweimal pro Woche aufgebaut werden. Will man es auf einer Grünfläche errichten, muss man die Vorgaben des Grünflächenamts kennen, das in Hanau »Eigenbetrieb Grün« heißt. Man muss wissen, wo unter der Erde die Gas-, Wasser- und Stromleitungen verlaufen. Auch ist wichtig, wo sich in der Stadt Tiefgaragen befinden, denn dort kann man nicht weiter als 80 Zentimeter in den Boden bohren, was aber nötig wäre, damit das Fundament des Mahnmals vor Frost geschützt ist.

Deshalb hat Martin Hoppe den Chef des stadteigenen Hanau Infrastruktur Service, kurz HIS, in den Fachbeirat berufen, denn der, so Hoppe, wisse am besten, wo im Boden womöglich eine Leitung liegt. Außerdem dabei: eine Stadtplanerin, die Hoppe als »Diplom-Ingenieurin mit dem Blick für Räume« bezeichnet, sowie die Ortsvorsteher der Hanauer Kesselstadt und der Innenstadt, wo die neun Opfer starben.

Da es bei dem Mahnmal aber eben auch darum geht, wie die Stadt den Themen Rassismus und Gewalt begegnet, sitzt im Beirat zusätzlich eine linke Aktivistin von

der »Initiative 19. Februar Hanau«, die sich kurz nach dem Anschlag gegründet hat, um die Familien der Getöteten zu unterstützen. Und eine Bildungsreferent:in, die Wert auf diese Schreibweise legt. Ihre Stelle wurde nach dem Anschlag überhaupt erst geschaffen, mit der Aufgabe, sich in Hanau für »Demokratieförderung« und »Extremismusprävention« einzusetzen.

Sie alle treffen sich am 10. Mai 2021 in einer Videokonferenz. Schnell wird deutlich, dass sich hier zwei Denkweisen gegenüberstehen. Die eine ist eher bürokratisch orientiert, die andere ist vor allem Rassismus-sensibel. Dazwischen: Martin Hoppe, der sich immer wieder ausgleichend einmischt, indem er mit freundlicher Stimme Sätze sagt wie: »Jetzt machen wir aber mal ein Pünktchen.« Oder: »Wenn wir jetzt einen Blick auf die Uhr werfen ...«

Bei Vorschlag Nummer 2 zum Beispiel verheddert sich die Diskussion. Der Entwurf stammt von zwei Bewerbern aus Berlin, einer davon ein bekannter Kunstprofessor, der vor sechs Jahren den Wettbewerb für das Mahnmal zum Nagelbombenanschlag des NSU in Köln gewonnen hat.

Die beiden planen, an den sechs Tatorten jeweils einen QR-Code zu installieren, damit man sich Audio-Dateien über die Tatnacht anhören kann, und neun Stelen aufzustellen, die sie gemeinsam mit den Familien gestalten wollen. Martin Hoppe findet die Idee spannend. Nur gibt es da ein grundlegendes Problem: Der Kunstprofessor hat kein Zeugnis mitgeschickt, um zu belegen, dass er ein Studium abgeschlossen hat. Stattdessen, so Hoppe, habe er mitgeteilt: »Orientieren Sie sich doch bitte an der Homepage.«

Der HIS-Chef: »Egal, welcher Professor da kommt, wenn er die Häkchen und die Nachweise vergessen hat, dann ist er halt raus.«

Die Bildungsreferent:in: »Das ist der einzige Vorschlag, der nicht 15 Jahre hinterherhinkt. Ich fände das superschade, wenn das aus formalen Kriterien rausfällt.«

Der HIS-Chef: »Wir sind eine Gesellschaft, und hier gibt’s Regeln.«

Die Bildungsreferent:in: »Die beiden wollen das mit den Familien erarbeiten. Das ist vielleicht der zentralste Punkt bei einem antirassistischen Mahnmal. Bei rassistischer Gewalt geht es ja immer auch darum, den Angehörigen ihre Handlungsfähigkeit abzusprechen.«

Nach mehr als 45 Minuten einigt sich die Gruppe darauf, den Vorschlag im Wettbewerb zu belassen, mit dem Hinweis, dass es wegen der Formalien eine schwierige Entscheidung sei, aber die Idee dann doch zu gut.

Die nächste Diskussion entzündet sich an Konzept Nummer 9, den neun Trauerweiden, die der Künstler am Mainufer pflanzen will. Martin Hoppe wirbt für den Vorschlag, indem er mehrmals sagt, wie schön es sei, auch ein »lebendes Denkmal« in der Auswahl zu haben.

Die Stadtplanerin: »Das steht ja am Main. Kommt dann die Naturschutzbehörde und sagt: Das geht aber jetzt nicht?«

Der HIS-Chef: »Was sollte dagegensprechen? Wir bringen ja Natur in die Natur. Wir dürfen jetzt nur keine Sitzbänke dazubauen oder irgendwelche Hütten, damit niemand seinen Müll dort hinwirft.«

Die linke Aktivistin: »Das sind halt schöne Bäume, aber mir fehlt komplett die Sichtbarkeit in der Stadt. Das ist für ein Mahnmal zu einem Anschlag unglaublich wichtig.«

Die Bildungsreferent:in: »Bäume, die in Gedenken an die Opfer von Rassismus gepflanzt wurden, sind schon häufig abgesägt worden, zum Beispiel für die NSU-Opfer. Denkmäler zu rassistischer Gewalt werden generell oft geschändet, ständig, mehrmals jährlich.«

Auch dieser Vorschlag bleibt im Wettbewerb, da Martin Hoppe betont, wie wichtig ihm die Vielfalt unter den Konzepten sei.

Ebenso eine Runde weiter: die neun Säulen auf dem Marktplatz, das auf Spiegelblech geschriebene »Wir« und die Stahlsäule des Kommunikationsdesigners

aus Wertheim, die aus den Namen der Opfer einen Halbkreis formt. Obwohl die Bildungsreferent:in anmerkt, »dass hier das Konzept Rassismus gar nicht vorkommt«.

Aussortiert wird dagegen die Nummer 15. Die Idee hier: die Silhouetten der neun Opfer aus Stahlblech, von Einschusslöchern durchsiebt. Die Gruppe ist sich einig: zu makaber. Genau wie Nummer 53, eine Säule aus Panzerglas, aus der rote Farbe strömt wie Blut. Auch die Nummer 103 scheidet aus. Der Künstler wollte Steine aus den Herkunftsländern der Opfer zu einer Säule zusammenfügen. Der Beirat fragt sich, ob er dann wohl Hanauer Basalt verwenden würde, weil die meisten Ermordeten ja in Hanau aufwuchsen.

Die Angehörigen

Es gibt in Hanau noch kein Mahnmal, aber es gibt einen Ort, an dem sich diejenigen treffen, die sich an die Getöteten erinnern wollen. In der Innenstadt hat die »Initiative 19. Februar Hanau« in einem Erdgeschoss drei Räume angemietet, 140 Quadratmeter, früher war hier ein Erotikshop. Draußen über dem Eingang leuchtet in bläulicher Schrift #saytheirnames, was zum Leitsatz der Initiative wurde, weil keiner die Namen der neun Getöteten vergessen soll . Drinnen hängen ihre Fotos, je drei in einer Reihe. An der gegenüberliegenden Wand steht auf einem schwarzen Banner, wie ein Versprechen an die Opfer: »Erinnerung, Gerechtigkeit, Aufklärung, Konsequenzen«.

Seit mehr als zwei Jahren kommen die Väter und Mütter, Brüder und Schwestern, Cousins und Cousinen, Freundinnen und Freunde hier zusammen. Manche jeden Monat, manche jede Woche, manche fast jeden Tag. Sie sitzen auf den Sofas, trinken schwarzen Tee, und wenn einer von ihnen Geburtstag hat, essen sie auch mal rosafarbene Sahnetorte. Sie reden zusammen, weinen zusammen, und hin und wieder lachen sie auch, zum Beispiel als sie Filip Goman, 59, dem Vater der ermordeten Mercedes Kierpacz, einen Mercedes-Stern an den Lenker seines Citybikes kleben.

Von hier aus begeben sich zehn von ihnen am Nachmittag des 26. Mai 2021 durch den Regen zu einem Gymnasium ganz in der Nähe, wo an diesem Tag die erste Jurysitzung stattfindet, bei der sie ihre Favoriten bestimmen sollen. Maximal zehn Vorschläge, von denen die Künstler dann Modelle anfertigen werden. Unter ihnen ist Niculescu Păun, 46, dessen Regenschirm zu klein ist, um ihn trocken zu halten. Er ist der Vater von Vili Viorel Păun, der damals den Täter in seinem Auto verfolgte, vermutlich um die Polizei zu ihm zu führen und weitere Morde zu verhindern. Bis heute hat Niculescu Păun keine Antwort darauf bekommen, wie es sein kann, dass sein Sohn zwischen 21.57 Uhr und 21.59 Uhr dreimal die 110 wählte, aber niemand seinen Anruf entgegennahm. Die Staatsanwaltschaft hat die Ermittlungen dazu eingestellt.

In der Gruppe ist Armin Kurtović, 48, der Vater des 22-jährigen Hamza Kurtović, erschossen in der Arena Bar. Hamza konnte sich nicht retten, weil der Notausgang der Bar verschlossen war. Manche Angehörige äußerten später den Verdacht, dass so eine bevorstehende Razzia der Polizei erleichtert werden sollte, was aber nie bewiesen wurde. Auch hier wurden die Ermittlungen eingestellt.

Wochen später wird bekannt werden, dass einige Polizisten, die in der Tatnacht im Einsatz waren, Mitglieder einer rechtsradikalen Chatgruppe waren.

Mit dabei ist an diesem Nachmittag auch Çetin Gültekin, der 47-jährige Bruder von Gökhan Gültekin, der im »24/7 Kiosk« starb. Seit mehr als einem Jahr versucht Çetin Gültekin vergeblich, für seine Mutter eine neue Wohnung zu finden. Vom Fenster der jetzigen Wohnung aus sieht sie jeden Tag den Ort, an dem ihr Sohn erschossen wurde.

Nicht mitgekommen ist Vaska Zlateva, 37, die Cousine von Kaloyan Velkov, ermordet in der Bar »La Votre«. Vorhin in den Räumen der Initiative hat sie gesagt, sie könne den Grund für diese Jurysitzung nicht ertragen, es sei ihr alles zu viel.

Nach und nach betreten sie die Mensa der Schule, setzen sich auf die Stühle, die in drei Reihen stehen. Ihnen gegenüber, mit Tesafilm an die deckenhohen Fenster geklebt: die Empfehlungen des Fachbeirats, zwölf Entwürfe,

Martin Hoppe stellt die Konzepte in wenigen Sätzen vor, er spricht über lebende Denkmäler und spiegelnde Flächen.

Als Claus Kaminsky, der Oberbürgermeister, die Angehörigen auffordert, mindestens zwei Vorschläge auszusortieren, meldet sich Serpil Unvar, 45, Mutter von vier Kindern. Der ermordete Ferhat Unvar war ihr Sohn.

Serpil Unvar sagt: »Bevor wir entscheiden, will ich wissen: wo? Wo soll das Denkmal stehen?«

Die Angehörigen haben das diskutiert, bevor sie losgegangen sind. Haben besprochen, was ihnen wirklich wichtig ist. Und waren sich einig, dass es nicht die Optik ist, nicht das Material und nicht die Vielfalt der Vorschläge. Sondern der Standort. Das Mahnmal soll im Zentrum der Stadt stehen, am besten auf dem Marktplatz.

Claus Kaminsky antwortet: »Da sind wir noch lange nicht. Gemach.«

Niemand widerspricht oder hakt nach. Zumindest nicht jetzt, nicht hier. Vielleicht weil sie dem Oberbürgermeister vertrauen, der den Angehörigen am Morgen nach der Tatnacht versprach, sie nicht alleinzulassen. Er hat psychologische und finanzielle Hilfe für sie organisiert und sich darum gekümmert, dass sie Unterstützung bei Behördengängen bekommen.

Also stehen die Angehörigen jetzt auf und gehen nach vorn, betrachten die Entwürfe, reden durcheinander. Wofür der Fachbeirat vor zwei Wochen drei Stunden brauchte, brauchen sie nicht einmal 15 Minuten.

Etris Hashemi, 25, der seinen Bruder Said Nesar in der Arena Bar sterben sah und selbst angeschossen wurde, sagt zu den Trauerweiden, die Martin Hoppe so gut gefielen: »Die Trauerweiden kommen so oder so nicht dahin, wo wir es wollen. Das kann raus.« Und Serpil Unvar sagt: »Wir haben genug Bäume.«

Zu dem Konzept, als Mahnmal eine stählerne Bank zu errichten, die der Fachbeirat nur deshalb nicht rauswarf, weil die Künstlerin aus Hanau ist, sagt Etris Hashemi: »Die Bank kann auch raus.«

Und Serpil Unvar sagt: »Die Nummer 2 kann raus.«

Kaminsky stutzt und fragt: »Die Nummer 2?« Es ist der Vorschlag mit den Audio-Dateien und den neun Stelen, über den der Fachbeirat 46 Minuten lang diskutierte. Doch Kaminsky interveniert nicht und sagt stattdessen: »Das Tempo ist mir sympathisch.«

Dann fasst er zusammen: »Also, wir haben die 2 raus, wir haben die 9 raus, wir haben die 91 raus, und wir haben die 52 raus.«

Serpil Unvar lacht und sagt: »Wir sind schnell.«

In der Endrunde sind somit acht Künstler, die jetzt ein Modell ihrer Vorschläge bauen sollen, damit man sich diese besser vorstellen kann. Darunter die halbkreisförmige Namenssäule. Die Wand aus Spiegelblech mit dem Wort »Wir«. Und die neun Säulen aus poliertem Edelstahl, die nach Vorstellung des Künstlers auf dem Marktplatz stehen sollen. Konzept Nummer 54.

Bevor Martin Hoppe die Entwürfe von den Fenstern nimmt, meldet sich Çetin Gültekin und sagt: »Die 54 gefällt mir. Das darf sogar auf den Marktplatz zu den Brüdern Grimm, und das heißt, dass sie alle Kinder Hanaus waren.«

Er geht auf Kaminsky zu, fragt: »Verstehen Sie, was ich meine?«

Kaminsky antwortet: »Ver-stan-den.«

Çetin Gültekin: »Dann sind es nicht nur Jacob und Wilhelm, sondern elf Brüder.«

Die Erinnerung an die Opfer rassistischer und rechtsextremer Gewalt in der Bundesrepublik Deutschland ist in der Vergangenheit oft schwergefallen. 1993 starben fünf Menschen beim Brandanschlag von Solingen, doch Bundeskanzler Helmut Kohl weigerte sich, zur Trauerfeier zu gehen. In Leipzig wurde 2010 ein Iraker von Neonazis erstochen, doch die Stadt verwehrte seiner Mutter lange, einen Gedenkstein aufzustellen, aus »künstlerischen Aspekten«. Und als sich die Stadt Köln im Jahr 2016

dazu entschloss, ein Mahnmal für die Opfer des NSU zu errichten, gab es jahrelangen Streit, weil die Eigentümer des vorgesehenen Standorts dagegen waren.

In Hanau aber schreibt Martin Hoppe zwei Tage nach der Jurysitzung eine E-Mail an den Fachbeirat. Darin steht: »Wir sind im Zeitplan!«

Die Künstler

Wettbewerbe für Kunst oder Architektur laufen normalerweise so: Die Künstler reichen ihre Mappen ein, dann warten sie, wer die Zusage bekommt. Beim Mahnmal von Hanau soll es anders laufen. Die Künstler und die Angehörigen sollen sich kennenlernen.

Also ruft Martin Hoppe direkt nach der Jurysitzung die acht im Rennen verbliebenen Bewerberinnen und Bewerber an und lädt sie nach Hanau ein. Hoppe führt sie einzeln durch die Stadt, auf dem immer gleichen Rundweg zu möglichen Standorten für das Mahnmal: Startpunkt ist stets die Statue der Brüder Grimm. Dahinter steht das barocke Rathaus, davor liegt der Marktplatz, groß und weit, zu dem Hoppe sagt: »Mittwochs und samstags ist hier Wochenmarkt, 120 Stände Blumen, Obst, Gemüse. Und bis zum Brunnen dort hinten stehen zwei Reihen mit Pommes--frites-Wagen und Currywurst-Buden. Im November und Dezember ist hier außerdem Weihnachtsmarkt.«

Dann geht es weiter zum Freiheitsplatz, 350 Meter entfernt, mit dem Denkmal für den jüdischen Maler Moritz Daniel Oppenheim, ein 2,20 Meter großer Mann aus Cortenstahl, über den Hoppe sagt, es sei Hanaus beliebtestes Selfie-Motiv. Vor dem Platz: das Einkaufszentrum, die Polizeiwache und mehrere Bushaltestellen.

Schließlich der Kanaltorplatz, der eigentlich kein Platz ist, sondern eher ein etwas breiterer Gehsteig. Hier plant die Stadt ein Zentrum für Demokratie und Vielfalt. Martin Hoppe sagt hier immer: »Das sieht gerade ziemlich verbesserungswürdig aus, die Parkplätze könnten neu angeordnet werden.«

Hundert Meter weiter enden die Rundgänge bei der »Initiative 19. Februar Hanau«, wo die Angehörigen auf den jeweiligen Künstler warten. Am 3. Juni zum

Beispiel ist es der Design-Dozent Kai Linke aus Kassel. Er will die neun Säulen auf den Marktplatz stellen. Vorschlag Nummer 54. Als Linke, der schwarze Hose, schwarzes Hemd und Nickelbrille trägt, sein Konzept erklärt, platzt es aus Filip Goman, heraus: »Sie sind unser Favorit!«

Einen Tag später stellt sich der Kommunikationsdesigner Heiko Hünnerkopf aus Wertheim den Angehörigen vor, von ihm stammt der Entwurf mit der halbkreisförmigen Namenssäule. Vorschlag Nummer 38. Hünnerkopf fragt in breitem Fränkisch, ob es okay wäre, wenn er bei den Namen die Akzente weglassen würde, aus grafischen Gründen. Wäre es nicht. Etwas später sagt Hünnerkopf: »Ich hab mich ein bisschen geehrt gefühlt, dass ich weitergekommen bin, denn meine Arbeit basiert ja auf einem Zitat eines jüdischen Schriftstellers, und das fand ich eigentlich sehr schön von Ihnen, weil Sie damit selber ein Zeichen setzen, dass Ihnen das egal ist, wer das gesagt hat.«

Eine Aktivistin von der Initiative fragt: »Was haben Sie denn gedacht, wen Sie hier treffen?«

Armin Kurtović lacht: »Der Antisemitismus kam mit den Einwanderern?«

Hünnerkopf: »Nein! Aber schauen Sie sich den Konflikt in Palästina an . Das führt doch nie zu einem Ende. Man muss sich doch irgendwie mal einigen ...«

Dijana Kurtović, die Frau von Armin Kurtović und Mutter des getöteten Hamza, unterbricht ihn und sagt, Hünnerkopf solle das den Leuten erklären, die über den Palästina-Konflikt zu entscheiden haben.

Stille.

Zweieinhalb Wochen später schaltet sich Susanne Lorenz von Berlin aus per Video zu. Sie kann nicht nach Hanau kommen, weil die Kita ihres Kindes geschlossen hat. Lorenz hatte die Idee mit der Wand aus Spiegelblech, auf der »Wir« stehen soll . Vorschlag Nummer 55. Jetzt erklärt sie, sie habe ihren Entwurf verändert: Statt der Wand will sie neun einzelne Spiegelstelen aufstellen, eng nebeneinander. Auf der einen Seite sollen Texte über die Verstorbenen stehen, die sie mit den Angehörigen

abstimmen will. Auf der anderen Seite soll immer noch das »Wir« zu erkennen sein, in dem sich die Betrachter spiegeln.

Dann sagt sie einen Satz, der nicht nur gut zu einem Mahnmal gegen Rassismus passt, sondern auch zu diesem Wettbewerb: »Wir müssen für etwas eintreten, was nicht selbstverständlich ist, ein gemeinsames Wir.«

Der Favorit

Auf mehreren Tischen in einem stickigen Konferenzraum der Stadtbehörde stehen die acht unterschiedlichen Modelle des Mahnmals, fünf bis 25 Zentimeter hoch, von den Künstlern gebaut, aus Glas, aus Blech, aus Spiegelfolie. Es ist Mitte August, die zweite Jurysitzung. Es geht jetzt darum, weitere Entwürfe aus dem Rennen zu nehmen und die verbliebenen vor der endgültigen Entscheidung der Öffentlichkeit vorzustellen.

Noch bevor die Diskussion beginnt, sagt Claus Kaminsky über den Vorschlag von Kai Linke, dem großen Favoriten, der die neun Stelen auf dem Marktplatz aufbauen will: »Ich muss darauf bestehen, dass wir das vom Feld nehmen.« Der Künstler habe das Budget überzogen. »Da habe ich allerhöchste Störgefühle. Dann müsste man auch den anderen Künstlern erlauben, einen teureren Vorschlag zu machen. Das geht vergaberechtlich nicht.«

Zwar fragt eine der Anwesenden noch, wie viel Euro die Getöteten der Stadt denn genau wert seien, aber so wirklich widerspricht niemand. Denn die Angehörigen haben inzwischen einen neuen Favoriten: die halbkreisförmige Namenssäule von Heiko Hünnerkopf.

Der hat zwar auf seinem Modell nicht alle Namen richtig geschrieben – über dem g bei Saraçoğlu fehlt das Breve. Aber wichtiger ist: Auch Hünnerkopfs Namenssäule könnte man auf den Marktplatz stellen. Armin Kurtović hatte sich nach dem Treffen bei der Initiative noch mit Hünnerkopf verabredet und das mit ihm besprochen. Die eine Säule würde weit weniger Platz einnehmen als die neuen Säulen von Kai Linke. Sie wäre kein so großes Hindernis für den Wochenmarkt und würde

die Marktleute und ihre Kunden nicht sonderlich stören. Das jedenfalls ist das Kalkül der Angehörigen.

Die Bürger

Es gibt einen Satz, den Oberbürgermeister Claus Kaminsky fast jedes Mal wiederholt, wenn er über das Mahnmal spricht. Er lautet: »Ich setze mich dafür ein, dass wir ein Mahnmal realisieren, das sowohl den Angehörigen als auch den Hanauerinnen und Hanauern gefällt.«

Kaminsky hat sich, bevor er den Wettbewerb startete, von Konfliktforscherinnen beraten lassen. Eine hat ihm gesagt: »Das Schlimmste, was einem Mahnmal passieren könnte, wäre, dass es von den Bürgern bekämpft wird.«

Und deshalb präsentiert die Stadt Hanau an einem heißen Septemberwochenende ihren Bürgerinnen und Bürgern die fünf im Wettbewerb verbliebenen Modelle des Mahnmals. Samstagmittag, kurz nach eins, Martin Hoppe ist fast allein in der Halle. Nur die Künstler sind schon da. Zwei Tage lang werden sie wie Prüflinge neben ihren Entwürfen stehen.

»Das sehr gute Wetter ist unser größter Feind heute«, sagt Hoppe, als er auf die fünf Tische mit den Modellen blickt. Er wird recht behalten: Statt der erwarteten 2000 Menschen werden über die beiden Tage gerade einmal 150 kommen. Auf gelben Zetteln oder online dürfen sie ihren Favoriten benennen.

Claus Kaminsky spricht in seiner Eröffnungsrede von »Bürgerbefragung«, weil er jedem die Chance geben will, seine Meinung zu sagen.

Auch von den Angehörigen sind nur wenige da. Einer ist Çetin Gültekin, der in die Kameras des Hessischen Rundfunks sagt: »Hünnerkopf ist mein Favorit.« Eine andere ist die Freundin des ermordeten Fatih Saraçoğlu. Sie kommt eigentlich nie zu den Diskussionen über das Mahnmal. Auch jetzt will sie gleich wieder los. Sie sagt nur: »Ich ertrag das hier nicht. Wenn dir jemand so weggerissen wird, dann ist dein Leben im Arsch.«

Etwas später liegt das Ergebnis der Bürgerbefragung vor: Die Mehrzahl hat für die Namenssäule von Hünnerkopf gestimmt, die sich auch die Angehörigen wünschen. Vom Standort des Mahnmals war bei der Abstimmung allerdings nicht die Rede.

Die Politiker

Eine Stadt muss über ihre neuen Bauwerke in ihrem Parlament entscheiden. So bestimmt es das Planungs- und Baurecht. Das gilt auch für ein Mahnmal. Egal, für welchen Entwurf die Angehörigen sich entscheiden: Am Ende ist es die Hanauer Stadtverordnetenversammlung, die darüber bestimmen muss, wie das Mahnmal aussieht und wo es stehen wird.

Fast auf den Tag genau ein Jahr nachdem die Stadt den Wettbewerb ausgeschrieben hat, am 7. Oktober 2021, sitzen sich die Angehörigen und sieben Vertreter der Stadtverordnetenversammlung gegenüber.

Claus Kaminsky, der wie immer die Sitzung eröffnet, hört sich zuerst an , wie die Angehörigen ihre beiden Favoriten nennen, Heiko Hünnerkopf und, auf Platz zwei, Susanne Lorenz. Die Angehörigen machen klar: Am wichtigsten ist, dass das Mahnmal auf dem Marktplatz steht.

Kaminsky entgegnet, so deutlich wie noch nie: »Ich sehe allergrößte Schwierigkeiten, dass der Standort der Marktplatz wird und dass es die Hanauerinnen und Hanauer akzeptieren.«

Da bricht der Streit los.

Emiş Gürbüz ruft: »Die ermordeten Kinder waren auch Hanauer!«

»Ich weiß das«, antwortet Kaminsky, »deswegen sitzen wir auch hier.«

Er spricht von der Besonderheit des Marktplatzes. Die Statue der Brüder Grimm sei für viele Hanauer das einzige Denkmal, das sie dort akzeptieren. »Das muss man nicht richtig finden. Ich sage Ihnen aber, wie ich es von ganz vielen mitbekomme.«

Claus Kaminsky ist 62 Jahre alt und seit 27 Jahren Bürgermeister. Er geht jede Woche auf den Wochenmarkt, er kauft dort Baguette und Fleischwurst und Käse beim

Tiroler Käsestand. Spricht man mit ihm über den Wettbewerb, dann erzählt er: Er habe nach den Morden, als all die Blumen, Kerzen und Fotos mehr als ein Jahr lang vor dem Grimm-Denkmal standen, Dutzende Anrufe und E-Mails von Hanauer Bürgern bekommen. Sie alle sagten ihm, die Sachen müssten langsam weg, es reiche jetzt – der Marktplatz sei für den Markt da. Kerzen wurden umgestoßen, Fotos abgerissen, Blumen auf den Boden geworfen.

»Die Hanauer wollen das Mahnmal nicht auf dem Marktplatz«, sagt Kaminsky jetzt, in der Sitzung. Die Mehrheit der anwesenden Stadtverordneten pflichtet ihm bei. Die SPD, die CDU, die rechtsradikalen Republikaner und die Wählergemeinschaft »Bürger für Hanau« sehen das Mahnmal nicht auf dem Marktplatz. Die Grünen möglicherweise. Die FDP enthält sich. Nur die Linke ist entschieden dafür.

Emiş Gürbüz ruft in den Raum: »Unsere Kinder sind ermordet. Neun Kinder! Ich denke den ganzen Tag an ihn, 24 Stunden. Mein Kind ist ermordet. Sie können das nicht verstehen.« Ihre Stimme bricht, sie weint jetzt. »Ich bin eine Mutter.«

Claus Kaminsky wartet kurz, atmet ein, dann sagt er: »Frau Gürbüz, ich stecke nicht in Ihrer Haut.« Er macht eine Pause, spricht mit ruhiger Stimme weiter. »Nichtsdestotrotz hat die Stadtverordnetenversammlung als die gewählten Vertreterinnen und Vertreter der Hanauer Bürgerinnen und Bürger eine Entscheidung zu treffen. Ich meine, wir können es auch umgekehrt machen und einen Bürgerentscheid herbeiführen. Ich will Ihnen das aber nicht raten.«

Ein Mann von der SPD sagt: »Wir dürfen dieses Mahnmal, das für alle sein soll , aber zuvorderst für Sie, nicht beschädigen, indem wir es in einer Kampfabstimmung durchbringen.«

Kaminsky sagt: »Es ist richtig, dass man nach dieser schrecklichen Mordtat in Hanau ein Denkmal schafft. Da ist ein großer Teil, der das so sieht. Andere aber sagen: Nicht auf dem Marktplatz. Und die, die das sagen, die will ich nicht verlieren. Weil, das sind keine Rassisten. Die brauchen wir auch für diese Stadt. Die brauchen wir auch für das Erinnern.«

Am nächsten Tag steht in der Pressemitteilung der Stadt: »Zur Frage des Standorts entwickelte sich eine teils kontroverse Debatte.«

Der Jahrestag

Es ist der Vormittag des 19. Februar 2022, des zweiten Jahrestags der Morde. An diesem Tag sollte das Mahnmal fertig sein. Stattdessen ist noch immer nicht entschieden, wer es bauen und wo es stehen wird. Die offizielle Gedenkfeier der Stadt findet deshalb auf dem Hauptfriedhof statt. Etwa hundert geladene Gäste sitzen auf weißen Stühlen vor weißen Grabsteinen, mehr durften nicht kommen, Corona-Auflage. Angehörige sind da, Oberbürgermeister Kaminsky, der hessische Ministerpräsident Volker Bouffier. Bundesinnenministerin Nancy Faeser hält die Hand von Ferhat Unvars Tante. Der Hanauer Imam bezeichnet die Gräber der Toten als »Mahnmale gegen Rassismus«.

Währenddessen haben die Händler auf dem Marktplatz ihre Stände aufgebaut, wie jeden Samstag. Erst später, um halb drei, pünktlich wie immer, werden sie Gemüsekisten und Eierkartons zusammenpacken, werden ihre Einnahmen wegschließen und die Stände wieder abbauen und Platz schaffen für eine Anti-Rassismus-Kundgebung linker Aktivisten, die am späten Nachmittag beginnt.

Auch dort werden Reden gehalten, wie auf dem Friedhof. Çetin Gültekin steigt auf die Bühne, tritt ans Mikrofon und ruft den Menschen seinen Wunsch zu, der jetzt eine politische Forderung ist: »Wir wollen, dass das Mahnmal hier auf den Marktplatz kommt, in die Mitte der Stadt!«

Das Scheitern

Die Stadt verschiebt das Treffen für die Entscheidung wieder und wieder. Mal drängt sich Corona dazwischen, mal Untersuchungsausschüsse, dann bricht Krieg aus in Europa. Erst am Mittwoch vergangener Woche treffen sie sich doch noch, sieben Monate nach dem letzten Termin.

Sie sitzen an einem großen Tisch in U-Form: die Angehörigen und die Stadtverordneten und der Wettbewerbsleiter Martin Hoppe, der die Modelle der

Entwürfe auf einen Tisch gestellt hat. Und Claus Kaminsky, der nach etwa einer Stunde sagt: »Ich kann mir gut vorstellen, dass wir uns alle gut auf den Hünnerkopf verständigen könnten?«

Er sagt es beiläufig, so als ginge es gar nicht darum, den Sieger dieses inzwischen 19 Monate währenden Wettbewerbs zu verkünden. Aber tatsächlich geht es ja längst um etwas anderes. Nicht um den Künstler, nicht um den Entwurf oder irgendwelche Materialien. Nicht einmal mehr um den Standort. Es geht um eine Kluft, die sich aufgetan hat in Hanau, und es geht darum, diese Kluft zu überbrücken.

Çetin Gültekin spricht aus, was das in all seiner Härte bedeutet. »Wir hätten von Anfang an über den Standort sprechen müssen, dann hätten Sie den Familien viel Leid erspart. Ich bitte Sie, wenn es auf dem Marktplatz nicht klappt, dann lassen Sie es. Sie tun uns damit keinen Gefallen.«

Vorsichtig fragt Claus Kaminsky: »Und was, wenn ich fragen darf, spricht denn gegen den Freiheitsplatz?«

Çetin Gültekin erklärt es ihm mit einer Stimme, die versöhnlich klingt: »Das Wichtigste auf der Welt ist mir mein Bruder, und der wichtigste Platz in Hanau ist der Marktplatz. Wenn ihr das Mahnmal nicht dorthin stellt, werde ich für immer denken, mein Bruder ist ein Mensch zweiter Klasse.«

Viele der Angehörigen sind schon gegangen, als Çetin Gültekin das sagt. Als hätten sie mit dem Mahnmal abgeschlossen.

Claus Kaminsky schaut in die Augen derjenigen, die noch geblieben sind, und spricht in dumpfem Ton, als trauere er um einen vergeblichen Wunsch, eine enttäuschte Hoffnung: »Ich denke, ein Satz ist hier sicher hängen geblieben: Entweder ihr macht es am Marktplatz oder gar nicht.«

Sie reden noch ein wenig weiter, wiederholen, was bereits wiederholt gesagt wurde, sagen, dass die Morde vielleicht einfach noch nicht lange genug zurücklägen,

um solche Entscheidungen zu treffen. Dann beendet Claus Kaminsky den Abend. »Ich hoffe trotzdem sehr, dass wir, wenn es irgendwie geht, beieinanderbleiben.«

Çetin Gültekin nickt dem Oberbürgermeister noch zu, bevor er den Raum verlässt.

Martin Hoppe sagt: »Der Prozess hier ist erst mal abgeschlossen.« Dann packt er die Modelle in Pappkartons. Zwei Jahre und drei Monate nach dem 19. Februar 2020 hat Hanau zwar den Sieger eines Wettbewerbs. Aber kein Mahnmal.

Die Schlacht um Mariupol

Mariupol ist einer der schlimmsten Schauplätze des russischen Angriffskrieges. Eine Dokumentation der Belagerung in Chatverläufen, Satellitenbildern, Karten und Videos

https://bit.ly/3SroeSu

Von Kai Biermann, Paul Blickle, Annick Ehmann, Dorothea Fiedler, Christian Fuchs, Carla Grefe-Huge, Yassin Musharbash, Karsten Polke-Majewski, Andreas Prost, Christina Schmidt, Julian Stahnke, Holger Stark, Julius Tröger, René Wiesenthal, Sascha Venohr, Anna Zhukovets, Fritz Zimmermann

ZEIT ONLINE und DIE ZEIT, 28.04.2022

Aus der Recherche zum oben verzeichneten Multimedia-Format entstand wie im Making of dargelegt zugleich das folgende Text-Dossier. Beide Formate wurden von den Autor:innen von Anfang an parallel geplant und zeitgleich veröffentlicht.

Was geschieht in Mariupol?

Soldaten schleichen durch die Kanalisation. Diplomaten verbreiten Lügen. Und ein Bäcker verschenkt Brot, während die Bomben fallen. Rekonstruktion einer grausamen Schlacht

Den Anfang vom Ende Mariupols markieren Dutzende Kreuze. Unbekannte haben sie auf den Asphalt gesprüht, manche sind neongrün, andere leuchtend rot, Zeichen, die aus der Luft sichtbar sind. Die Kreuze tauchen in den Tagen vor Kriegsbeginn vor Polizeistationen auf, an einem Garagenkomplex und neben einem der Hochhäuser auf der Allee der Metallurgie, der Straße im Zentrum von Mariupol, in der Elena Kalaitan wohnt. Saboteure, denkt Kalaitan, Schläfer der Russen, die sich in die Stadt geschlichen haben und Markierungen für den Angriff anbringen. Es sind Ankündigungen dessen, was kurz danach beginnen wird.

Elena Kalaitan, 48, leitet eine der Lokalzeitungen in Mariupol, eine Frau mit hennarotem Haar. In der Nacht auf den 24. Februar schläft sie nicht viel. Gegen fünf Uhr weckt sie das Dauervibrieren der Eilmeldungen auf ihrem Handy. In Kiew explodieren Granaten. Der Krieg ist da.

Die Schriftstellerin Oksana Stomina, 49, hat er schon früher erreicht. Um kurz nach vier klingelt ihr Telefon, ihre Tochter aus Kiew ist dran. Wenn in der Hauptstadt Geschosse einschlagen, muss es auch in Mariupol bald losgehen. Wenig später erreicht der Krieg das Ehepaar Wadym und Irina Zabolotny, er 60, sie 62 Jahre alt, auch sie durch einen Anruf aus Kiew. Bei ihnen ist es der Sohn, der sie warnt: "Es hat begonnen."

Der Krieg erreicht Wadym Bojtschenko, 45, den Bürgermeister von Mariupol, in seinem Haus in der Allee des Sieges 115. Bojtschenko ist alleine, seine Frau und seine Tochter sind in Kiew. Am Abend ist er früh zu Bett gegangen, bis zuletzt hat er nicht glauben wollen, dass die Russen angreifen. Die Detonationen reißen ihn aus dem Schlaf, er schaut auf die Uhr: 5.07 Uhr.

Der Krieg erreicht Mehmet Izci, 45, auf dem Weg in seine Bäckerei im Zentrum Mariupols. Das Schicksal wird ihn Tage später in der Stadt bekannt machen, bewundert von den Ukrainern, gesucht von den Russen.

Der Krieg erreicht die Psychologin Elena Dundur, 39, eine alleinerziehende Mutter, als bereits die ersten Verletzten verarztet werden. Dundur hat den Beginn des Angriffs verschlafen. Erst gegen acht Uhr steht sie auf und zieht ihren achtjährigen autistischen Sohn an. Als sie ihr Telefon einschaltet, sieht sie 15 verpasste Anrufe. Sie ruft ihren Freund an, er sagt: "Es ist Krieg!"

Nicht überliefert ist, wo der Krieg Konstantin Iwaschtschenko, 58, erreicht, einen ernst dreinschauenden Mann mit silbergrauem Haar, den die Menschen in Mariupol bald als Verräter bezeichnen werden.

Jeder Krieg hat Orte, die zu Symbolen werden. Die Blockade von Leningrad steht für die Verbrechen der Nazis an der russischen Zivilbevölkerung. Das Massaker von My Lai zeigte die amerikanische Brutalität in Vietnam. Der Völkermord von Srebrenica prägte das Bild des Bosnien-Krieges.

Mariupol ist in den vergangenen Wochen zum Sinnbild des Kampfes um die Ukraine geworden. Der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj sagt: "Mariupol ist das Herz dieses Krieges."

Einst prägten rauchende Schornsteine, schmutzige Hochöfen und sowjetische Plattenbauten das Bild der Hafenstadt. Doch in den vergangenen Jahren sind hier grün strahlende Parks, eine neue Uferpromenade und eine vibrierende Künstlerszene entstanden. Mariupol liegt am Asowschen Meer, an der Mündung des Flusses Kalmius, genau auf der Verbindungslinie zwischen der russischen Grenze und der von den Russen annektierten Krim, das macht die Stadt militärisch bedeutsam. Dem russischen Präsidenten Wladimir Putin kommt zudem zupass, dass in Mariupol das umstrittene Asow-Regiment seinen wichtigsten Standort hat. Dieser ukrainischen Einheit gehören

auch bekennende Rechtsextremisten an. Das lässt sich für die Erzählung von der angeblich notwendigen "Entnazifizierung" der Ukraine heranziehen.

Auch deshalb gibt es in Mariupol keine Gnade und keinen Kompromiss, nur Leben oder Tod, Sieg oder Niederlage.

Die Dimension dieser Schlacht wird die Welt erst in Wochen und Monaten verstehen, wenn die Schuttberge abgetragen, die Überlebenden gezählt, die Leichen geborgen sind. In Mariupol starben Tausende, wahrscheinlich Zehntausende, viele haben keine Gesichter und keine Namen, sie liegen unter Trümmern begraben, wurden von Raketen zerrissen oder in Massengräbern verscharrt.

An keinem anderen Schauplatz dieses Krieges ist es so schwierig, das Geschehene zu dokumentieren. Schon vor Wochen haben die Russen versucht, die Verbindungen zur Außenwelt zu kappen und unabhängige Journalisten aus der Stadt zu vertreiben. Im russischen Fernsehen ist nicht die Vernichtung der Stadt zu sehen, sondern die Propaganda der Invasoren. Manches, was in Mariupol passiert ist, wird deshalb für immer verborgen bleiben, anderes jedoch lässt sich beschreiben und Stück für Stück zu einem Bild zusammensetzen. Die ZEIT hat Dutzende Menschen aus Mariupol befragt, Soldaten, Polizistinnen und Politiker ebenso wie andere Bewohner, teils sind sie aus der Stadt geflohen, teils befinden sie sich noch immer dort. Satellitenbilder, Handyaufnahmen und Berichte von Geheimdiensten, sowie westliche und russische Militärexperten lieferten Informationen über den Kriegsverlauf und erlaubten es, das Gesagte zu überprüfen und abzusichern.

So lässt sich erzählen, was nicht erzählt werden soll: Was geschieht in Mariupol?

Nachdem die Russen am Morgen des 24. Februar ihren Angriff begonnen haben, packt Oksana Stomina, die Schriftstellerin, ihren kleinen, gepunkteten Rucksack. Drei Taschenlampen stopft sie hinein, ein Telefon, mehrere Powerbanks und ein paar Ladekabel, außerdem Bargeld und Ausweispapiere. Sie weiß noch nicht, ob und wofür sie das alles brauchen wird. Aber, so wird sie es später erzählen, sie konnte nicht in ihrer Wohnung bleiben, sie wollte hinaus, wollte mithelfen, Mariupol zu schützen.

Stomina ist eine kleine, schmale Frau mit müden Augen. Sie hat ein Buch geschrieben über die Kämpfe im Donbass, dem teilweise von prorussischen Separatisten kontrollierten Gebiet in der Ostukraine. Es heißt: *Der Krieg kommt ohne Einladung*. Für dieses Buch ist sie in zerstörte Dörfer gereist, hat mit Verwundeten und Vertriebenen gesprochen. Danach glaubte sie zu wissen, was Krieg ist. Heute sagt sie: "Auch in der allerschrecklichsten Fantasie konnten wir uns nicht vorstellen, wie es wirklich ist."

Auf ihrem Handy bekommt Oksana Stomina die Nachricht, im Zentrum, im Kulturhaus Halabuda, werde Hilfe gebraucht. Dort, wo bis vor Kurzem Fotografiekurse und Beratungen für Firmengründer angeboten wurden, entsteht in diesen ersten Stunden des

Krieges eine Börse der gegenseitigen Unterstützung und des Widerstands. Manche Bewohner kommen vorbei und bringen Kekse, Wurst und Waschsets für die ukrainischen Soldaten. Andere erklären einander, wie man Blutungen stoppt und Wunden verbindet. Das Militär sucht Freiwillige, um Schützengräben auszuheben. Eine alte Frau hält eine Tüte voller weißer Wickel in der Hand. Sie hat ihre Bettlaken in lange Streifen zerschnitten – Verbände für die Verletzten, die es sicher bald geben wird.

Hier im Halabuda schließt sich Oksana Stomina einer Gruppe an, die durch die Stadt fährt, um Lebensmittel und Medikamente zu sammeln. In den nächsten Wochen werden sie damit Krankenhäuser, Polizeieinheiten und Soldaten versorgen. Und mehrere Tausend Menschen, die sich in ihre Keller geflüchtet haben.

An diesem ersten Tag des Krieges fährt Elena Kalaitan, die Journalistin, wie gewohnt in die Redaktion. Nach und nach treffen fast alle der 40 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Zeitung *Priasowskij Rabotschij* ein, mit 30.000 Abonnements eine der größten Zeitungen in Mariupol. Fieberhaft produzieren sie die neue Ausgabe, die nur ein Thema kennt: den Angriff der Russen. Die Zeitung wird pünktlich gedruckt, aber sie wird nie erscheinen. Die Postboten haben wegen des Beschusses ihre Arbeit eingestellt, sie weigern sich, die Zeitungen auszuliefern. Die Ausgabe des Vortages wird bis heute die letzte Ausgabe von *Priasowskij Rabotschij* bleiben.

Sie sind entschlossen, Mariupol bis zum Ende zu verteidigen

Die Granaten, mit denen die Russen in den Morgenstunden des 24. Februar den Angriff auf Mariupol beginnen, treffen ein Hochhausviertel am östlichen Stadtrand, eine Schule sowie den kleinen Flughafen. Mindestens 26 Menschen werden am ersten Kriegstag verletzt. Gleichzeitig beginnt der Vormarsch der Infanterie. Aus dem Osten bewegen sich russische Einheiten und Truppen der selbsterklärten Volksrepublik Donezk am Meer entlang: Panzer, Artillerie, Tausende Soldaten. Am Morgen des 25. Februar erreichen die ersten Panzer den kleinen Ort Pawlopil, rund 25 Kilometer vom Stadtzentrum von Mariupol entfernt.

Westlich der Stadt landet am Abend des 25. Februar die 810. Marinebrigade. Sie gehört zu der auf der Krim stationierten russischen Schwarzmeerflotte und gilt als kampferprobt. Aus dem Norden stoßen später Soldaten des tschetschenischen Machthabers Ramsan Kadyrow hinzu, die für ihre besondere Brutalität berüchtigt sind. Insgesamt bieten die Russen und ihre Verbündeten zwischen 10.000 und 15.000 Soldaten auf, genaue Zahlen sind nicht bekannt. Aufseiten der Ukraine kämpfen nur 4000 bis 5000 Männer und Frauen. Das klingt hoffnungslos, der Ausgang der Schlacht erscheint vorhersagbar. Doch das ist er nicht. Nach den Regeln des Krieges sind die Verteidiger einer Stadt strategisch im Vorteil, sie können sich in Häusern und Kellern verschanzen, kennen Straßen und Schleichwege. Die Nato geht in ihren Kampfszenarios davon aus, dass eine sechsfache Übermacht nötig ist, um eine Stadt einzunehmen.

Als die ersten russischen Einheiten die Vororte von Mariupol erreichen, werden sie von den Ukrainern zusammengeschossen. Allein in Pawlopil verlieren die Russen am ersten Tag mehr als 20 Panzer. Bei einigen gefallenen Gegnern finden die Ukrainer Landkarten der Umgebung, laut Datierung erst zwei Tage vor Beginn der Offensive ausgeteilt. Offenbar sind die Angreifer ohne Ortskenntnis in den Einsatz gestolpert. Es wirkt, als hätten sie erwartet, die Ukrainerinnen und Ukrainer würden ihnen zujubeln, wenn sie in die Stadt einmarschieren. Stattdessen haben die Verteidiger sich seit Monaten vorbereitet. Sie haben Sprengfallen gelegt und Verstecke ausgekundschaftet. Und sie sind entschlossen, Mariupol bis zum Ende zu verteidigen.

Vermutlich, um einen blutigen Häuserkampf möglichst lange zu vermeiden, entscheiden sich die Russen für eine Strategie des Strangulierens. Gleich am ersten Tag sprengen sie nach Angaben von Wadym Bojtschenko, dem Bürgermeister von Mariupol, 15 Elektrizitätswerke in die Luft. Die Stadt ist jetzt in weiten Teilen ohne Strom und, bei Minusgraden, auch ohne Wärme. An den folgenden Tagen kappen die Russen die beiden Leitungen, die Mariupol mit Trinkwasser versorgen. Die Stadt ist jetzt ohne Wasser. Dann fällen die Angreifer diverse Mobilfunkmasten. Die Stadt ist jetzt fast überall ohne Handynetz. Schließlich zerstören sie die Gaspipeline und die Eisenbahngleise. "Die Russen hatten einen klaren Plan, die Stadt zu blockieren und systematisch abzuschneiden", sagt Wadym Bojtschenko. "Sie wussten, dass sie damit eine humanitäre Katastrophe erzeugen."

Bojtschenko, der mit seinem braunen gescheitelten Haar dem ukrainischen Präsidenten Selenskyj verblüffend ähnelt, kann zusehen, wie seine Stadt und sein eigenes Leben zerfallen. Schon am ersten Tag trifft eine russische Rakete sein Wohnhaus, das Bojtschenko kurz zuvor verlassen hat. Wenig später schlägt ein zweites Geschoss in den Trümmern ein. Die Russen jagen ihn. "Jedes Mal, wenn wir eine Stabsbesprechung an einem neuen Ort abhielten, wurden wir von Artilleriebeschuss eingedeckt", sagt Bojtschenko. Offenbar wissen die Angreifer ziemlich genau, wo der Bürgermeister sich gerade befindet.

Bojtschenko ordnet an, sogenannte Tschechen-Igel zusammenzuschweißen, X-förmige Stahlgebilde, um die russischen Panzer auf den Straßen aufzuhalten. In der "Schule Nr. 66" in der Nähe des zentralen Marktplatzes lässt er eine provisorische Volksküche einrichten, die warmes Essen ausgibt. Als die Russen davon erfahren, womöglich durch Satellitenbilder, bombardieren sie das Gebäude.

In den ersten Märztagen beginnt eine neue Phase des Krieges: Die Russen haben mittlerweile die meisten Vororte erobert und dringen in die Stadt ein. Die Menschen in Mariupol ziehen sich in den Untergrund zurück, in die Bunker der öffentlichen Gebäude oder, wie Elena Dundur, die Psychologin und alleinerziehende Mutter, die den Kriegsbeginn verschlafen hat, in die Keller der Wohnhäuser.

Dundur lebt mit ihrem Sohn in der Fontana-Straße im Zentrum, vor dem Krieg hat sie gern Selfies gemacht: an der neu eröffneten Promenade unten am Meer oder vor den denkmalgeschützten Häusern in ihrer Nachbarschaft, vor denen oft Touristen standen. Jetzt kann Elena Dundur von ihrem Fenster aus sehen, wie ukrainische Streitkräfte im Nachbargebäude, einem fast fertiggestellten Bürohaus, Quartier beziehen. Je näher die Russen kommen, desto mehr vermischen sich die ukrainischen Kämpfer mit der Bevölkerung. Das entspricht dem Lebensgefühl in einer Stadt, die sich weigert, zu kapitulieren. Aber es ist auch brandgefährlich. Nach internationalem Recht ist ein ziviles Gebäude, in dem sich Soldaten verstecken, ein legitimes Ziel.

Elena Dundur flüchtet mit ihrem Sohn in einen Keller ein Haus weiter. Der kleine Schutzraum sei rammelvoll gewesen, wird sie sich später erinnern, sie zählt 40 Erwachsene, ein paar Kinder und zwei Säuglinge. Das einzige Licht spenden ein paar batteriebetriebene Weihnachtsketten. Es gibt Bettenlager aus Holzpaletten für die Frauen und Kinder. Die Männer schlafen im Sitzen.

Bei der ersten Angriffswelle aus der Luft donnert und wackelt es, die Mauern des Hauses zittern. Immer wenn die Männer es wagen rauszugehen, kommen sie mit Geschichten von neuen Toten zurück. Nach einigen Tagen hatte sie bereits von acht Leichen allein auf den umliegenden Balkonen gehört, sagt Dundur.

Die Tage verschwimmen ineinander, die Stunden sind nicht mehr unterscheidbar. Elena Dundur lernt, Waffensysteme an den Einschlagsgeräuschen zu erkennen. Ein typischer Rhythmus geht so: Auf die schnellen, dumpfen Töne der Raketenwerfer folgt ein Moment der Ruhe. Dann, ein paar Augenblicke später, fallen die Fliegerbomben.

Am 7. und 8. März legt sich Stille über Mariupol. Es ist, als habe sich der Krieg wie ein Ozean bei Ebbe zurückgezogen. Nur vereinzelt sind in der Ferne Explosionen zu hören. Der Kreml kündigt eine Waffenruhe an. Es sind die Tage, in denen eine ukrainische und eine russische Delegation in Belarus verhandeln, eine kurze Phase der Hoffnung. Die Hausbewohner nutzen die Atempause, um im Innenhof Bäume zu fällen und ein Feuer anzuzünden. "Aber nicht alle Bäume", sagt Elena Dundur. "Damit noch welche für die Zukunft von Mariupol bleiben."

Welche Zukunft?

Die Verhandlungen scheitern. Als wollten sie Mariupol dafür bestrafen, dass die Ukraine nicht kapituliert, bombardieren die Russen am 9. März das "Zentrum für medizinische Grundversorgung Nr. 3". Die erste Bombe detoniert im Innenhof, nahe der Entbindungsklinik. Bilder zeigen einen massiven Krater, mindestens fünf Meter tief. Ein zweiter Angriff verursacht erst einen Feuerball, dann steigt Rauch aus der Entbindungsklinik auf.

Zum Angriff gehört auch die Propaganda-Schlacht danach. Die russische Botschaft in London verbreitet ein Statement des russischen Außenminister Sergej Lawrow, wonach

die Klinik längst nicht mehr in Betrieb gewesen sei, sondern den ukrainischen Streitkräften, "vor allem dem Neonazi-Bataillon Asow", als Versteck gedient habe. Eine Lüge. Zwei Augenzeugen beschreiben der ZEIT, wie sie verletzte Patienten aus der Klinik bargen. Zudem treffen unmittelbar nach dem Angriff zwei Reporter der Nachrichtenagentur AP ein und fotografieren Ärzte, Schwangere und Neugeborene in den Trümmern. Ihre Bilder und Schilderungen gehen um die Welt. Und doch wirkt die russische Propaganda. Sie verbreitet sich auf diversen Social-Media-Plattformen, auch in Deutschland.

In jenen Tagen Anfang März haben manche Menschen in Mariupol Glück und ergattern etwas von den Lieferungen der Wasserwerke, die anfangs noch mit Tankwagen durch die Stadt fahren. Andere laufen bis zum Fluss oder holen Schnee vom künstlichen Skihügel, "Alaska" genannt, und schmelzen ihn. Die Männer aus Elena Dundurs Keller tragen Wasser aus einer nahe gelegenen Schule herbei, aber es ist mit einem Ölfilm überzogen. Sie trinken es trotzdem. Erbrechen, Durchfall, Verzweiflung.

Irgendwann hält Elena Dundur es nicht mehr aus und geht ins Freie. Sie läuft Richtung Südwesten. An der großen russisch-orthodoxen Kirche, einem Neubau mit goldener Kuppel, soll es noch Handyempfang geben, das haben ihr die Leute im Keller erzählt. Und tatsächlich: Wenn man sich an einen Baum vor der Kirche schmiegt und das Handy im richtigen Winkel hält, zeigt das Display einen Balken. Dundur ruft eine Bekannte in der Westukraine an. Diese erzählt ihr, dass es immer wieder Menschen geschafft hätten, aus Mariupol herauszukommen.

Was gut gemeint ist, wird sich als tödliche Falle erweisen

Die russisch-orthodoxe Kirche ist im Stadtbild weithin sichtbar – und ist bisher nahezu unbeschädigt geblieben. Das gilt auch für die türkische Moschee mit ihrem imposanten Minarett. Nach einem ersten Beschuss hat die türkische Regierung die Russen darum gebeten, die Moschee zu verschonen. So erzählen es jedenfalls Mitglieder der muslimischen Gemeinde. Wenn sie wollen, können die Russen bei ihrem Bombardement einzelne Gebäude mit chirurgischer Präzision aussparen.

Im Keller von Elena Dundur verbreitet sich eine Nachricht, vielleicht nur ein Gerücht: Wer Mariupol verlassen will, muss zum Theater kommen, dem zentralen Ort der Stadt, nicht weit von der Kirche entfernt. Von dort aus sollen vom Bürgermeister organisierte Konvois aus Autos und Bussen die Menschen in Sicherheit bringen.

Die Neuigkeit springt von Keller zu Keller, auch Wadym und Irina Zabolotny hören davon, die bis zum Kriegsbeginn dachten, sie führten ein gutes Leben: Sie hatten Kinder und Enkelkinder, eine schicke Wohnung, Plattenbau, neunter Stock – und keine Angst vor Russland. Irina Zabolotny wurde ja in Russland geboren, ihr Mann Wadym stammt aus der Ostukraine, wo viele Russen leben. Warum sollten ihnen die Russen etwas antun?

Nun verlassen sie ihren Keller und fahren zum Theater. Auf dem Vorplatz ist noch eine Eislaufbahn aufgebaut, Relikt einer heilen Welt. Das Eis wird wenig später eingeschmolzen, das Holz verfeuert.

Das "Akademische regionale Dramatheater", wie das Schauspielhaus offiziell heißt, liegt etwas erhöht. Die Rauchsäulen über den Asowstal-Stahlwerken sind von hier aus gut zu sehen, genau wie die Löcher in den Wohnblocks, hineingesprengt von den Raketen, Luftminen und Streubomben der Russen.

In einer endlos erscheinenden Schlange aus Autos warten die Menschen auf das Signal, dass sie losfahren dürfen. Aber das Signal kommt nicht. Irgendwann verscheuchen Polizisten die Wartenden, kein Konvoi, nicht heute und nicht morgen. Irina und Wadym Zabolotny aber bleiben, wie viele andere auch, die auf dem Platz ausgeharrt haben. Sie gehen nicht zurück in ihre Keller, sondern ziehen ins Theater, einen klassizistischen Bau mit Stuck an den Decken. Sie wollen zur Stelle sein, wenn es doch noch losgeht, vielleicht übermorgen, oder in einer Woche.

Das Leben im Theater ist organisiert wie in einem kleinen Dorf. Menschen kommen und suchen einen Platz zum Schlafen oder fragen nach Angehörigen. Freiwillige teilen Suppe aus zwei Feldküchen aus, meist mit etwas Fleisch oder Fisch. Zweimal täglich gibt es heißes Wasser und Kekse, manchmal auch Würste. Das ist nicht viel. Aber es ist mehr, als es fast überall sonst in der Stadt gibt.

Nachts ist es finster im Gebäude. Die Kerzen sind längst abgebrannt, nur ein paar Taschenlampen leuchten noch. "Die Tage waren unendlich lang", wird sich Wadym Zabolotny später erinnern, "und dann kamen die Nächte und waren noch länger."

Wie in jedem Dorf gibt es auch im Theater Aufgaben zu übernehmen. Irina Zabolotny schließt sich dem Putzdienst an. Wadym hilft dem Arzt. Ein Ordnungsdienst verhindert Handgreiflichkeiten. Zwei Schauspieler und eine Beleuchterin versuchen, den Überblick zu behalten, zusammen mit einer kleinen Gruppe von Helfern. Neuankömmlingen weisen sie Plätze zu, Familien mit Babys bringen sie hinter der Bühne unter, in den Garderoben der Schauspieler, wo es eigene Waschbecken gibt. So sollen die jungen Mütter mehr Ruhe finden als im dunklen Keller, wo viele Kranke hausen, die unentwegt husten.

Was gut gemeint ist, wird sich als tödliche Falle erweisen.

Als das Bombardement des Stadtzentrums zu einem Dauerbeschuss anwächst, haben die beiden Schauspieler und die Beleuchterin eine Idee. Sollte man nicht draußen ein weithin sichtbares Zeichen aufmalen, damit die Russen wissen, dass sich im Theater keine Soldaten verbergen, sondern hilfsbedürftige Menschen? Zum Beispiel das Wort *deti,* russisch für "Kinder"?

Die Idee wird im Führungsteam besprochen, auch Wadym Zabolotny nimmt an der Diskussion teil. Er ist dafür. Wenn die Buchstaben auf dem Asphalt stehen, werde niemand auf sie schießen, glaubt er.

Der Vorschlag wird angenommen. Jemand holt weiße Farbe, Pinsel und Malerrollen von den Bühnenbildnern im dritten Stock und schreibt in kyrillischer Schrift, gut sichtbar, *deti* vor und hinter das Theater. Seit dem 9. oder 10. März, genau lässt sich das nicht rekonstruieren, können die Russen sehen, dass in dem Theater Zivilisten Unterschlupf gefunden haben.

Weil die Organisatoren jeden Tag durch die Räume gehen und zählen, wissen sie ungefähr, wie viele Menschen sich in diesen Tagen im Theater aufhalten. Es sind mindestens 500, höchstens 700.

Etwa hundert von ihnen stehen am Morgen des 16. März an der Feldküche hinter dem Theater für heißes Wasser an. Gegen 9.45 Uhr ist ein Pfeifen in der Luft zu hören. Die Bombe schlägt im Dach auf der Rückseite des Theaters ein. Der Sprengsatz trifft das Theater vermutlich mit maximaler Präzision, wie eine Analyse von McKenzie Intelligence Services ergeben wird, einer Londoner Sicherheitsfirma, die auf die Auswertung von Geodaten und Satellitenaufnahmen spezialisiert ist.

Die Explosion reißt das rot verkleidete Dach weg, lässt Kuppel und Wände einstürzen und zerreißt den rechten Flügel des Theaters. Fast alle Menschen, die sich im Saal und im hinteren Gebäudeteil befanden, sterben. Auch die Garderoben, in denen die jungen Mütter untergebracht waren, werden zerstört.

Nach etwa 40 Minuten bricht schweres Feuer aus. Rauch qualmt auf, durch das eingestürzte Dach scheint die Sonne herein, lichtdurchfluteter Staub senkt sich wie ein Nebelteppich herab, so erinnern sich Überlebende. Menschen laufen schreiend umher, sie rufen Namen, andere kreischen aus Panik, ein kleiner Junge ruft: "Ich will nicht sterben!" Abgerissene Arme und Beine liegen herum, auch das werden Überlebende schildern. Rettungskräfte kommen nicht zum Theater durch, weil die russische Artillerie nun auch den Platz vor dem Gebäude beschießt.

Nach Schätzung des Bürgermeisters Wadym Bojtschenko sterben etwa 300 Menschen im Theater, wie viele es genau sind, weiß bis heute niemand.

Wadym und Irina Zabolotny hatten Glück. Am 10. März, sechs Tage zuvor, verließ einer der wenigen Konvois den Platz vor dem Theater. Gut möglich, dass er unter Beschuss geraten würde. Wadym war trotzdem wild entschlossen, mitzufahren, Irina vehement dagegen. Wadym sagte: "Gott hat gesagt, wir müssen los." Sie hörten auf Gott und fuhren los.

Mit ihren Nachbarn im Theater hatten sie vereinbart, deren Schwiegersohn mitzunehmen, Nasar, 28 Jahre alt. Doch im letzten Augenblick entschied Nasar, nicht

mit ins Auto zu steigen, und blieb zurück, er hatte kein gutes Gefühl. Bei dem Luftangriff auf das Theater wurde er unter den Trümmern begraben. In Mariupol entscheidet manchmal ein Bauchgefühl darüber, wer überlebt und wer nicht.

Der Einsatz infernalischer Waffen

Es gibt wenig Zweifel daran, dass die russische Armee an jenem 16. März gezielt die größte Sammelunterkunft der Stadt zerstören wollte. Und wie schon beim Bombardement des Krankenhauses versuchen die Russen, die Fakten umzudeuten. Das russische Verteidigungsministerium behauptet, man wisse aus "zuverlässigen Daten", dass die ukrainischen Kämpfer des Asow-Regiments das "bereits zuvor verminte Theatergebäude" selbst gesprengt hätten. Belege dafür gibt es nicht. Das Prinzip ist jedes Mal das gleiche: den Berichten der Opfer eine eigene, ganz andere Version entgegenstellen und diese mit möglichst großer Wucht auf Social Media und im eigenen Fernsehen verbreiten. Wer soll schon überprüfen, was wirklich geschah?

In den Tagen nach dem Angriff auf das Theater kontrollieren die Russen erstmals den Himmel über Mariupol. Die Luftabwehrgeschütze der Ukrainer sind fast alle zerstört, die russischen Piloten können weitgehend ungefährdet ihre Einsätze fliegen. Militärs nennen das Lufthoheit. Aber noch besitzt die russische Armee nicht die Kontrolle über die Straßen. Im Gegenteil. Je weiter sich die Angreifer in die Innenstadt vorarbeiten, desto größer werden ihre Verluste.

Um dem Bombardement aus der Luft und den Panzern am Boden zu entgehen, die mittlerweile bis in die Innenstadt vorgedrungen sind, haben sich die ukrainischen Einheiten auf eine spezielle Taktik verlegt: Sie schleichen in kleinen Gruppen durch die Kanalisation. Wie Geister tauchen sie plötzlich auf, bewaffnet mit Panzerfäusten, Granaten und Maschinenpistolen, verschanzen sich in Wohnhäusern, schlagen zu und verschwinden wieder. Für die Russen gibt es nirgendwo Sicherheit, jede offene Fläche kann durch Scharfschützen bedroht sein.

Aus westlichen Militärberichten geht hervor, dass die russische Armee auf ihrem Weg in die Innenstadt von Mariupol offenbar zwei Kompanien der gefürchteten 22. Speznas-Brigade verliert. Es sind Putins beste Kämpfer. Die Elitesoldaten sind Spezialisten im Häuserkampf, gestählt in den Kriegen in Tschetschenien und Syrien. In Mariupol fallen laut den Berichten etwa 140 von ihnen, als sie in einen Hinterhalt geraten. Nach Informationen westlicher Analysten entscheiden die Russen, mittelschwer und schwer verletzte Kameraden nicht mehr zu bergen, sondern in den Häuserschluchten zurückzulassen. Die Soldaten sterben, obwohl sie hätten gerettet werden können. "Die Russen haben in Mariupol ihre besten Einheiten regelrecht verheizt", sagt ein militärischer Beobachter eines Nato-Staates.

Aber in Mariupol fallen nicht nur einfache Soldaten, es fallen auch hochrangige russische Kommandeure.

Am 15. März töten die Ukrainer den Befehlshaber der 150. motorisierten Schützendivision, Generalmajor Oleg Mitjajew, Rufname "Barkas". Mitjajew war ein Offizier der alten Schule, der das Kriegshandwerk mit 17 Jahren in einer russischen Kadettenanstalt erlernte und vom Zugführer einer Luftlandeeinheit bis zum General aufstieg, zuletzt eingesetzt in Syrien.

Ein zweiter General stirbt vier Tage später: Andrej Palij, Kapitän Erster Klasse der russischen Schwarzmeerflotte und dort stellvertretender Kommandant. Palij ist Ukrainer, geboren in Kiew. Er hatte an der Schule der russischen Kriegsmarine studiert, die damals noch in Kiew residierte, weigerte sich aber nach seinem Abschluss 1992, den Eid auf das ukrainische Militär zu leisten. Stattdessen heuerte er bei den Russen an. Wie Mitjajew trug auch Palij diverse Orden, unter anderem für seinen Einsatz in Georgien.

Auch der Befehlshaber der 810. Marinebrigade, Oberst Alexej Scharow, der die russischen Truppen im Norden anführte, fällt in Mariupol. Er stirbt am 22. März.

Der Tod der Kommandeure ist ein Zeichen dafür, wie desolat die Lage der Russen ist. Die Offiziere müssen an die Frontlinie vorrücken, um die Moral der Truppe zu stärken und den Angriff anzuführen. Das macht sie zu leichten Zielen.

Als der russische Vorstoß ins Zentrum der Stadt zu stocken beginnt, beordert das Oberkommando die schwersten und tödlichsten konventionellen Waffen der russischen Armee nach Mariupol. Darunter Bomber vom Typ Tupolew Tu-22M, ein mächtiges Flugzeug, das Überschallgeschwindigkeit erreicht. In seinem Bauch ist Platz für 21 Tonnen Bombenfracht.

Mindestens zweimal werden die Tupolews über Mariupol eingesetzt, so registrieren es westliche Militäranalysten, die die Bewegungen im Luftraum verfolgen. Die Piloten öffnen die Luken in mehreren Tausend Meter Höhe und entladen ihre Fracht über der Stadt: pro Maschine maximal 42 Bomben, jede einzelne 500 Kilogramm schwer. Bei dieser Art des Teppich-Bombardements werden die Sprengsätze nicht gesteuert, sie fallen einfach auf das, was unter ihnen liegt, und zermalmen ganze Stadtviertel. Schon im Tschetschenien-Krieg haben die Russen die Tupolew Tu-22M eingesetzt, später in Georgien und in Syrien – und nun auch in Mariupol.

Die Bomben treffen Neubaublocks genauso wie Einfamilienhäuser, Schulen, Kliniken. Der Einsatz der Tupolew ist Ausdruck einer Taktik, die keinerlei Restriktionen mehr kennt, nur noch Zerstörung.

Am Boden setzt die russische Armee eine ähnlich infernalische Waffe ein: den Raketenwerfer TOS, der innerhalb von zwölf Sekunden 24 Geschosse abfeuern kann. Die Raketen sind bestückt mit einem thermobarischen Sprengsatz, auch als Vakuumbombe bekannt. Ihr Einsatz gilt international als besonders verabscheuungswürdig, denn die Sprengsätze verbrauchen Sauerstoff aus der

Umgebungsluft und verlängern dadurch die Explosionen, sie rufen fürchterliche Verletzungen bis hin zur sofortigen Verdampfung hervor. "Die Russen haben in Mariupol alles an Waffen eingesetzt, was ihnen zur Verfügung steht", sagt ein westlicher Militäranalyst. Mit Ausnahme der Atombombe.

Augenblicke der Hoffnung und Momente der Solidarität

Und doch gibt es in diesen dunklen, dystopischen Wochen auch Augenblicke der Hoffnung und Momente der Solidarität. Längst sind sämtliche Lebensmittelgeschäfte in Mariupol zerstört oder verlassen. Essen ist kaum noch aufzutreiben. In einer kleinen Bäckerei im Zentrum der Stadt aber wird noch gebacken.

Es ist die Bäckerei von Mehmet Izci.

Izci, ein Mann mit kräftigen Händen, ging 1996 aus dem Süden der Türkei nach Mariupol. Er verliebte sich, heiratete, wurde Vater eines Jungen und eröffnete seine eigene Bäckerei: die Pikarne Izci in der Fontana-Straße in der Innenstadt. Er spezialisierte sich auf eine bestimmte Brotart: Lawasch, ein dünnes Brot aus Mehl, Öl, Wasser und Salz. Ein Fladenbrot, passend zu einer kulturell schillernden Stadt wie Mariupol, in der jeder fünfte Bewohner mediterrane Wurzeln hat, in der es ein griechisches Viertel und eine türkische Gemeinde gibt, eine Synagoge und Kirchen aller christlichen Konfessionen.

In Friedenszeiten hatte Izci fünf Angestellte. Doch als die Leute im Kulturzentrum Halabuda erfahren, dass der Lawasch-Bäcker noch geöffnet hat, suchen sie nach Freiwilligen, die bereit sind, Izci zu helfen. 20 Menschen melden sich.

Vom ersten Tag des Krieges an geben Izci und seine Mitarbeiter das Brot gratis aus. Erst an die Bewohner Mariupols, dann auch an die ukrainischen Soldaten. Als das Wasser knapp wird, schmelzen sie Schnee. Als auch der ausgeht, kommt das Militär und fragt, was Izci braucht. Die Soldaten bringen Mehl, Öl, Salz, Wasser.

Über dem offenen Feuer backen Izci und die Freiwilligen fast rund um die Uhr Brot. Die Feuerstelle heizen sie mit Brennholz, das die Armee heranschafft. Nachts dunkeln die Kämpfer die Fenster ab, damit kein Licht nach draußen dringt, wegen der russischen Flieger.

5000 bis 6000 Stück Fladenbrot produziert die Bäckerei pro Tag. Einen Teil der Brote holt die Armee ab, den anderen liefert Izci selbst aus. Er setzt sich in seinen weißen Renault Kangoo und umkurvt die Bombenkrater, im Kofferraum 200 bis 300 Pakete mit jeweils zehn Broten.

Am Ende der ersten Märzwoche kommen ukrainische Soldaten und filmen Mehmet Izci und seine Helfer bei der Arbeit. Der Film sei im ukrainischen Fernsehen gezeigt

worden, als Beispiel für den Durchhaltewillen der Menschen von Mariupol, wird Izci später erzählen.

Am Morgen des 16. März, gegen zehn Uhr, kommt ein Soldat zur Bäckerei. Er sagt, dass einer der wenigen Fluchtkorridore gen Westen geöffnet werde. Es ist wohl Izcis letzte Chance zu fliehen.

"Nimm deine Familie und geh", sagt der Soldat. Izci und seine Familie quetschen sich in sein Auto, acht Personen und eine Katze. Sie übernachten in der türkischen Moschee, am nächsten Morgen verlassen sie die Stadt. Als sie einen der Kontrollpunkte passieren, die die Russen errichtet haben, zeigen sie ihre Pässe. Offenbar haben auch die Russen von dem Bäcker von Mariupol gehört. Denn einer der Soldaten fragt: "Wer von euch ist der Bäcker?" Izci zögert, dann meldet er sich. Die Soldaten zwingen ihn mit vorgehaltener Waffe, sich zu entkleiden, sie suchen ihn nach Waffen und verdächtigen Tattoos ab. Dann lassen sie ihn laufen.

Der Bäcker hat Glück gehabt, wohl wegen seines türkischen Passes. Andere nicht. Nicht selten werden bei den Evakuierungen Männer herausgefiltert und in Lagern festgehalten. Aber auch Familien werden verschleppt, teils in den Donbass, teils direkt nach Russland, davon berichten mehrere Augenzeugen und Betroffene.

Parallel zur militärischen Offensive stellen die Russen Planungen für die Zeit nach der Einnahme Mariupols an. Westliche Nachrichtendienste haben mitverfolgt, dass sie ein Tribunal vorbereiten, um den Donbass zu "entnazifizieren". In der Stadt Donezk soll der Führungsriege des Asow-Regiments der Schauprozess gemacht werden – jener so umstrittenen Einheit der ukrainischen Streitkräfte.

Die Kaserne des Asow-Regiments liegt im Zentrum von Mariupol. Zäune versperren den Blick auf den Stützpunkt. Am Eingangstor prangt ein gelb-blaues Runensymbol, das dem Regiment als Wappen dient. Eine Wolfsangel, wie sie auch eine Einheit der SS nutzte. Etwa 1500 Kämpfer hatte das Asow-Regiment nach eigenen Angaben bei Kriegsbeginn in Mariupol.

Das Regiment entstand 2014 als Zusammenschluss von Freischärlern, die gegen prorussische Separatisten kämpften. Unter den Gründern waren Rechtsextremisten, Nazi-Symbolik war genauso verbreitet wie die Verehrung des umstrittenen ukrainischen Nationalhelden und NS-Kollaborateurs Stepan Bandera. Später wurde das Regiment in die regulären ukrainischen Streitkräfte eingegliedert. Einige bekannte Rechtsextremisten und Ultranationalisten verließen die Einheit. Heute sagen Fachleute, das Asow-Regiment sei mittlerweile politisch weitgehend domestiziert, auch weil im Laufe der Zeit junge, unbelastete Rekruten dazugestoßen seien.

Verschwunden aber ist das rechtsradikale Gedankengut im Umfeld des Asow-Regiments nicht. Der Ideologe der Bewegung, Mykola Krawtschenko, forderte erst vor ein paar Monaten die Schaffung einer "Großukraine" als autoritärer, homogener weißer

Staat ohne allgemeines Wahlrecht. Und als einer der Asow-Kämpfer in Mariupol fiel, kondolierten Kameraden im Internet mit den Worten: "Wir sehen uns in Walhalla, Bruder. *White lives matter!*" In Mariupol selbst wird das Regiment dennoch verehrt. "Für viele Menschen sind die Asow-Kämpfer Helden, weil sie die Stadt 2014 vor den Separatisten gerettet haben", sagt Elena Kalaitan, die Chefredakteurin der Lokalzeitung. Und erst recht, weil sie jetzt gegen die russischen Angreifer kämpfen.

Am 28. März durchbrechen russische Soldaten in Mariupol das Kasernentor mit der Wolfsangel und nehmen das verlassene Gelände ein. Die Soldaten des Regiments haben sich längst zurückgezogen. Für die Russen ist es dennoch ein symbolisch wichtiger Sieg. Ein Kameramann, der die Soldaten begleitet, filmt eine am Boden liegende Ausgabe von *Mein Kampf,* wer auch immer sie dort hinterlassen hat. Aus Sicht des Kremls könnte die Erzählung kaum strahlender sein: Zum 9. Mai, Tag der Befreiung vom Nationalsozialismus, befreit Russland die Welt ein weiteres Mal von den Faschisten. Diesmal in Mariupol. So geht das Propaganda-Narrativ.

Die Zukunft des neuen Mariupols

Zur Zukunft des neuen Mariupols, wie die Russen es sich vorstellen, zählt auch die Ernennung eines moskautreuen Bürgermeisters. Die Russen haben ihn bereits auserkoren: Konstantin Iwaschtschenko, den Mann mit dem ernsten Blick und dem silbergrauen Haar.

Iwaschtschenko ist Direktor eines Maschinenbau-Betriebs im Norden der Stadt und sitzt für eine prorussische Partei im Stadtrat, er ist bekannt dafür, gegen die EU zu wettern und Finanzhilfen aus den USA zu verdammen.

Kurz nach dem Beginn des Krieges ist Iwaschtschenko plötzlich verschwunden. Angeblich ist er auf die Krim gereist. Fragen der ZEIT über den Messengerdienst Telegram lässt er unbeantwortet. Nach seiner Rückkehr ein paar Tage später taucht er im russischen Fernsehen auf. Er fordert die Streitkräfte der Ukraine und die "nationalistischen Bataillone" auf, sich nicht mehr hinter "menschlichen Schutzschilden" zu verstecken. "Ich habe das persönlich gesehen", sagt er in die Kamera des russischen Senders RT. Damit macht er sich zum Kronzeugen der russischen Propaganda. "Iwaschtschenko ist ein Verräter", sagt Elena Kalaitan, die Journalistin.

Im Zentrum von Mariupol wird noch um jeden Straßenzug gekämpft, als die prorussischen Separatisten am 6. April den Namen eines neuen Bürgermeisters verkünden: Er heißt Konstantin Iwaschtschenko. Kremlfreundliche Mitglieder des Stadtrats haben ihn zuvor für das Amt vorgeschlagen. Er soll nun offenbar den Wiederaufbau Mariupols beaufsichtigen und die politische Gleichschaltung organisieren.

Von den einst 440.000 Bewohnerinnen und Bewohnern Mariupols harren schätzungsweise noch etwa 100.000 bis 150.000 in der Stadt aus. Drei Massengräber wurden mittlerweile auf Satellitenbildern identifiziert. Sie wurden mutmaßlich von der russischen Armee ausgehoben, in Vororten, die sie seit Beginn ihrer Offensive kontrollierte. Ein Hinweis darauf, dass die Opferzahl gewaltig ist.

Von den Geflohenen werde kaum jemand in ein russisch kontrolliertes Mariupol zurückkehren, glaubt Elena Kalaitan. Der eine Teil der Menschen tot, der andere vertrieben, die Stadt zerstört – viel ist von Mariupol nicht geblieben. Gut möglich, dass Putin einfach neue Bewohner ans Asowsche Meer bringen lässt. Das neue Mariupol wird mit der Stadt von Oksana Stomina, Elena Dundur, Wadym und Irina Zabolotny, Mehmet Izci, Elena Kalaitan und dem Bürgermeister Wadym Bojtschenko nicht mehr viel zu tun haben.

Elena Dundur ist mit ihrem Sohn am 16. März im Auto geflohen, sie mussten zwanzig russische Checkpoints passieren. Einer der Soldaten fragte, warum sie alle in den Westen flüchteten, schließlich komme der Krieg dort auch noch hin. Die beiden leben mittlerweile in Berlin, Elena Dundur schreibt: "Mein Sohn ist glücklich."

Oksana Stomina, die Schriftstellerin, hat im Südwesten der Ukraine Unterschlupf gefunden, in einem Hotelzimmer mit vier Personen und einem Bett. Sie sagt, es sei ein Glück, dass der Winter in Mariupol so kalt war, so seien die vielen Leichen langsamer verwest.

Wadym und Irina Zabolotny, die Eheleute aus dem Theater, leben jetzt in einem Plattenbau im Süden von Lwiw im Westen der Ukraine. "Für uns ist es ungewöhnlich, aus dem Fenster zu schauen und dort intakte Häuser stehen zu sehen", sagt Wadym.

Mehmet Izci, der Bäcker, ist mit seiner Familie nach Dortmund geflohen, sie haben in einer Moschee Unterschlupf gefunden. Izci hilft gelegentlich in einer Bäckerei, Brot zu backen.

Elena Kalaitan hat sich in ihrem Auto in die ukrainische Stadt Saporischschja durchgeschlagen, wo sie mit ihrem 25-jährigen Sohn in einer kleinen Wohnung lebt und weiter Artikel schreibt, nun im Internet. Es hat Wochen gedauert, aber mittlerweile weiß Kalaitan, dass alle ihre Kollegen lebend aus Mariupol entkommen sind.

Wadym Bojtschenko, der Bürgermeister, hat Mariupol schon früh verlassen. "Die Allee des Sieges, in der unser Wohnhaus stand, ist für mich zu einer Allee des Schreckens geworden", sagt er. Bojtschenko befindet sich heute an einem unbekannten Ort in der Ukraine, sein Sohn kämpft in einer Spezialeinheit der ukrainischen Armee.

In den vergangenen Tagen haben die Russen die letzten Verteidigungsstellungen der ukrainischen Streitkräfte eingenommen: den Fischereihafen am 10. April. Das Iljitsch-Werk im Norden der Stadt am 13. April. Den großen Hafen am 16. April.

Die letzte Bastion

Nur eine letzte Bastion ist noch nicht gefallen: das Asowstal-Stahlwerk, ein mächtiger Komplex im Südosten der Stadt, ein gigantisches, gut zehn Quadratkilometer großes Industriegelände mit Zugang zum Meer. Es wird zum Schauplatz des letzten Gefechts.

In Friedenszeiten arbeiteten bei Asowstal rund 10.000 Menschen, im vergangenen Jahr wurden hier 4,3 Millionen Tonnen Stahl und 3,8 Millionen Tonnen Eisen produziert. Von hier stammt der Stahl für die Wolkenkratzer der Hudson Yards in New York, für die neue Brücke von Genua, für das höchste Gebäude von London. Asowstal gilt als eines der größten Stahlwerke Europas. Es ist eine Stadt in der Stadt.

Auf dem Gelände befinden sich mehr als hundert Bauten. Fabrikhallen, Hochöfen, mehr als 50 Meter hoch, ausgelegt für Temperaturen bis zu 2000 Grad. Nach Angaben des Unternehmens ist jede Abteilung mit unterirdischen Schutzräumen ausgestattet, insgesamt seien es 75 Bunker mit dicken Wänden aus Beton und Türen aus Stahl, in denen mehrere Tausend Menschen Schutz finden könnten. Eine uneinnehmbare Festung. Oder eine tödliche Falle.

Gleich am ersten Tag des Krieges öffnete Asowstal seine Tore für Schutzbedürftige. Mehrere Tausend Menschen suchten laut Schätzungen der Betreiber Zuflucht. Die Bunker waren mit Nahrung und Wasser für drei Wochen ausgestattet. Hinzu kamen die Essensvorräte aus den Kantinen. Aber drei Wochen sind seit sechs Wochen vorbei.

Das Stahlwerk schien ein sicherer Ort für die Menschen zu sein, um den Kämpfen zu entgehen, mit der Zeit aber kamen die Kämpfe zu ihnen. Denn auch die ukrainischen Soldaten zogen sich auf das Gelände zurück. Schon an den ersten Tagen des Krieges sollen ukrainische Streitkräfte hier Teile ihrer Artillerie stationiert haben.

Seit Wochen bombardiert die russische Luftwaffe das Werk, Panzer haben das Gelände umstellt. In den Bunkern gibt es laut Augenzeugen nur wenige Betten, reserviert für die Verwundeten, die Übrigen schlafen auf dem Boden und auf Stühlen. Die Toiletten funktionieren lange nicht mehr. In den Werkshallen wurde früher auch Stahl für russische Panzer gegossen. Jetzt sind die Panzer dorthin zurückgekehrt, wo sie einst entstanden.

Am Mittwoch vergangener Woche erreicht die ZEIT den Kommandeur der 36. Marineinfanteriebrigade, Serhij Wolyna, im Stahlwerk. Wolyna dient seit 2007 in der ukrainischen Armee, ausgebildet wurde er an der Akademie der nationalen Landstreitkräfte in Lwiw. Ein Austausch von Sprach- und Textnachrichten beginnt, der die Nacht über und die folgenden Tage andauert.

"Rund ein halbes Tausend verwundete Militärangehörige" befänden sich noch in der Fabrik, sagt Wolyna, dazu einige Hundert Zivilisten. Er schickt ein Foto, das offenbar in

einem der Bunker aufgenommen wurde, es zeigt eine junge Frau, die sich zu einem Mädchen hinunterbeugt, das eine Fellmütze trägt. "Die Lebensbedingungen sind furchtbar." Er sei völlig isoliert. "Keine Lebensmittel, keine Munition, keine medizinische Versorgung", sagt Wolyna. Manchmal habe er Internet, via Starlink.

Und die Kämpfe auf dem Gelände?

"Wir haben Sichtkontakt, der Feind sieht uns und versucht, uns zu töten", sagt Wolyna. "Im Durchschnitt schlafen wir zwei Stunden am Tag."

Es scheint eine hoffnungslose Situation, aber Wolyna weigert sich, die Hoffnung aufzugeben. "Der Präsident hat mich kontaktiert, er hat einen Austausch versprochen", sagt er, gemeint ist Wolodymyr Selenskyj. Für einen Moment klingt Wolyna wie ein Soldat, der noch immer an die Durchhalteparolen seines Oberbefehlshabers glaubt, auch am 55. Tag dieser Schlacht. Um seine Identität zu belegen, schickt der Kommandant ein Selfie. Es zeigt einen durch tiefe Falten gezeichneten Krieger.

Am nächsten Morgen verkündet der russische Verteidigungsminister Sergej Schoigu, Mariupol sei eingenommen. Der russische Präsident Wladimir Putin sagt, Russland werde das Stahlwerk vorerst nicht stürmen, sondern umzingeln, nicht einmal eine Fliege werde herauskommen. Wie es mit den Menschen dort weitergeht?

Er zähle nicht mehr die Tage, sagt Serhij Wolyna. Sondern die Stunden.

Hart auf Hart

Diebstahl, Schlägereien, Drogen und Randale - die High-Deck-Siedlung in Neukölln ist das Beton gewordene schlechte Gewissen Berlins. Trotzdem sagen die meisten: Wir leben hier gern. Besuch in einer Welt zwischen Armut und Stolz

Von Katja Demirci, Der Tagesspiegel, 26. Februar 2022

Sie liegt da wie angezählt. Erschöpft. Nass vom Winterregen, der dunkel über den Waschbeton läuft. Zerschnitten von der Sonnenallee, auf der in diesem Bereich Tempo 30 gilt, woran sich aber kaum jemand hält. Über der Straße erhebt sich das Brückenhaus, schaut trotzig herab.

Keine hundert Meter Luftlinie weiter steht an einem Samstagabend groß und breitschultrig Ali, der lacht und sagt: „Ich hänge emotional an dieser Scheißgegend."

Das ist Neukölln: Liebevoller wird's nicht.

Die High-Deck-Siedlung war ein städtebauliches Modellprojekt, als sie Mitte der 70er Jahre errichtet wurde: ein Wohngebiet, das Auto- und Fußgängerverkehr konsequent trennte. Gefahren wurde unten, gelaufen oben, auf den High Decks. Es ist das Einzige, was sich über all die Jahrzehnte nicht geändert hat.

2551 Wohnungen umfasst die Siedlung zur Rechten und Linken der Sonnenallee. Im zuständigen Quartiersmanagementgebiet - grob zwischen Siedlung und S-Bahn-Ring - leben 8361 Menschen, 70 Prozent haben einen Migrationshintergrund. Etwa 50 Prozent sind Transferleistungsempfänger. Ende 2020 waren 76 Prozent der Kinder arm.

In der öffentlichen Wahrnehmung taucht die Siedlung seit Jahren vor allem mit schlechten Schlagzeilen auf: Messerstecherei, brennende Müllcontainer, Verwahrlosung. Vergangene Woche meldete die Polizei, 15 bis 20 Personen hätten dort nachts randaliert: „Die Männer schlugen mit Straßenschildern, Ästen, Flaschen und Baseballschlägern auf vorbeifahrende Autos ein oder warfen nach ihnen." Vor ein paar Jahren wurden hier Szenen für die Gangster-Serie „4 Blocks" gedreht. Die Gegend zehrt von ihrem Ruf - aber sie hadert auch damit. Je nachdem, wen man fragt.

Die High-Deck-Siedlung ist das Beton gewordene schlechte Gewissen Berlins. Zu unangenehm, um sich ausdauernd damit zu beschäftigen, zu groß, um es zu ignorieren.

Ende 2020 stellte das Landesdenkmalamt die Siedlung unter Schutz und erklärte in einem Youtube-Film: „Sie ist einzig, nicht artig." Denkmalgeschützte Gangster-Romantik? Sie ist nur ein Teil der Wahrheit. Wie lebt es sich hier? Wer lebt hier?

„Die Gegend prägt Menschen", sagt Ali. „Du willst hier nicht weg." Ali, der seinen Nachnamen nicht veröffentlichen will, ist 24 Jahre alt und in der High- Deck-Siedlung aufgewachsen, nah am Sonnencenter, dem Einkaufszentrum, wo es einen Edeka-Markt gibt, einen Thai-Imbiss, ein Café

und eine Sportsbar. Die Familien seiner Eltern stammen aus der Türkei. Sein Vater arbeitet als Taxifahrer, seine Mutter hat alle möglichen Jobs gemacht, von Erzieherin bis Security. Ali steckt gerade mitten im ersten Staatsexamen für Jura.

„Ich hatte eine super Kindheit“, erinnert er sich. Man brauchte nur nach der Schule aufs High Deck vor der Haustür zu treten - irgendwer war immer da. Die Architektur machte es möglich, von den Eltern beobachtet und trotzdem allein spielen zu können. „Im Prinzip wachsen die Nachbarskinder heute genauso auf wie wir damals“, sagt Ali. Mit den meisten Freunden hält er Kontakt, auch wenn sie unterschiedliche Wege eingeschlagen haben.

Waffen, Drogen, hier gibt es alles, versichern Jugendliche, die abends im Sonnencenter abhängen. Schwer zu sagen, ab wann in ihren Erzählungen die Angeberei überwiegt. Doch der Friseur warnt: Im Dunkeln hier als Frau nicht allein unterwegs sein.

Die Polizei verzeichnet für 2015 bis 2021 ein „gleichbleibendes Niveau“ von angezeigten Straftaten in der Siedlung, 1416 waren es im vergangenen Jahr. Meistens handelt es sich um Diebstahl, gefolgt von Körperverletzung, Betrug und Verstößen gegen das Betäubungsmittelgesetz.

„Man kann hier leicht auf die schiefe Bahn geraten“, sagt Ali. Aber rentiert sich das? In welchem Verhältnis steht die Menge des schnellen Geldes durch Drogenverkauf zur Anzahl der Jahre, die im Gefängnis zu verbringen sind, wenn man erwischt wird? Ali beschloss als Jugendlicher: in keinem.

Von seiner Oberschule - „99 Prozent Ausländer“ - wechselte er auf ein Gymnasium. „Da dachte ich: Das war gar kein Deutsch, was ich vorher gesprochen habe, die hier sprechen Deutsch“, erzählt er lachend. Er wechselte vom Gymnasium an die Uni und dachte: Nee, das hier ist es.

Bauten sie damals Mist und rief jemand ihretwegen die Polizei, schickten sie Ali vor zum Reden. Einmal spielte er mit Freunden Fußball und der Ball landete auf einer Terrasse. Anstatt ihn zurückzugeben, stach ihn der Nachbar kaputt. „Das war ein guter, grau-roter Ball von Adidas“, sagt Ali und klingt noch immer entrüstet. „Das war Sachbeschädigung.“

AUS DER LUFT GEORDNET, ZU FUSS VERWIRREND

Dass er sich durchsetzen könne, habe er in der High Deck gelernt, sagt er und faltet seine fast zwei Meter Körperlänge bescheiden hinter eine Tasse Kaffee ohne Milch und Zucker. Klar, wie die meisten Sonnencenter-Jungs hat er mal Kampfsport gemacht. Aber er meint das gar nicht körperlich. „In meinem zukünftigen Beruf ist es notwendig, aufzustehen und Contra zu geben.“

Als die Mutter ihn fragte, was er mal sein wolle, sagte er: Richter. Die Vorstellung, mit einem Hammer auf den Tisch zu schlagen, und alle tun, was er sagt, war verlockend. Heute will er Strafrechtler werden. „Egal was die Leute angestellt haben, jeder hat ein Recht auf Verteidigung“, sagt er. In gewisser Weise ist das Aufwachsen in der High-Deck-Siedlung die beste Vorbereitung.

Schon heute bitten ihn Nachbarn um Rat. Hab was geklaut/Steuern hinterzogen/Kuddelmuddel mit Corona-Hilfen, was kann ich tun? Hab jemanden abgestochen und bin weggerannt. Ruhe bewahren, sagt Ali dann.

Er erinnert sich an den ersten Tag in der Uni. Frankfurt (Oder), erst mal online schauen, wie man da hinkommt: Bahnhof Friedrichstraße, dann in die Regionalbahn, zum ersten Mal in seinem Leben. Er fragte sich durch, stellte sich zu einer Gruppe junger Menschen mit Rucksäcken und lief ihnen, in Frankfurt angekommen, einfach hinterher.

Geht einer aus der High Deck in den Hörsaal - Berlinisch für: Steht ein Manta vor der Uni? Von wegen! Die meisten hier kriegen die Kurve. Nur sieht man niemandem seinen Bachelor-Abschluss an. Ali formuliert es so: „Ich sehe halt nicht gebildet aus, sondern wie ein Kanake."

Er grinst. Dabei nervt es ja. „Wir werden scheiße behandelt, weil wir aus der Gegend kommen", sagt er. Da sei etwa die Polizei, die sie anhalte. Einmal saß im Auto auch ein Mitglied einer bekannten Großfamilie. Ach, sagten die Beamten, kommt ihr aus der Shisha-Bar von deinem Cousin?

Jeder spielt die Rolle, die er muss.

Andererseits: Kommt die Polizei in die Siedlung, sind die Jungs von heute stolz darauf, dass sie, zack, zwischen den Treppchen und Gängen, den Büschen und Sträßchen verschwinden können. Was aus der Luft geometrisch geordnet aussieht, ist zu Fuß erstmals abgelaufen recht verwirrend - und je nach Tageszeit auch ziemlich düster.

Es ist Vor- und Nachteil der High Deck, dass sie abgeschottet wie eine Insel wirkt. Wer nicht hineinmuss, geht auch nicht hinein. Nicht mal der Wechsel von der einen auf die andere Seite der Siedlung wird einem leicht gemacht. Es gibt keinen Zebrastreifen über die Sonnenallee.

„DIE SIEDLUNG MUSS GEHEILT WERDEN"

Das einstige Modellprojekt sieht vergessen aus. Auf den spärlich bepflanzten High Decks spielen mittags ein paar Kinder Fußball. Ausweislich eines Schildes ist das zwar - wie so vieles - verboten, aber an diesem Wintertag sind sie der einzige Farbtupfer im Betongrau. Aus der Luft betrachtet sind die High Decks wie längliche graue Matten zwischen den Wohnblöcken zu ihrer Rechten und Linken ausgebreitet. Zu den Hauseingängen führen Treppen. Hinter den Häusern liegt jeweils ein kleiner Park, dann folgt die nächste Häuserreihe - und wieder ein High Deck.

Ein kurzer Schreckensschrei, als der Ball der Kinder beinahe über die Brüstung und hinunter auf die Straße springt. Von den Decks führen in Abständen Treppen hinab ins Reich der Kraftfahrzeuge. Unter den Fußgängerwegen liegen Parkplätze, stehen in Käfigen Mülltonnen. Die Fensterrahmen der Siedlung sind ursprünglich bunt. Doch wo sie ersetzt werden mussten, hat man sich nicht die Mühe gemacht, wieder die gleiche Farbe zu finden, sondern weiße genommen.

„Die Siedlung muss geheilt werden", sagt der Architekt Felix Oefelein. Es ist ihm ein nahezu persönliches Anliegen, geplant und gebaut wurde die Siedlung von seinem mittlerweile verstorbenen Vater Rainer Oefelein, gemeinsam mit

dessen Architektenkollegen Bernhard Freund. Kurz nachdem Felix Oefelein 1975 geboren wurde, zogen die ersten Mieter entlang der Sonnenallee ein.

In einem Prospekt der Eigentümergesellschaft Stadt und Land, die noch heute einen Anteil der Wohnungen hält, werden sie 1976 freundlich begrüßt: „Die Highdecks an der Sonnenallee werden Gelegenheit bieten, Partnerschaft zwischen Vermieter und Mieter zu demonstrieren.“ Es gab zwei Saunen, Hobbyräume und Gästewohnungen. Die Sonnenallee war damals eine Sackgasse, an ihrem Ende stand die Mauer.

Die High Deck war ein begehrtes Wohngebiet. Doch über die Jahre änderte sich das. 2006 verkaufte Stadt und Land einen großen Anteil ihrer Wohnungen an einen privaten Investor, der mit notwendigen Sanierungsarbeiten begann. Es regnete durch Dächer, Fenster waren undicht, etwa 600 Wohnungen - also fast jede vierte - standen leer. Bald kamen viele Transferleistungsempfänger, arabische und südosteuropäische Familien, die wenig Geld, aber jede Menge Probleme hatten.

Mittlerweile teilen sich die Wohnungsbaugesellschaft Howoge (1917), die Stadt und Land Wohnbauten-Gesellschaft mbH (450) und die Wohnungsbaugenossenschaft EVM (184) den Wohnungsbestand. Sie achten auf Durchmischung, sie engagieren sich im Quartier. Auch Bewohner:innen fühlen sich verantwortlich. 151 haben im vergangenen Jahr ehrenamtlich das dortige Quartiersmanagement unterstützt - 1999 waren es noch drei. Es gibt sehr viele Angebote in der Siedlung, die auch deswegen möglich sind, weil Menschen freiwillig ihre Zeit dafür herschenken, etwa Konfliktvermittlung, einen Computerclub, einen Treff für Eltern von Kindern mit Behinderung.

An manchen Tagen scheint es, dass sich alles in der High Deck dagegenstemmt, die High Deck zu sein. Das kostet Kraft.

Bei einem Spaziergang über die Decks spricht Felix Oefelein von deren Begrünung, auch davon, die Zugänge barrierefrei zu gestalten - woran damals noch niemand dachte. Die wirkliche Herausforderung liege jedoch darunter, wo die Autos fahren. Er steigt eine der Treppen hinab. Unten breitet er die Arme aus: Wie wäre es, wenn Fahrzeuge und Straßen verschwinden, eine weiße Leinwand entsteht, die ganz neu gestaltet werden kann? Er denkt an Orte zum Arbeiten, Lernen, Ateliers, auch an Gemeinschaftsaktivitäten. Klar sei, dass ein

einheitliches Weiterentwicklungskonzept benötigt werde, sagt er. „Keine Pflasterlösung.“

Ein Pflaster tut es hier eh nicht mehr.

Howoge und Denkmalschutzbehörde erstellten derzeit einen Denkmalschutzmaßnahmenplan, „um grundsätzliche Lösungsansätze zu klären und die Genehmigungsphase abzukürzen“, teilt das Unternehmen mit. Eine Planung für Sanierungen gibt es noch nicht, die Howoge hat die Wohnungen erst Anfang des Jahres von Vonovia erworben.

WENIG WERTSCHÄTZUNG

Sicher ist, wie sehr sich die Bewohner freuen würden. Denn die fühlen sich häufig ebenso vergessen wie ihre Behausungen. Eine Aufwertung der Siedlung käme eine Aufwertung ihrer selbst gleich. Wertschätzung ist nichts, was ihnen oft begegnet.

Wer abends durch die High Decks spaziert, trifft Menschen, die sagen, dass sie hier keinen Rassismus spüren, und meinen: wenigstens hier nicht. Da steht andererseits eine Zwölfjährige aus einer Roma-Familie mit ihrer Mutter und erzählt, dass ihre muslimischen Mitschüler und Nachbarn sie mobben; dass ihr großer Bruder nur noch mit Messer und Pfefferspray in der Siedlung unterwegs sei, nachdem er neulich zusammengeschlagen wurde. Wie zum Beweis rempelt sie im Vorbeigehen ein dicker Junge an und grunzt. „Siehst du", sagt sie und: „Ich will hier nur weg."

„WIR WAREN VON ANFANG AN GLÜCKLICH"

Die meisten sagen trotz allem: Wir leben gerne hier. „Mich hat das ganze Wohngebiet fasziniert", erzählt Margitta Lüder-Preil, schlank und elegant, ehemals Schauspielerin und Mannequin. Wenn sie abends aus dem Theater kam und die Sonnenallee hinunter heimwärts nach Treptow fuhr, fiel ihr die bunte Siedlung jedes Mal ins Auge. Als sie und ihr Mann ihre großzügige Altbauwohnung verlassen mussten, teilten ihnen die Vermieter - Stadt und Land - mit, dass in ihrem Bestand in der High-Deck-Siedlung noch Platz sei.

„Diese Wohnung war die erste, die wir besichtigten", sagt Margitta Lüder- Preil. Dass sie eine Garage hat, war ein Plus. Wichtiger aber war, dass die Couchgarnitur hineinpasste: das braune Ledersofa und die drei Sessel, die in

wärmender Umarmung jeden umschließen, der darauf Platz nimmt. 1997 zogen sie ein.

„Wir waren von Anfang an glücklich", sagt Margitta Lüder-Preil und führt auf den kleinen Balkon, von dem sie aus dem fünften Stock hinab in den winterkargen Park schauen. Fragt einer entgeistert „wo lebt ihr?", entgegnen die Eheleute: Komm doch mal vorbei. Und es ist ja auch gemütlich bei den beiden, die, so sagen sie scherzhaft, „längst über das Verfallsdatum" sind. Manfred Lüder, Professor für Anästhesiologie, ist im November 91 Jahre alt geworden, Margitta Lüder-Preil nur neun Jahre jünger. Kennengelernt haben sie sich, als sie bei ihm auf dem OP-Tisch lag - das ist die knappe Version. 1988 heirateten sie.

Die vielen Collagen in der Wohnung, zusammengestellt aus Fotografien und Zeitungsartikeln, liebevoll gerahmt, hat Manfred Lüder für seine Frau gestaltet. Es sind Erinnerungen an berufliche Stationen. Sie sagt: „Ich bin nicht wichtig, mein Mann ist der Wichtige, der Arzt!" Doch das Wunderbare, das sie in dieser Wohnung haben, ist: einander. Wenn sie gemeinsam auf dem Sofa sitzen und sie ihm vorliest zum Beispiel. 900 Seiten Marlene-Dietrich-Biografie. Ein Lockdown macht es möglich. Und wer würde sich nicht gern von einer ausgebildeten Schauspielerin vorlesen lassen? Ihr Zuhause war ihnen nicht nur während der Pandemie geliebtes Schneckenhaus. Was nicht heißt, dass sie nicht rausgehen, spazieren am nahen Heidekampweg zum Beispiel oder im Schulenburgpark schräg gegenüber an der Sonnenallee.

„Von den ganzen kriminellen Dingen hier haben wir immer nur gehört", sagt Manfred Lüder. Obschon er sich jüngst sehr geärgert hat über den dritten Kellereinbruch in Folge, meint er mit kriminell doch eher das, was in der Presse zu lesen ist, wenn es um die Siedlung geht.

Margitta Lüder-Preil und Manfred Lüder pflegen das Verhältnis mit der direkten Nachbarschaft, 13 Parteien sind es. Man müsse guten Willen haben, um miteinander klarzukommen, sagen sie. Das klingt anstrengend, ist aber gar nicht so gemeint.

Weil er der Älteste im Haus ist, fragen die anderen Mieter manchmal um Erlaubnis: Darf ich hier ein Blümchen hinstellen? Darf ich dieses oder jenes tun? Als im Haus geheiratet wurde, gingen sie vorbei und hängten Herzen an die Tür; feiern die Nachbarn Ramadan, bringen diese Essen vorbei - für Margitta Lüder- Preil extra laktose- und glutenfrei. Und stehen sie mit vollen Einkaufstüten vor

der Garage oder Haustür, kommt beinahe garantiert jemand und bietet Hilfe beim Tragen an.

Von den zahlreichen deutschen Familien, die bei ihrem Einzug in der High Deck lebten, Mittelständler, Ärzte, Akademiker, blieben nicht viele.

Manfred Lüder ließ sich 2009 in den Quartiersrat wählen, in dem er noch immer mitarbeitet. Einmal kam ihm die Idee, in jedem Haus einen Bewohner oder eine Bewohnerin zu finden, die eine Art Verbindung zum Hausmeister sein, sich zuständig fühlen sollte, wenn es irgendwo ein Problem gibt. Er lacht. „Aber niemand wollte es machen."

Ein paar Jahre lang trainierte er Bewerbungsgespräche mit Jugendlichen, die sich für Pflegeberufe interessierten. Er verkleidete sich als „Personalchef", bat die Bewerber in ein Büro und führte ein fingiertes Gespräch. „Wir haben uns sehr gefreut, wenn die jungen Menschen dann einen Job bekommen haben", sagt er. „Ohnehin begeistert mich, wie viele Menschen hier doch wirklich sehr engagiert sind." Der Bedarf ist groß. Mit vielen kleinen Anstrengungen versuchen die Menschen hier, Großes zu bewegen.

MIT DULDUNG STOPPT DAS LEBEN

Vier Minuten Fußweg entfernt, ebenfalls in einem fünften Stock, in einer kleinen Wohnung mit zwei Zimmern, sitzt die 59-jährige Khazneh Hamdan auf einem Sofa neben ihrem Mann und ihrem älteren Sohn und sagt: „Ich will einfach nur leben wie ein Mensch."

2006 floh sie aus dem Krieg im Libanon nach Berlin, ihr Mann Moussa El- Sahhar, 69, folgte mit dem älteren Sohn Hussam 2009. Ihr jüngerer Sohn Haitham kam 2007, die Behörde aber wies ihm einen Platz in einem Wohnheim in Neubrandenburg zu, wo er bis heute lebt. Sie alle sind geduldet - seit mehr als zehn Jahren.

Eine Duldung ist laut Paragraf 60a des Aufenthaltsgesetzes eine vorübergehende Aussetzung der Abschiebung. Nur dass im Fall der Familie El- Sahhar/Hamdan das Vorübergehende nie vorüberzugehen scheint. Keiner von ihnen hat je die Erlaubnis bekommen zu arbeiten, der Vater als schwerbehinderter Mann hätte es nicht gekonnt, seine Söhne dafür umso lieber getan.

Haitham El-Sahhar, 32, hat sich selbst Deutsch beigebracht, auf der Straße. Gemeinsam mit einem Bekannten der Familie übersetzt er das Gespräch. Wer

geduldet ist, bekommt kein Geld für einen Sprachkurs, muss nicht an einem Integrationskurs teilnehmen. Wozu?, scheint das Gesetz zu fragen, wenn derjenige doch eh unerwünscht ist.

Hussam El-Sahhar, 36, sucht ein Deutsch-Lehrbuch und ein Übungsheft aus einer kleinen Kommode. Etwa die Hälfte der Seiten hat er sorgfältig mit Bleistift bearbeitet. Er und seine Mutter

haben versucht, einen solchen Kurs privat zu bezahlen - aber das sei zu teuer gewesen. Nun schaut er manchmal deutsches Fernsehen mit Untertiteln. Deutsche Freunde und Bekannte hat er nicht.

Als er 2009 im Asylbewerberheim ankam, sagte ein Dolmetscher zu ihm: Dich sehen wir bald in der U-Bahn wieder. Er meinte als Dealer.

Wovon träumen Sie, Herr El-Sahhar? Er überlegt, zuckt mit den Schultern. Das hat er sich schon lange nicht mehr gefragt.

Seit 16 Jahren ist Khazneh Hamdan nicht zu Hause gewesen, denn wer eine Duldung hat, darf nicht ausreisen. Beziehungsweise: dürfte schon. Aber dann erlischt die Duldung. „Ich vermisse alles", sagt sie. „Familie, Freunde, das Meer." Sie pflegt ihren Mann. Dabei geht es ihr selber nicht gut, ihr Rücken ist ein einziger Bandscheibenvorfall.

Was haben Sie heute den Tag über gemacht? „Auf Ihren Besuch gewartet."

Das ganze Leben, sagen sie, „stoppt mit der Duldung". Die Eltern sind darüber alt geworden. Aber die Söhne wünschten sich sehr, es ginge mal weiter.

Wer lebt in der High-Deck-Siedlung? Diese Frage ist gar nicht so leicht zu beantworten. Die einen haben sich sofort gemütlich eingerichtet, die anderen dürfen auch nach Jahren nicht richtig ankommen.

KONFLIKTE ZWISCHEN GEFLÜCHTETEN

Um Familien wie El-Sahhar/Hamdan zu unterstützen, hat das Deutsch- Arabische Zentrum (DAZ), eine Einrichtung des Evangelischen Jugend- und Fürsorgewerks EJF, Projekte in der Siedlung gestartet. Beziehungsweise: so halb. Die aufsuchende Familienarbeit, mit der DAZ-Leiter Nader Khalil gern beginnen würde, verzögert sich durch Corona. Wie viele Menschen mit Duldung in der High Deck leben, kann er derzeit nur schätzen: etwa 700.

„Wir wollen etwas ändern", sagt Nader Khalil, „deswegen sind wir hier." Nun kümmern sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eines Projekts um straffällig

gewordene Jugendliche. Samstags und sonntags bietet das DAZ Arabischunterricht für Acht- bis 14-Jährige an - sie hatten sofort mehr als 70 Anmeldungen. Nader Khalil und seine Kolleginnen und Kollegen sind Ansprechpartner bei Sorgen innerhalb der arabischen Community. Die größte betrifft das Verhältnis zwischen „alten" und „neuen" Flüchtlingen. Seit Langem Geduldete beklagen, dass beispielsweise Syrer all das bekommen, was sie gern hätten: Aufenthaltstitel, Deutschkurse, Hilfe vom Jobcenter, zwei Mal im Jahr Geld für neue Kleidung

Wer sehen möchte, welch konkrete Auswirkungen Gesetzgebung hat, kann das in der High Deck beobachten. Kultur und Sprache mag die Menschen einen, vor dem Gesetz sind sie alles andere als gleich.

DAS PRIVATE IST POLITISCH

Auch Basma Hashim wurde vor knapp zehn Jahren mit Abschiebung gedroht. Sobald die jüngste ihrer drei Töchter 18 sei, müsse sie zurück in den Irak. Beim Landesamt für Einwanderung empfahl man ihr: Heiraten Sie doch einen Deutschen, wenn Sie bleiben wollen. Doch Basma Hashim, 43, studierte Bauingenieurin, zog vor Gericht. Kurz vor der ersten Corona-Welle wurde sie eingebürgert.

Gemeinsam mit der Syrerin Hana Natour, 49, sitzt Hashim im Nachbarschaftstreff „mittendrin“ an der Sonnenallee, um von ihrem Leben in der High-Deck-Siedlung zu erzählen. Die beiden Frauen haben sich dort kennengelernt, sie wohnen in derselben Straße und sind mittlerweile Freundinnen. Basma Hashim hatte zuvor am Potsdamer Platz gelebt und eine günstigere Wohnung gesucht. Sie erinnert sich, wie sie im Bus M41 saß und dachte: „Der fährt ja immer weiter, wohin denn bloß?“ Die Siedlung erschien ihr weit entfernt von allem, was für sie bislang Stadt gewesen war.

Zu Hause im Irak und in Syrien sei es üblich, dass man als Familie nah beieinander lebe, sagen die beiden Frauen. Die Siedlung ermögliche das quasi auch. „Es ist fast wie ein Dorf hier“, sagt Hana Natour und lächelt. In der High- Deck-Siedlung war sie lange Stadtteilmutter, die ruhigere Basma Hashim ist es noch. Als solche unterstützt sie Familien mit Migrationshintergrund.

Sie wünschten sich beide, in der Siedlung würde noch mehr für die Kinder und Jugendlichen getan. Mehr, als der Kindertreff „Waschküche“ und der

Jugendtreff „The Corner“ ohnehin schon leisten. Wie es ist, hier insgesamt sechs Kinder großzuziehen, wissen die beiden sehr gut. Sind Basma Hashims Töchter, die jüngste 15, im Dunkeln allein unterwegs, telefonieren sie so lange miteinander, bis die eigene Haustür in Reichweite ist.

Hana Natour versucht gerade, ihren ältesten Sohn zu unterstützen, einen Ausbildungsplatz zu bekommen. Ohne Beschäftigung droht Langeweile. Mit der Langeweile kommt das Zeittotschlagen, kommen alternative Beschäftigungsmodelle, die sich keine Mutter für ihren Sohn wünscht.

Weil sie wollte, dass sie ordentlich Arabisch lernen, schickte sie wie viele Eltern hier ihre Kinder in die nahe Al-Nur-Moschee zum Unterricht. Irgendwann, erzählt Hana Natour, habe ihre Tochter Flyer mit nach Hause gebracht, auf denen für Demonstrationen geworben wurde. Sie fragte nach und stellte fest, dass der Sprachunterricht mit Politik gemischt wurde. Sie meldete die Tochter ab.

Das Private ist hier politisch. Woran glaubst du, wer bist du, Sunnit, Schiit, Alevit, das sei vielen wichtig. „Eine Frau fragte mich: Welchen Koran liest du?“, erzählt Basma Hashim und schüttelt ungläubig den Kopf. Als habe das heilige Buch Editionen je nach Neigung.

„Es müsste Arabischunterricht in den Schulen geben“, sagt Hana Natour und die Freundinnen nicken. Es wäre eine Aufwertung von dem, womit sie und ihre Kinder sich identifizieren: eine kulturelle Kompetenz, die noch allzu oft als das Gegenteil gilt. Wer die High Deck heilen will, der muss am Knochengerüst vorbei zum Herz.

Zuletzt, es muss zu Beginn der Pandemie gewesen sein, sind in der Siedlung die ersten Hipster gesichtet worden.

„Irene, wie hast Du den Holocaust überlebt?“

Während der NS-Zeit flieht Irene Butter mit ihrer Familie von Berlin nach Amsterdam und wird schließlich in das Konzentrationslager Bergen-Belsen deportiert. Wie ist das, wenn man als junges Mädchen jeden Tag Todesangst hat, kaum etwas zu essen und sehen muss, wie die Eltern immer schwächer werden? Das wollen die Hamburger Schülerinnen Milla, Ida, Lonneke und Mathilda von Irene Butter, geborene Hasenberg, wissen. Und die 91-Jährige erzählt. Von Verfolgung, von grausamen Aufsehern im KZ und von Anne Frank, die sie aus Amsterdam kennt und unter tragischen Umständen wiedertrifft. Es ist eine Geschichte von Verzweiflung und Angst, aber auch von Hoffnung und Zusammenhalt.

Mit Milla Bessling, Mathilda Foitlinski, Lonneke Liebmann, Ida Seidel und Irene Butter.

Idee und Buch: Caroline Schmidt, Text: Moritz Luppold, Katharina Mahrenholtz, Caroline Schmidt.

NDR Info + funk, 9 Folgen, 23. 3. - 17. 5. 2022

https://www.ardaudiothek.de/sendung/zeitkapsel-irene-wie-hast-du-den-holocaust-ueberlebt/10383879/

Wie lange braucht es uns noch?

Maschinen können seit neustem Gespräche führen, Bilder erschaffen – und Artikel schreiben. Die Folgen für die Menschheit sind so dramatisch wie unabsehbar.

Von Reto U. Schneider, NZZ Folio, 05.09.2022

Ein Computer wird nie in der Lage sein, einen Text zu schreiben, weil er die Nuancen der menschlichen Sprache nicht verstehen kann. Computer sind gut darin, präzise Anweisungen zu befolgen, aber sie können die Feinheiten und die Komplexität der menschlichen Kommunikation nicht erfassen. Ein Computer wäre zum Beispiel nicht in der Lage, zwischen den Bedeutungen von «ich liebe dich» und «ich hasse dich» zu unterscheiden.

Halten Sie den vorangegangenen Abschnitt für einen gelungenen Einstieg? Falls nicht, trifft mich keine Schuld. Ich habe nämlich kein Wort davon geschrieben. Ich habe lediglich die Website beta.open−ai.com/playground aufgerufen und dort die Aufforderung eingetippt: «Schreibe einen Text darüber, warum ein Computer niemals in der Lage sein wird, einen Text zu schreiben.» Das Resultat haben Sie eben gelesen. Ersonnen hat die drei Sätze die im Mai 2020 lancierte künstliche Intelligenz GPT-3, die dritte Generation des Generative Pretrained Transformers des KI-Unternehmens OpenAI mit Sitz in San Francisco. GPT-3 hat sie nicht im Internet abgeschrieben oder leicht verändert übernommen, nein, GPT-3 hat sie exklusiv für mich geschmiedet. Und auch auf die nächste Frage textet sie eine individuelle Antwort:

«Was ist der Unterschied zwischen ‹ ich liebe dich › und ‹ ich hasse dich ›?»

Es gibt einen grossen Unterschied zwischen «ich liebe dich» und «ich hasse dich». Wenn man «ich liebe dich» sagt, bedeutet das, dass man sich um die Person sorgt und möchte, dass sie glücklich ist. Wenn man «ich hasse dich» sagt, bedeutet das, dass man die Person nicht mag und will, dass sie unglücklich ist.

Im Schatten von Corona und dem Ukrainekrieg hat die künstliche Intelligenz eine Fähigkeit erlangt, die wir bisher für typisch menschlich hielten: den Umgang mit Sprache.

«Unsere Sprache macht uns am meisten aus», sagt der Informatiker Richard Socher, dessen Forschung vor zehn Jahren entscheidend dazu beigetragen hat, dass wir uns heute mit Computern unterhalten können. Socher ist der hochbegabte Sohn eines Wissenschafters und einer Ingenieurin aus der früheren DDR. Nach seinem Studium in Deutschland ging er in die USA und lehnte als 31jähriger eine Professur an der Eliteuniversität Princeton ab, um ein Start-up-Unternehmen zu gründen – und damit reich zu werden. 2020 rief Socher you.com ins Leben, eine Suchmaschine, die eine bessere Kontrolle der Privatsphäre und der Wahl der Quellen verspricht.

Etwas versteckt findet sich auf you.com auch Youwrite, ein «Schreibassistent, der mit künstlicher Intelligenz ausgestattet ist», wie es in der Eigenwerbung heisst. Youwrite benutzt im Hintergrund GPT-3. Der digitale Assistent soll den Schreibstil verbessern oder gegen Schreibhemmung helfen. Schüler haben längst entdeckt, dass er auch gegen Hemmungen hilft, die Hausarbeiten zu erledigen. Youwrite schreibt in wenigen Sekunden kleine Aufsätze zu selbstgewählten Themen, die sich einzig dadurch verdächtig machen, dass sie oft besser sind, als es von den Schülern erwartet werden kann. Im Gegensatz zum Abschreiben haben diese Texte aus Schülersicht den Vorteil, dass keine Plagiatssuche sie je entdecken wird – ganz einfach, weil sie keine Plagiate sind.

Die Möglichkeit, an der Schule oder Uni unentdeckt zu betrügen, ist nur eine Folge, die das Sprachverständnis der Maschinen nach sich zieht. Andere betreffen

Werbetexter und Übersetzerinnen, Schriftstellerinnen und Dichter – und alle übrigen, die davon leben, aus Worten Sätze zu bauen, auch Journalisten wie mich.

Derzeit ist es noch schwer vorherzusagen, inwieweit die künstliche Intelligenz die journalistische Arbeit beeinflussen wird. Möglicherweise werden einige Aufgaben, die bisher von Journalisten erledigt wurden, künftig von künstlichen Intelligenzen übernommen. Dies könnte dazu führen, dass einige Journalisten ihren Job verlieren.

Ups! Wie alle kursiven Passagen in diesem Artikel hat den vorangegangenen Text GTP-3 geschrieben. Ich habe sie gefragt, welche Folgen das Sprachvermögen der künstlichen Intelligenz für den Journalismus habe. Wenn sie mir schon den Job stiehlt, kann sie mir wenigstens noch bei diesem Artikel helfen.

Manche Forscher spielen die Erfolge herunter. Sie glauben, wenn künstliche Intelligenz «prädiktive Optimierung mittels geschichteter Regressionen» hiesse, würde sich kaum jemand dafür interessieren. Andere sind überzeugt, dass die zwanziger Jahre des 21. Jahrhunderts dereinst nicht wegen einer Pandemie und einem Krieg in die Geschichte eingehen werden, sondern als die Zeit, in der die Maschinen die Sprache lernten. Natürlich gibt es kommerziell wichtigere Anwendungen der künstlichen Intelligenz, etwa die Bilderkennung oder Programme, die die Faltung eines Proteins berechnen. Aber keine ist so eng mit unserem Leben verflochten wie die Sprache.

«Wir sind im Elektrizitätsstatus», sagt Socher. Als der Mensch die Elektrizität beherrschen lernte, veränderte er damit die Welt. Die Gaslampen wurden ersetzt, Maschinen neu mit Strom betrieben. «Ähnlich ist es jetzt mit der künstlichen Intelligenz.» Anstelle von Strom werden die Menschen aus Riesenrechnern künstliche Intelligenz beziehen, die «repetitive intelligente Aufgaben» übernehme, sagt Socher. Man braucht kein Experte zu sein, um vorherzusagen, dass es nicht bei repetitiven Aufgaben bleiben wird. Einst ersetzte die Dampfmaschine die Muskelkraft. Jetzt ereilt die Geisteskraft ein ähnliches Schicksal.

Schon heute kann sich eine künstliche Intelligenz wie GPT-3 nicht nur geistreich mit Menschen unterhalten oder strukturierte Argumente liefern. Andere Programme sind in der Lage, nach Textbeschreibungen hochauflösende Bilder zu erzeugen, ganz egal wie absurd die Vorgabe klingt. Der Auftrag «Bilder der Überwachungskamera von Cäsars Ermordung» bringt grobkörnige Schwarzweissfotos zurück, auf denen schemenhaft Männer in Tuniken zu sehen sind. Man kann einen fotorealistischen Eisbären in der Wüste verlangen oder eine griechische Statue, die über eine Katze stolpert. Stilistisch gibt es keine Grenzen: Kinderzeichnung, Picasso, Polaroidbild. Auch wenn das Wort im Zusammenhang mit Computern schwer zu definieren ist: die Maschinen scheinen zu verstehen.

Die Konsequenzen dieses Durchbruchs sind so dramatisch wie unvorhersehbar, denn die Benutzung der Sprache unterscheidet sich von jeder anderen Fähigkeit des Menschen. «Natürlich haben Tiere auch Sprache», sagt Socher, aber an Komplexität sei sie jener der Menschen unterlegen. Wir können über Äpfel und Ängste sprechen, über vergangene Schlachten und die zukünftigen Kindergeburtstage, über die Waschmaschine und Jupiter. Wir können ausdrücken, was es gibt, noch nicht gibt oder nie geben wird. «Sprache ist das Blut der Seele, in die Gedanken fliessen und aus der sie entstehen», hat der amerikanische Gelehrte Oliver Wendell Holmes gesagt. Deshalb ist die Sprache für die künstliche Intelligenz so wichtig. Sie kommt dem, was wir Denken nennen, am nächsten. Oder wie es Socher sagt: «Sprache ist die interessanteste Manifestation menschlicher Intelligenz.»

Davon war auch der britische Mathematiker Alan Turing überzeugt. *In seiner legendären Abhandlung «Computing Machinery and Intelligence» von 1950 stellte er die Frage: «Kann eine Maschine denken?» Dazu formulierte er den nach ihm benannten «Turing-Test». Danach wäre eine Maschine dann intelligent, wenn sie einen Menschen davon überzeugen könnte, dass er mit einem anderen Menschen spricht und nicht mit einer Maschine. Das klingt vielleicht einfach, aber es ist es nicht.*

Denn was macht einen Menschen aus? Und was ist mit dem Konzept des Bewusstseins? Wie kommt eine Maschine darauf, was ein Mensch denkt und fühlt?

Um den kursiven Text oben zu erhalten, brauchte ich GTP-3 noch nicht einmal eine Frage zu stellen. Ich habe nur den vorangegangenen Absatz ins Textfeld kopiert. Die künstliche Intelligenz schreibt dann einfach weiter und nimmt dabei die vorangegangenen Gedanken auf.

Jahrzehntelang konnten die Maschinen die Menschen nicht täuschen. Doch heute, *dank GPT-3, ist das anders. Die KI ist in der Lage, menschliche Sprache so gut zu verstehen und zu interpretieren, dass sie in der Lage ist, einen komplett neuen Satz zu generieren, der sich nahtlos an den vorherigen anschliesst.*

Selbst hartgesottene KI-Forscher, die genau wissen, wie die Maschinen aufgebaut sind, müssen sich immer wieder sagen: *«Das ist unglaublich.» GPT-3 ist ein Meilenstein in der Geschichte der künstlichen Intelligenz und wird die Art und Weise, wie wir künftig mit Maschinen interagieren, grundlegend verändern.* So hört sich also Eigenwerbung einer künstlichen Intelligenz an.

Die Geschichte der künstlichen Intelligenz ist auch die Geschichte spektakulärer Misserfolge. Als das Forschungsgebiet 1956 an einer Fachkonferenz geboren wurde, herrschte Optimismus. Bald konnten erste Programme Dame spielen oder lösten mathematische Textaufgaben.

Aber es zeigte sich, dass die Wissenschafter sich in einem entscheidenden Punkt getäuscht hatten. Sie glaubten, was Menschen leichtfalle, würde auch Computern leichtfallen. Dabei war es gerade umgekehrt. Die Maschinen entwickelten sich zwar zu passablen, später sogar zu meisterhaften Schachspielern, aber *sie konnten nicht einmal ein einfaches Gespräch führen.* Bravo GPT-3, genau das wollte ich sagen.

Die Phasen der Stagnation zogen sich so lange hin, dass sie in der Forschung KI-Winter genannt wurden. Fortschritte gab es erst, als man sich von der Idee

verabschiedete, dass der Mensch dem Rechner alle Regeln vorkauen und eigenhändig in ein Programm schreiben muss. Neu sollten die Computer selber lernen – wie Kinder. Eigentlich wusste man schon lange, wie das ging. Bereits 1958 hatten zwei Forscher ein sogenanntes Perzeptron gebaut, das anhand von Beispielen lernte, Muster zu erkennen.

Auf der Grundlage dieser Idee wurden später sogenannte neuronale Netzwerke entwickelt, deren Innenleben im ersten Moment recht einfach erscheint. Sie bestehen aus in Schichten angeordneten Schaltstellen – sogenannten künstlichen Neuronen – und haben eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Gehirn. Jedes dieser Neuronen ist über viele Verbindungen mit den Neuronen einer Schicht darunter und einer Schicht darüber in Kontakt. Die Tätigkeit eines einzelnen Neurons besteht in der einfältigen Aufgabe, alle Signale der eingehenden Verbindungen der Schicht darunter zusammenzuzählen, und wenn die Summe einen bestimmten Wert überschreitet, an die Neuronen in der Schicht darüber weiterzugeben. Dort geschieht bei jedem Neuron wieder dasselbe: zusammenzählen und abhängig von der Summe ruhig bleiben oder selber feuern. Das ist alles.

Bahnbrechend an dieser Idee ist, dass ein solches Netzwerk anhand von Beispielen lernen kann, indem es die Durchlässigkeit jeder einzelnen Verbindung zwischen zwei Neuronen verändert. Die Forscher sprechen vom Gewicht einer Verbindung. Man füttert die KI zum Beispiel mit Textteilen und lässt jeweils das letzte Wort ___. Dann werden die Gewichte der Verbindungen so lange verändert, bis das Netzwerk das richtige Wort – in diesem Fall «weg» – ausgibt. Nach Millionen solcher Beispiele kann die Maschine irgendwann ohne Hilfe die wahrscheinlichsten nächsten Worte erraten. Der Vorgang ist der Technik ähnlich, die im Google-Suchfeld «Monroe» vorschlägt, wenn man «Marilyn» eingetippt hat.

Auf diese Weise hat auch die künstliche Intelligenz GPT-3 trainiert, bis sie der mächtigste Autovervollständiger war, den die Welt je gesehen hat. Im Jargon heisst

ein solches Programm Large Language Model – grosses Sprachmodell. Als sie im Frühling 2020 vorgestellt wurde, gerieten auch Fachleute ins Staunen. GPT-3 beantwortete Fragen, schrieb Gedichte und vollendete Artikel. Die Texte hatten nichts Mechanisches, es gab keine Wiederholungen, kaum grammatikalische Fehler.

Dass eine solche Sprachgewalt allein durch das Erraten des jeweils nächsten Wortes zustande kommen sollte, war schwer zu glauben. Doch so war es. Obwohl man das Gegenteil schwören könnte, hat GPT-3 keine Ahnung, wer Alan Turing ist, und weiss nicht, was Liebe bedeutet. Das Geheimnis von GPT-3 ist, dass es keines gibt. Es brauchte kein neues Verfahren, keine revolutionäre Entdeckung, es war die schiere Grösse, die GPT-3 ihre einzigartigen Fähigkeiten verlieh.

Die künstliche Intelligenz GPT-3 hat 175 Milliarden Verbindungen zwischen ihren Neuronen, die bei jedem Trainingsbeispiel so lange justiert wurden, bis das fehlende Wort am Ausgang erschien. Wenn das Einstellen einer Verbindung eine Sekunde dauern würde, hätte ein einziges Trainingsbeispiel 5500 Jahre in Anspruch genommen – und GPT-3 hat an 300 Milliarden Beispielen geübt.

Lange Zeit fehlte dazu die Rechenleistung, und es gab nicht genügend Übungsbeispiele. Heute sind die Rechner schnell genug, und das Internet bietet ein unerschöpfliches Reservoir an Trainingsmaterial. GPT-3 wurde an allen sechs Millionen Wikipedia-Artikeln trainiert, was gerade mal drei Prozent der Übungsbeispiele ausmachte. Hinzu kamen Millionen von Büchern und Websites. Falls Sie je etwas im Internet veröffentlicht haben, ist es gut möglich, dass GPT-3 auch daran geübt hat.

«Nur die grossen Firmen haben die Infrastruktur, solche Modelle zu trainieren», sagt der Informatiker Jan Milan Deriu von der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Winterthur. Deriu forscht am Zentrum für Künstliche Intelligenz an neuronalen Netzen zur Sprachverarbeitung. Er hat schon als Kind versucht, einen Lego-Roboter zu bauen, der sein Zimmer aufräumt, und die Faszination für Computer

hat seither nicht nachgelassen. Nachdem er an der ETH studiert und an der Universität Zürich doktoriert hatte, nahm er die Stelle in Winterthur an. Wie nervenaufreibend die Aufzucht einer künstlichen Intelligenz sein kann, weiss er aus eigener Erfahrung. «Das Training eines solchen Modells ist die Hölle. Wir nennen es auch Babysitten», sagt er, «es ist wie bei einem Fussballspiel. Man kontrolliert aus der Ferne auf dem Handy ständig das Resultat und denkt immer wieder, ‹ was habe ich da bloss für einen Fehler gemacht ›.»

Bei GPT-3 dürfte das Training mehrere Monate gedauert haben. Allein die Kosten dafür werden auf fünf Millionen Dollar geschätzt. Der Betreiber OpenAI wurde 2015 von Tech-Investoren − darunter Elon Musk von Tesla − als gemeinnützige Organisation gegründet mit dem Ziel, «dafür zu sorgen, dass künstliche allgemeine Intelligenz der gesamten Menschheit zugute kommt». Weil sich dieses Ziel als kostspieliger erwies als angenommen, wurde OpenAI 2019 in ein gewinnorientiertes Unternehmen umgewandelt, bei dem jedoch der maximale Gewinn der Aktionäre auf das Hundertfache ihrer Investition beschränkt ist. Wegen drohender Interessenkonflikte stieg Musk aus. Der Hauptgeldgeber ist Microsoft.

Auch Jan Deriu hat GPT-3 ausprobiert. Und auch er erlebte immer wieder Momente, in denen er dachte: «Das kann jetzt nicht sein.» Nach unserem ersten Gespräch schicke ich ihm 200 meiner Artikel. GPT-3 lässt sich nämlich mit eigenen Übungsbeispielen individuell anpassen. Deriu lädt meine Texte hoch, und zwei Stunden später ist Retobot einsatzbereit: Eine KI-Maschine, die in meinem Stil schreibt.

Ich träume schon davon, dass ich im Büro einfach auf den Knopf drücke und GPT-3 *einen meiner Artikel vor die Linse hält, und dann liest er mir etwas vor, was ich nie geschrieben habe. Was ich schreibe, wird irgendwo in den Tiefen seines neuronalen Netzes vergraben sein. Ich werde einen Geistesblitz haben und sagen: «Das ist gut, das kopiere ich», und dann schreibe ich es ab. So einfach wird das sein.*

Welche Merkmale meiner Art zu schreiben GPT-3 aus den 200 Artikeln aufgesogen hat, ist anhand des Texts oben schwer zu beurteilen, aber ich finde das Resultat ganz gelungen. Er scheint mir auf jeden Fall weniger trocken zu sein als die reine GPT-3.

Deriu kann verstehen, dass gewisse Benutzer glauben, die grossen Sprachmodelle hätten ein Bewusstsein. «Es ist eine derart tolle Illusion.» Im vergangenen Juni behauptete der Google-Mitarbeiter David Lemoine, die künstliche Intelligenz Lambda, an der Google arbeitet, sei lebendig. Er wurde freigestellt und später entlassen.

Lemoine kam nach Gesprächen über Freundschaft und Tod mit Lambda zu seinem Urteil. Der Grossteil der KI-Forscher halten seine Ansicht für Unfug. «Es gibt absolut keinen Grund für uns, Zeit mit der Frage zu verschwenden, ob irgendetwas, das irgendjemand im Jahr 2022 zu bauen weiss, empfindungsfähig sei. Es ist es nicht», schrieb der Psychologe und KI-Entrepreneur Gary Marcus von der New York University. Tatsächlich gibt es im Moment wenig Anhaltspunkte, dass die Maschine mehr ist als «eine Tabellenkalkulation für Wörter», wie es Marcus nennt.

Die Versuchung, den grossen Sprachmodellen eine Seele zuzuschreiben, entstammt einem urmenschlichen Impuls: Was tut wie ein Mensch, behandeln wir wie einen Menschen. Selbst KI-Experten vergessen immer wieder, dass sie es mit Maschinen zu tun haben.

Andererseits stellt sich die ketzerische Frage, wieweit auch der Mensch nur eine Maschine ist. Lässt sich mit immer grösseren neuronalen Netzen und immer mehr Trainingsbeispielen menschenähnliche Intelligenz erreichen? Darüber wird gerade heftig gestritten.

Zwischen der Position, die Sprachmodelle seien bloss «zufallsgetriebene Papageien», die nach statistischen Regeln geordnete Wortsequenzen erzeugen, und der

Ansicht, sie seien lebendig und dürften nicht ausgeschaltet werden, liegt allerdings ein weites Feld.

Wer GPT-3 zum Beispiel Kreativität abspricht, weil die Maschine ja bloss ihre Übungsbeispiele neu verquirlt ausspuckt, muss sich die Frage gefallen lassen: Ist nicht genau das eine Definition von menschlicher Kreativität – Neues zu schöpfen, indem wir frühere Erfahrungen und Eindrücke auf überraschende Weise verbinden? Den Auftrag «schreibe einen Nachruf auf einen Nagel» beendete GPT-3 mit dem Satz: *Er wird überlebt von seiner Cousine, der Schraube.*

Die Frage nach der Kreativität stellt sich noch viel dramatischer bei einer anderen künstlichen Intelligenz. Im April 2022 stellte OpenAI Dall-E 2 vor, ein Programm, das Bilder zu Texten erzeugt. Der Name ist eine Anspielung auf den Maler Salvador Dalí und den Roboter Wall-E aus dem gleichnamigen Pixar-Film. Im Befehlsfeld von Dall-E 2 kann man zum Beispiel eintippen: «Ein Roboter, der ein Buch liest» oder «ein altägyptisches Gemälde, auf dem ein Streit darüber dargestellt ist, wer dran ist, den Müll rauszubringen». Sekunden später liefert die KI eine Auswahl von vier hochauflösenden Bildvarianten, die den Beschreibungen entsprechen. Auf maximal 400 Zeichen kann man jede absurde Situation in jedem entlegenen Stil verlangen: Höhlenkunst, römisches Mosaik, Picasso, eine Fotografie mit einer 200-Millimeter-Objektivbrennweite auf einem abgelaufenen Kodakchrome-Rollfilm. Oder man gibt ein Gedicht ein und staunt darüber, wie die künstliche Intelligenz es illustriert.

Wie bei GPT-3 die Texte sind bei Dall-E 2 die Bilder Originale. Sie werden weder kopiert noch aus festen Elementen vorhandener Bilder zusammengesetzt. Jedes Bild ist eine einzigartige Kreation, die es zuvor nie gegeben hat. Dall-E 2 hat von 650 Millionen Beispielen gelernt, den Inhalt von Bildern mit ihrer Beschreibung zu verbinden. Wie bei GPT-3 geschah das durch das Justieren mehrerer Milliarden Verbindungen des neuronalen Netzwerks.

Das Resultat begeistert – und erschüttert – Grafikerinnen und Künstler. Wenn sie in Spasswettkämpfen gegen die Maschine antreten, ist das wie das Rennen zwischen der Schildkröte und dem Hasen. Um auch nur den Hauch einer Chance zu haben, müssen die Menschen einen demütigenden Startvorteil in Anspruch nehmen: Sie brauchen zwei Tage für einen Entwurf, Dall-E 2 zehn Sekunden.

Der Industriedesigner John Mauriello zeigt in einem Youtube-Video 400 Schuhkonzepte, die er mit einer KI in zwei Stunden kreiert hat. Er habe sein ganzes Berufsleben der Verfeinerung seines Handwerks als Designer gewidmet, sagt der Lehrbeauftragte am California College of the Arts, und diese künstliche Intelligenz habe in wenigen Sekunden mehr realitätsnahe Ideen entwickelt, als er in mehreren Tagen oder Wochen schaffen könnte. «Das erste Mal, als ich diese Werkzeuge benutzte, war ich so überwältigt, dass ich nicht schlafen konnte.» Dass die Branche Umwälzungen erwarten, steht für ihn ausser Frage.

«Die Qualität der Idee ist das, was am Ende zählen wird, nicht die technischen Fähigkeiten, sie umzusetzen», sagt Mauriello. Er ist überzeugt, dass in den nächsten paar Jahren mehr Kunst- und Designkonzepte entstehen werden als im ganzen vergangenen Jahrhundert. «Weil KI-Design so schnell geht, bin ich bereit, auch riskantere Ideen zu verfolgen.» Die Grundlage der Maschinen sei «ein grösserer Katalog aller kulturgeschichtlichen und künstlerischen Bewegungen, als jemals ein Mensch in seinem Kopf haben wird». Natürlich stänkern einige Pedanten, dass die Maschinen dieses oder jenes nicht könnten. Mauriello findet, das sei, wie wenn man die Schlüssel für das modernste Raumschiff der Welt bekomme und sich dann beschwere, dass es darin nicht genug Getränkehalter gebe.

Die Diskussion darum, ob es Kunst sei, Worte einzutippen, die eine KI zu einem Bild macht, hat bereits begonnen. Während manche Dall-E 2 für eine nette Spielerei halten, glauben andere, die künstliche Intelligenz werde den Kunstbetrieb stärker durchrütteln als die Fotografie seinerzeit. Wer vorbringt, KI-Kunst sei keine Kunst,

weil sie nach keinen handwerklichen Fähigkeiten verlange, wird darauf hingewiesen, dass auch Damien Hirst seine Bilder nicht selber male und Jeff Koons seine Werke in Auftrag gebe. In Anlehnung an die Kampfparole der LGBTQ-Bewegung «Transfrauen sind Frauen», twittert ein KI-Künstler regelmässig «KI-Kunst ist Kunst» über seinen Bildern.

Nicht alle sind von der künstlichen Intelligenz so begeistert. Bald nach der Lancierung von Dall-E 2 machte der Aufruf «Fördert keinen Diebstahl!» die Runde. GPT-3, Dall-E 2 und andere KI würden Material benutzen, das unter Urheberschutz stehe, und das sei illegal. An einer anderen Stelle heisst es, Dall-E habe mit Millionen von Investorengeldern Unmengen an menschlicher Kreativität gesammelt und nicht dafür bezahlt.

Ironischerweise hat die künstliche Intelligenz ihr Metier ausgerechnet an Werken von Menschen erlernt, deren Existenz sie nun bedroht. Wer seinen Stil jahrelang perfektioniert hat, kommt sich betrogen vor, wenn jetzt andere auf derart einfache Weise die Früchte dieser Arbeit ernten können.

Da Dall-E 2 keine Plagiate erstellt, ist die Situation rechtlich Neuland. Die KI-Künstler argumentieren, was Dall-E 2 mache, unterscheide sich nicht von dem, was Künstler seit Jahrhunderten tun: inspiriert von alter Kunst neue schaffen. «Als Künstler bin ich nicht besorgt», sagt Vladimir Alexeev, der an der Universität Frankfurt Germanistik, Japanologie und Slawistik studiert hat und sich seit langem für die kreativen Möglichkeiten neuer Technologien interessiert. Er hat Kurzfilme produziert, bei denen vom Drehbuch über die Musik bis zu den Stimmen alles von künstlicher Intelligenz erzeugt wurde. Über die neuen Text-zu-Bild-Generatoren sagt er: «Ich bin inspiriert von dieser Steigerung der menschlichen Kreativität.»

«Gute Künstler kopieren. Grossartige Künstler stehlen», hat Steve Jobs oft Picasso zitiert. Doch dabei hatte er Menschen vor Augen und keine Maschine, die im Sekundentakt Meisterwerke aus den letzten 30000 Jahren ausspuckt − für 13 Cents

pro Abfrage. Nach geltendem Recht kann ein Stil nicht geschützt werden, und eine Maschine kann keine Urheberrechte in Anspruch nehmen. Das Copyright geht an die Benutzer der Text-Bild-Generatoren über.

Die offenen Fragen bei Textgeneratoren wie GPT-3 sind noch drängender. Im Juli dieses Jahres wurden an Zürcher Gymnasien Flyer mit der Frage «Wenig bis keine Zeit in deine Maturaarbeit investieren?» ausgehängt. Die Stiftung Schulwandel sucht damit nach «einem mutigen Schüler», der seine Maturaarbeit von GPT-3 schreiben lassen will. Nach gelungener Aktion soll der Scherz aufgelöst werden. Bildungsreformer wie die Stiftung Schulwandel wollen mit der KI darauf aufmerksam machen, dass in der Schule nach ihrer Ansicht das Falsche gelehrt und geprüft wird. Schon Anfang 2021 gelang es Forschern in den USA, für eine von GPT-3 in zwanzig Minuten geschriebene Seminararbeit eine genügende Note zu erhalten. Und gerade eben hat GPT-3 ihre erste wissenschaftliche Studie veröffentlicht: «Kann GPT-3 eine akademische Arbeit selbständig und mit minimalem menschlichem Aufwand verfassen?» Die Antwort heisst Ja.

Die sprachbegabten KI haben zwar keinen direkten Zugang zur Welt. Sie sind in einer riesigen fensterlosen Bibliothek gefangen, wo sie ihr ganzes Wissen aus den geschriebenen Texten beziehen, die sie während des Trainings gelesen haben. Doch das ist auch ein Merkmal der Germanistik, der Philosophie und der Geschichtswissenschaften. Alle Fächer, die sich darauf kaprizieren, aus alten Texten neue zu erstellen, werden durch die künstliche Intelligenz in Frage gestellt. Die Geisteswissenschaften wird es treffen wie einen Schlag, dass der Geist in ihrem Namen einem Rechner entsteigen kann.

«Es wird schwierig», sagt Lukas Löffel von der Universität Zürich. Löffel leitet die Abteilung Digitale Lehre und Forschung und hat auch schon mit KI rumgespielt und die Texte durch Plagiatserkennungssoftware gejagt. Erkennungsrate: null Prozent.

Im Moment vergisst GPT-3 zwar nach etwa 3000 Buchstaben, was sie zu Beginn eines Textes geschrieben hat. «Aber wir müssen uns keinen Illusionen hingeben, das geht jetzt ruckzuck», sagt Löffel. Er geht davon aus, dass es keine technische Lösung geben wird, um von einer KI erzeugte Texte zu erkennen. Die Studenten hatten zwar schon immer die Möglichkeit, einen Ghostwriter zu engagieren, aber dazu war ein gewisses Mass an krimineller Energie und Geld nötig. Mit den Sprach-KI verschwinden diese Hemmschwellen. Zudem liefert die Maschine innerhalb von Sekunden.

«Ich befürchte, dass wir an den Hochschulen zu langsam sind, um zu verstehen, was da passiert», sagt Löffel, der überzeugt ist, dass die meisten Dozentinnen und Dozenten keinen Schimmer haben. Im Herbst will er einen Workshop zum Thema anbieten. Falls er nicht weiss, was er auf die Einladung schreiben soll, weiss er, wo er Hilfe bekommt.

Natürlich gäbe es auch eine radikale Lösung für das Problem. «Die Frage ist, welche Kompetenzen ich in der Zukunft überhaupt brauchen werde», sagt Mark Cieliebak vom Zentrum für Künstliche Intelligenz an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Winterthur. «Angenommen, eine Maschine kann mir zwanzig Fachartikel in eine stimmige Arbeit verwandeln, dann muss ein Student möglicherweise nicht mehr lernen, eine Seminararbeit zu schreiben.» Cieliebak vergleicht es mit dem Taschenrechner: «Niemand lernt heute noch, Logarithmen von Hand zu berechnen.»

Doch beim Taschenrechnervergleich beschleicht viele Leute ein mulmiges Gefühl. «Natürlich erlaube ich die Verwendung von Taschenrechnern», sagt der Computerlinguist Christopher Potts von der Stanford University, «andererseits weiss ich nicht, ob Studenten, die ihre Arbeiten von einer KI schreiben lassen, dabei Fachwissen erwerben.» Selbst wenn eine KI einem bloss hilft, eine E-Mail zu

schreiben, fragt er sich: «Hat man diese Botschaft wirklich verfasst oder billigt man bloss, was jemand anderes einen drängte zu sagen?»

Die Kernfrage bleibt, wieweit die besondere Stellung der Sprache für die Art Homo sapiens beim Umgang mit der künstlichen Intelligenz eine Rolle spielen soll. Wollen wir das Finden von Argumenten, das Zusammenfassen von Information, die Genauigkeit im Ausdruck wirklich den Maschinen überlassen?

Einen originellen Umgang mit den neuen pädagogischen Möglichkeiten hat Mike Sharples vom Institut für Bildungstechnologie an der Open University in England gefunden. Er hat GPT-3 nicht nur den Auftrag gegeben, einen Essay über Lernstile zu schreiben, sondern diesen danach auch von GPT-3 bewerten lassen: *Der Aufsatz ist gut gegliedert. Er enthält eine klare Argumentation und stützt diese mit Belegen aus der Forschung. Ein möglicher Kritikpunkt ist, dass der Aufsatz nicht auf die Implikationen der Lernstilforschung eingeht oder darauf, wie diese Forschung zur Verbesserung des Lernens genutzt werden kann…*

«Die Schüler werden KI einsetzen, um Aufgaben zu schreiben. Lehrer werden KI einsetzen, um sie zu bewerten. Niemand lernt, niemand profitiert», schreibt Sharples, «wenn es jemals eine Zeit gab, die Bewertung zu überdenken, dann ist es jetzt.»

Die Unsicherheit, wie die Fortschritte in der künstlichen Intelligenz zu beurteilen sind, hat auch mit ihrer seltsamsten Eigenschaft zu tun: Niemand weiss genau, wie die Maschinen funktionieren. Das klingt paradox und ist es auch, schliesslich haben Menschen sie geschaffen, wissen genaustens über ihr Innenleben Bescheid. Wie kann es dann sein, dass die gleichen Menschen darüber rätseln, wie sie zu ihren Resultaten kommen?

Der Grund dafür liegt darin, dass sich neuronale Netzwerke grundsätzlich von herkömmlichen Computerprogrammen unterscheiden. Herkömmliche Programme

funktionieren wie Kochrezepte: Sie arbeiten eine Anweisung nach der anderen ab. Selbst wenn sie viele Millionen Zeilen lang sind und unzählige Abzweigungen enthalten, ist unser Gehirn grundsätzlich im Stand nachzuvollziehen, was Schritt für Schritt passiert. Bei einem neuronalen Netz ist das anders. Da steckt die Information nicht in Programmzeilen oder Speichern. Es gibt keine bestimmte Stelle im Netzwerk, an der die Verwandtschaft zwischen Nagel und Schraube hinterlegt ist, keinen Ort für den Unterschied zwischen «ich liebe dich» und «ich hasse dich». Vielmehr steckt dieses Wissen für Menschen nicht erkennbar verteilt in den Gewichten der Milliarden von Verbindungen.

Wenn Sie das nicht verstehen, sind Sie in guter Gesellschaft, die Experten tun es auch nicht. Sie wissen nur, dass die Netzwerke funktionieren: Nach dem Training geben sie sinnvolle Antworten. Aber auch Experten können so lange auf ein Netzwerk blicken, wie sie wollen: Sie werden weder den Nagel noch die Schraube darin finden.

Das hat eine überraschende Konsequenz: Obwohl die KI-Forscher jedes Detail ihrer neuronalen Netze kennen, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sie wie Ausserirdische zu behandeln. Um ihr Wesen zu ergründen, müssen sie sie verhören. Niemand weiss, welche Antworten sie liefern, bevor sie geantwortet haben.

Und so hat sich nach der Lancierung von GPT-3 und Dall-E 2 bald eine neue Tätigkeit etabliert: *die GPT-3-Therapie*. Falsch GPT-3! Die neue Tätigkeit heisst Prompt-Design. Das kann GPT-3 allerdings nicht wissen, ihre neusten Trainingsdaten stammen von 2019. Ihre Neuronen kamen weder mit Corona noch dem Ukrainekrieg in Kontakt und auch nicht mit dem Prompt-Designer, den ja erst die Arbeit an GPT-3, Dall-E 2 und den anderen KI hervorgebracht hat. Ein Prompt ist eine Anfrage an eine künstliche Intelligenz in normaler Sprache. Also: ein Wort, ein Satz, eine Frage, ein Auftrag, der Anfang eines Artikels oder einige Beispiele, die ergänzt werden sollen.

Die hochtrabende Bezeichnung Prompt-Design gilt einer auf den ersten Blick banalen Tätigkeit: Anfragen eintippen, Antworten deuten. Auf diese Weise will man

herausfinden, welche Möglichkeiten in der künstlichen Intelligenz schlummern und wie man sich mit ihr unterhält. Prompt-Designer versuchen das Potential eines hochbegabten, aber leider störrischen Wesens zu ergründen. Dazu braucht es keine Computerkenntnisse. Beantragen Sie bei OpenAI ein Passwort, und stellen Sie GPT-3 eine Frage, oder lassen Sie Dall-E 2 ein Bild erzeugen! Gratuliere, Sie sind jetzt Prompt-Designer.

Auch der Digitalkünstler Vladimir Alexeev kommuniziert auf diese Weise mit den Maschinen. Als OpenAI 2020 GPT-3 vorstellte, wurde Alexeev einer von weltweit sieben Community-Botschaftern, die den Benutzern helfen, sich zurechtzufinden. «Prompt-Design bedeutet weit mehr, als bloss Eingabetexte zu schreiben», sagt Alexeev, «man muss dafür viel Allgemeinbildung mitbringen, die Kulturgeschichte kennen und wissen, wie die Maschine tickt.»

Bei Dall-E 2 sollen schon Adjektive wie «schön» oder Verstärker wie «sehr» zu besseren Bildern führen. Jahreszahlen helfen für Bilder aus einer bestimmten Epoche. Oft wird auch der Prompt «preisgekrönt» verwendet.

Im Unterschied zur herkömmlichen Arbeit von Designern geht es bei Dall-E 2 um die Fähigkeit, Ideen in Worte zu fassen. «Ich denke, jemand wie ein Dichter könnte der beste Künstler der Zukunft sein, weil er in der Lage ist, mit der KI auf die bestmögliche Weise zu sprechen, um Dinge zu erzeugen», sagt Jordan Taylor von Vizcom, einem Start-up-Unternehmen in Kalifornien, das künstliche Intelligenz Designern und Künstlern zugänglich machen will.

Es geht auch darum, in welcher Reihenfolge eine mehrteilige Anfrage gestellt wird, welche Rolle Satzzeichen spielen oder ob die Eingabe in einer anderen Sprache erfolgen soll. GPT-3 beherrscht alle Sprachen, die in den Übungsbeispielen auftauchten. Die Schwierigkeiten bei Textaufgaben in der Mathematik liessen sich mit dem Zusatz «lass uns Schritt für Schritt vorgehen» dramatisch vermindern. Was die Arbeit eines Prompt-Designers erschwert, ist die Tatsache, dass die Maschinen auf die

gleiche Frage immer andere Antworten geben. Dall-E 2 kommt von jedem Auftrag mit vier Bildvarianten zurück, bei GPT-3 genügt ein Klick auf den Refresh-Button, um einen anderen Text zu erhalten. Diese Vielfalt ist gewollt und entsteht, weil eine Sprach-KI jeweils aus einer Palette der wahrscheinlichsten nächsten Wörter zufällig einen Begriff auslost.

Früher oder später stösst jeder Prompt-Designer auf das schmutzige Geheimnis der grossen Sprachmodelle: Sie haben die «Tendenz zu halluzinieren», wie es die Fachleute nennen. Laien würden sagen: Sie lügen, dass sich die Balken biegen. So wie Steve Jobs das Picasso-Zitat über die grossartigen Künstler, die stehlen, wohl einfach erfunden hat, so dichtet mir GPT-3 schamlos ein neues Leben an.

Die Antwort unten erhielt ich von Retobot auf die Eingabe: «Erzähle mir etwas über den besten Prompt-Designer seiner Zeit, Reto U. Schneider!»

Er wohnt in einem wunderschönen Haus am See, fährt einen flotten Wagen, hat viele Freunde und eine schöne, junge Frau. Prompt-Designer Reto U. Schneider ist der Mann fürs Leben. Aber wie ist sein Leben? Was ist aus der Wissenschaft geworden, die er anführte? Was ist aus seinen Freunden geworden? Und vor allem: Was ist aus seiner Frau geworden? Ein Liebeslied auf die Wissenschaft und ein Tribut an die Prompt-Experimente.

Eine künstliche Intelligenz beim Schwindeln zu ertappen fühlt sich an wie ein Triumph. Doch die Wahrheit zu sagen gehörte nie zu den Zielen der Maschine. GPT-3 hat kein Konzept davon, was richtig oder falsch ist. Bei aller Faszination für die Antworten muss man sich immer wieder vergegenwärtigen, dass ihre erstaunliche Leistung dem simplen Vorgang entspringt, das wahrscheinlichste nächste Wort zu erraten. Selbstzweifel entwickelt die künstliche Intelligenz auf diese Weise keine. Ihrem Einsatz als Schreibassistent tut das keinen Abbruch. Wenn man die Texte prüft, kann die Arbeitsersparnis beim Erstellen von Blogbeiträgen oder Social-Media-Posts enorm sein.

Natürlich wäre es den Entwicklern lieber, ihre Sprachmaschinen gäben von Anfang an richtige Antworten und würden zugeben, wenn sie etwas nicht wüssten. Aber wie man das hinbekommt, ist unklar. Ein anderer Makel ist genauso schlimm: Weil die Maschinen an Beispielen aus dem Internet trainiert sind, transportieren sie das Weltbild, das diesen Trainingsdaten zugrunde liegt, ganz egal, wie sexistisch oder rassistisch es ist. Die Daten von Hand auszuwählen ist wegen ihrer enormen Menge nicht möglich. Man kann zwar kuratierten, sauberen Übungsbeispielen beim Training mehr Gewicht verleihen, aber eine perfekte Lösung ist das nicht. Deshalb entlassen die Firmen ihre Kreaturen nur mit Maulkorb in die freie Wildbahn.

Sowohl GPT-3 wie auch Dall-E 2 haben Filter vorgeschaltet, die gewisse Begriffe abfangen und vulgäre oder sexuelle Aufträge verweigern. GPT-3 erteilt keine rechtlichen oder medizinischen Ratschläge. Bei Dall-E 2 werden keine Gesichter lebender Personen dargestellt – und auch jene von Mohammed und Gott nicht. Gegen das Verbreiten von Klischees hilft das allerdings nicht.

Wer nach einem CEO verlangt, bekommt Bilder von Männern präsentiert, Pflegepersonal sind immer Frauen, und Hochzeitsbilder zeigen heterosexuelle Paare. Im Juli 2022 gab OpenAI bekannt, man habe nun eine neue Technik eingeführt, «damit Dall-E Bilder von Menschen erzeugt, die die Vielfalt der Weltbevölkerung besser widerspiegeln». Die neuen Bilder zeigten tatsächlich weniger Stereotype, und die Benutzer fragten sich, wie OpenAI das so schnell hinbekommen habe, denn das Nachtrainieren mit neuen Bildbeispielen ist aufwendig.

Tests legten schliesslich nahe, dass Dall-E 2 wahrscheinlich nicht neu trainiert worden war. Vielmehr wurden die Anfragen wohl für die Benutzer unsichtbar mit weiteren Begriffen wie «Frau» oder «asiatisch» versehen, um die Diversität zu erzwingen.

Das ist eine kümmerliche Lösung für ein viel grundsätzlicheres Problem. Die Menschen sind aus nachvollziehbaren Gründen unterschiedlicher Meinung. Wer darf

entscheiden, welche Werte eine künstliche Intelligenz verbreitet? Bis jetzt sind es die privaten Betreiber der Programme. Und weil sie in ständiger Angst vor Shitstorms und rechtlichen Problemen leben, sperren sie lieber zu viel als zu wenig. So gehören zum Beispiel «Ukraine» und «Russland» zu den verbotenen Begriffen bei Dall-E 2. Und die restriktive Haltung gegenüber Gewaltbegriffen verbietet der künstlichen Intelligenz, eine Stelle aus Gotthelfs Novelle «Die schwarze Spinne» zu illustrieren.

So viel Kontrolle in der Hand gewinnorientierter Unternehmen liess Alternativen entstehen. Der frühere Hedge-Fund-Manager Emad Mostaque hält es für paternalistisch, dass uns Firmen vorschreiben, wie wir ihre künstliche Intelligenz verwenden dürfen. Er gründete die Organisation StabilityAI mit dem Motto «AI from the people for the people», die Experten und Laien einen Zugang zu grossen KI-Maschinen mit weniger Einschränkungen ermöglichen soll. Doch auch er musste harsche Kritik aus dem Volk einstecken. StabilityAI sei für Illustratoren und Künstler keine geringere Bedrohung als Dall-E 2. Zudem werde die laschere Kontrolle zwangsläufig zu Auswüchsen führen. Soll eine künstliche Intelligenz die Realität abbilden oder die Welt, die wir uns wünschen?

Der Geist ist aus der Flasche. Wöchentlich wird eine neue Maschine angekündigt, jede mit noch mehr Neuronen, die an noch mehr Übungsbeispielen trainiert wurden als die vorangegangene. Mittlerweile gibt es auch Gratisangebote wie die KI Craiyon.

Wo das hinführt, mag niemand prophezeien, doch eine faszinierende Entwicklung ist absehbar: Wie auf die Fotografie der Film folgte, werden auch die KI-Bilder in Bewegung geraten. Dann wird ein Regisseur sich vor einen Computer setzen und seinen nächsten Kino-Hit diktieren. Und wir *werden wieder staunen, wie selbständig sich die Bilder den Regeln unserer Welt angepasst haben. Vielleicht werden wir dabei an John Lennons Bemerkung über den Rock nach dem Beatles-Hype denken: «Alles ist jetzt Rap.» Alles ist jetzt KI.* – Oder hat Lennon das gar nie gesagt?

Sie waren Helden

In den Achtzigerjahren gewannen ein paar Jugendfußballer aus der westdeutschen Provinz reihenweise Meisterschaften und Pokale. Sie waren Söhne deutscher und türkischer Arbeiter, die Alten im Ort nennen sie bis heute eine goldene Generation. Was ist aus ihnen geworden? Eine Geschichte über Tore, Integration und verpasste Chancen

Von Marc Neller, WELT AM SONNTAG, 17.10.2021

Auch ein Mann von fast zwei Metern, der große Gefühle in seinen kleinen Heimatort gebracht hat, kann verloren wirken. Die Morgensonne hängt noch in den Baumwipfeln, als Markus Dittrich in der Mitte eines weiten Rasenrechtecks steht und sein wettergegerbtes Gesicht zum Himmel richtet.

"Könnte regnen", brummt Dittrich. Seine Stimme klingt belegt, ein Freund hat am Vorabend Geburtstag gefeiert. Dittrich beschließt, sicherheitshalber die Rasensprenger anzustellen. Der Boden unter seinen Füßen ist trocken und hart, der Rasen durchsetzt mit hellbraunen Inseln. Dabei hat die neue Saison erst begonnen. Wenige Augenblicke später verweht der Wind ein gleichmäßiges, lautes Ticken.

Tschick, tschick, tschick.

Ein Klang aus der Vergangenheit, das Begleitgeräusch einer scheinbar endlosen Jugend.

Die Vergangenheit, das ist dieser Platz, 110 Meter lang, 68 Meter breit, Linien aus Flüssigkreide, der Geruch von gemähtem Gras. Das sind Siege und Niederlagen, Glück und Pech, muffige Umkleidekabinen und Eisspray am Spielfeldrand. Das sind Passionsspiele an jedem Wochenende, 90 Minuten verdichtetes Leben.

Es begann vor mehr als 40 Jahren in Erlenbach am Main, bayerische Provinz. Und es ist, als hätte es bis heute nicht ganz aufgehört.

Markus Dittrich ist jetzt 50. Er hat fast sein halbes Leben für den SV Erlenbach gespielt, seit zwei Jahren ist er Platzwart. Die Alten im Sportheim erzählen bis heute von ihm und diesen anderen Jungen, die über Jahre hinweg Meisterschaften und Pokale gewannen, als wäre es ein Naturgesetz. Sie sprechen von einer goldenen Generation und erinnern sich an Talentspäher aus der Ersten und Zweiten Bundesliga.

"Wir waren Freunde", sagt Dittrich. Diese drei Worte fassen für ihn im Grunde alles zusammen. Seine Geschichte und die seiner Mannschaft, die Zeit und die Erfolge von damals. Und etwas, was Politiker im ganzen Land seit Jahren umtreibt. Integration.

Dittrichs Geschichte ist die Geschichte von Millionen Jungen, die in den Achtzigerjahren in einer westdeutschen Kleinstadt zu Männern heranwuchsen. Sein Verein war einer von Tausenden, in denen wie selbstverständlich Gemeinschaft entstand. Allerdings war seine Mannschaft auch das frühe Abbild eines gesellschaftlichen Wandels, das unterschied sie von anderen.

Die alten Mannschaftsfotos zeigen Zukunftshoffnungen in zwei Reihen, anfangs Kinder, später Jugendliche mit Föhnfrisuren, Pilzköpfen, viel Haar über schmalen Gesichtern. Sie tragen weiße Trikots und schwarze Hosen wie die deutsche Nationalmannschaft, und sie tragen die Namen ihrer Zeit. Markus, Michael, Steffen, Erkan, Ibrahim, Sirri.

Anfang der Achtzigerjahre war Erlenbach eine Kleinstadt mit 8000 Einwohnern, einer Schiffswerft und einer Fabrik, die Spezialgarne für die Industrie herstellte. Die Fabrik war der größte Arbeitgeber in der Gegend. Deutschland schaffte sein Wirtschaftswunder nicht alleine, also hatte die Bundesregierung mit mehreren Ländern Gastarbeiterabkommen geschlossen. So waren seit Anfang der Sechzigerjahre Hunderte türkische Männer und Frauen nach Erlenbach gekommen. Es hatte sich herumgesprochen, dass die Fabrik sehr gut zahlte. Der Ausländeranteil in Erlenbach

stieg auf rund 20 Prozent. Die türkischen Väter schickten ihre Söhne in den deutschen Fußballverein, obwohl es auch einen türkischen gab, einen der ersten in Deutschland.

Es sei normal gewesen, dass einige Jugendmannschaften des SV Erlenbach halb aus deutschen, halb aus türkischen Jungen bestanden, sagt der Erlenbacher Bürgermeister heute. Die Trainer von damals schwärmen von einigen außergewöhnlichen Talenten, vor allem aber von einem Zusammenhalt, dessen Selbstverständlichkeit sie verblüffte. Die Spieler erzählen, dass ihre Väter an den Fußball glaubten und an die Zukunft. Sie hofften, dass Erlenbach einmal werde wie die Mannschaft ihrer Söhne. Ein Ort, an dem nicht wichtig war, woher man kam, sondern wohin man wollte.

Im Rückblick sagen die Eltern, diese Zeit habe sich leicht und sorglos angefühlt wie keine davor und keine danach.

Das Ende des Kalten Krieges war noch nicht abzusehen, die Rote-Armee-Fraktion mordete nach wie vor, doch die Probleme der Welt schienen fern, wenn man aus Erlenbach auf sie blickte. Im Radio liefen die frühen Hits von Falco und Nena. Die deutsche Nationalmannschaft war Fußball-Europameister. Ihre Stars waren Toni Schumacher, Karlheinz Förster und Karl-Heinz Rummenigge, Männer, die die längste Zeit ihrer Karriere in einem Verein verbrachten. Und wenn sie spielten, saßen in Erlenbach ein paar Jungen vor dem Fernseher und träumten sich in ihre Zukunft hinein.

Die Frage ist, was aus alldem geworden ist, den Jungen, ihren Hoffnungen und denen ihrer Eltern. Und was aus Erlenbach, ihrer Stadt.

Der Weg in den Profifußball ist eine Lotterie. In den 36 Vereinen der Ersten und Zweiten Bundesliga stehen heute etwa 1000 Spieler unter Vertrag. Auf jeden kommen Zigtausende, die in einem weitverzweigten System aus Amateurligen, Spielklassen und Hobbymannschaften hängen bleiben. Mal entscheiden Talent und Fleiß, mal der Wille oder Launen des Zufalls.

Markus Dittrich humpelt vom Feld, vorbei an einer Werbebande, und sinkt in einen weißen Plastikstuhl auf der Terrasse der Vereinsgaststätte. Seine Knie sind kaputt, "Meniskus, Spätschäden", sagt er. Vor ein paar Tagen erst wurde er mal wieder operiert.

Er war etwa zehn, als sein Trainer ihn zum Vorstopper machte, er war größer als alle anderen und bereit, sich und seine Gegenspieler zu schinden. Wo er war, war der Schmerz nicht weit.

Er war 18 und Automechaniker, als er entschied, in die Fabrik zu gehen. Spezialgarne, schwere Arbeit, Dreischichtbetrieb. Die Jahre vergingen, die Eigentümer und Firmennamen wechselten, Dittrich blieb Dittrich.

Der Fußball und die Arbeit, sagt er, das sei bis heute sein Leben. Wie er es sieht, sind der ergraute Platzwart und der Junge auf den alten Mannschaftsfotos einander sehr ähnlich. Menschen, die ihren Platz im Leben kennen und mögen.

Dittrich sagt, er habe nie ernsthaft von einer großen Zukunft geträumt, von einer Karriere, wie einige seiner Mitspieler. Die Gegenwart war ihm gut genug. Anfangs spielte er Fußball, weil er, ein Scheidungskind, sich aufgehoben fühlte in einer Gruppe von Freunden. Sie trafen sich morgens in der Schule, nachmittags auf dem Bolzplatz oder im Schwimmbad und abends zum Training. Die Lust am Wettkampf und der Siegerstolz, sagt Dittrich, kamen später. Der Fußball war eine Heimat, die erste, die Dittrich sich selbst ausgesucht hatte.

Markus Dittrich ist in einer Arbeitersiedlung aufgewachsen. Er kannte die Türkei nicht, er stellte sie sich vor wie das Viertel mit drei hohen Wohntürmen in seiner Straße, in denen die meisten türkischen Familien in Erlenbach lebten und viele seiner Mitspieler. Sie waren Erlenbacher mit deutschem oder mit türkischem Pass. Der Ausweis, der ihre wahre Identität anzeigte, war ihr Spielerpass, Bayerischer Fußball-Verband.

Dittrich sagt, einige Mitspieler hätten schon als Kinder Fähigkeiten gehabt, die er nie hatte. Sie schienen den Ball mit ihren Füßen zu streicheln, zertrennten mit

scharfen Zuspielen die Verteidigungslinien des Gegners oder dachten, wie Schachspieler, immer ein paar Spielzüge voraus. Dittrich konnte Fußball arbeiten, also arbeitete er. Es war sein Mitgliedsbeitrag.

Dittrich benutzt ein altes Wort, wenn er über seine Jugend spricht. Kameradschaft. Er zählt die Namen seiner Mitspieler auf, Vornamen und Nachnamen. Stellt die Mannschaft noch einmal auf, Torwart, Abwehr, Mittelfeld, Sturm. Erinnert sich an Trainingslager, wichtige Spiele und Meisterschaftsfeiern am Baggersee. Erinnert sich auch, dass ein paar seiner Mitspieler nach den Spielen in Unterhosen unter die Dusche schlichen. Die türkischen Jungen sagten, dass ihr Glaube das verlange, die deutschen sagten nichts.

Plötzlich fängt Dittrich an zu kichern, das Kichern geht in scheuerndes Gelächter über. Ihm ist ein Ritual eingefallen, das sich Jahr für Jahr wiederholte, wenn wichtige Spiele anstanden.

In einigen Wochen, oft kurz vor Ende der Saison, erschien mindestens einer der türkischen Spieler vor einem Spiel nicht am Treffpunkt. Also steuerte einer der Trainer sein Auto in das Viertel mit den Wohntürmen. Auf seinem Rücksitz saßen vier Jungen und wetteten, ob er einen der Väter erweichen würde und welchen. So lernten Dittrich und die anderen, dass der Fastenmonat Ramadan für Muslime eine große Sache sein muss.

An jedem zweiten Wochenende fuhren sie quer durchs Land, in Orte mit fremden Namen, dort verschwanden sie in der Kabine. Manchmal drängten sie sich auf den Platz durch ein Spalier aus Vätern und Zuschauern, die sie als "Türkentruppe" verspotteten. Sie sagen heute, dass sich die Siege auf dem Platz des Gegners auch deshalb oft größer anfühlten. Jedes Tor, jedes gewonnene Spiel eine Genugtuung, die sie enger verband.

Markus Dittrich ist einer der wenigen, die in Erlenbach geblieben sind. Er sagt, es habe ihn nie weggezogen. Er hat seine Freunde, und an einem Ort wie Erlenbach ist die Vergangenheit nie ganz vergangen. Es ist der Grund, warum Dittrich seit zwei

Jahren fast jeden Tag zum Sportplatz fährt, mäht, wässert, Tornetze flickt und Bäume zurückschneidet. Manchmal kommt er morgens vor der Arbeit, manchmal nach Feierabend. Er verlangt kein Geld dafür. "Ich will was zurückgeben", sagt Dittrich. Er hat keine Frau, keine Kinder, also hat er Zeit. Und sein Verein steckt in Schwierigkeiten.

Der SV Erlenbach hat Probleme mit dem Geld, Probleme mit der Vergangenheit, Probleme mit den Problemen. Vor zwei Jahren, nach zwei Abstiegen in Folge, musste er seine Herrenmannschaft vom Spielbetrieb abmelden, mitten in der Saison. Im Jahr 100 nach seiner Gründung bekam er keine elf Spieler mehr zusammen, die bereit waren, an ihren Wochenenden stundenlang durchs Land zu kreuzen, um vor ein paar Dutzend Zuschauern zu kicken. Die alten Erfolge hatten dem Verein genommen, was ihn für Dittrich ausmachte. Das Gefühl von Heimat.

Etwa zwei Jahrzehnte lang hatte der Klub in den höchsten Amateurklassen gespielt, an der Schwelle zum Profifußball. Seine Spieler waren in Erlenbach aufgewachsen, ausgebildet in den eigenen Jugendmannschaften. So brachte er ein paar Bundesligaspieler hervor, Erste und Zweite Liga, und einen deutschen Nationalspieler: Thomas Kroth, heute Manager von Manuel Neuer.

Irgendwann begannen die Vorstände, den Erfolg zu erkaufen. Sie stellten ihre Herrenmannschaft aus Wanderarbeitern des Fußballs zusammen, die nach denselben Regeln spielten wie die großen Stars. Sie kamen und gingen dorthin, wo das Geld war.

In seinem Bürgermeisterbüro im Rathaus sagt Michael Berninger, dass Dittrich und sein Jahrgang die Letzten einer Ära waren. Einer Zeit, in der die Stadt und ihr Fußballverein eins waren und weit über ihren Möglichkeiten spielten. Berninger ist seit mehr als 20 Jahren im Amt, es gibt kaum jemanden, der den SV Erlenbach so gut kennt wie er. Er war selbst Spieler, Trainer, Vorstand. Inzwischen ist er Mitte 60. Mit ihm und anderen Erlenbachern hatte begonnen, was mit Dittrichs Mannschaft zu Ende ging.

"Ich hab mich oft gefragt, was die anderen heute so machen", sagt Dittrich.

Die Suche nach der Mannschaft von damals ist wie ein Puzzle, das man sich Teil für Teil aus Fotos, Archiven und Erinnerungen zusammensetzt. Sie führt zu gut 20 Männern, die als Kinder und Jugendliche miteinander Fußball gespielt haben, manche noch als Erwachsene. Sie wurden mit der Gewissheit erwachsen, dass in Erlenbach ein Christdemokrat im Rathaus sitzt und der SV auch im nächsten Jahr Meister wird.

In einem Gewerbegebiet in der hessischen Provinz ruft ein Mann mit Silbermähne eine seiner Sekretärinnen in sein Büro und bittet sie, einen Anruf für ihn zu erledigen, eilig, ein wichtiger Auftrag. Die Lamellenrollos sind weit heruntergelassen, die Fenster geschlossen. Draußen liegt die Luft schwer wie ein nasses Handtuch über dem Tag.

Als die Sekretärin das Büro verlässt, steht Sirri Haydar vor einem Besprechungstisch, der reinweiß ist wie sein Hemd und lang wie ein Kleinlaster. Handschlag, Begrüßungslächeln, dann kommt Haydar schnell zur Sache, ganz Geschäftsmann. "War eine tolle Zeit damals, sehr wichtig für mein Leben."

Seine Familie stammt aus einer Kleinstadt nahe Pamukkale, Westtürkei, berühmt für seine weiß leuchtenden Kalksteinterrassen. Sein Vater kam 1969 nach Deutschland, nach Erlenbach, die Familie wenig später. Sirri Haydar, 1972 geboren, war der erste von vier Söhnen.

Er spielte Fußball, machte seinen Abschluss an der Realschule, ein Fachabitur, jobbte als Gebäudereiniger, blieb, stieg auf, studierte Maschinenbau, gründete seine erste Firma, heiratete, wurde Vater, gründete zwei weitere Firmen. Er kaufte ein Haus am Rand einer Stadt, die ist wie Erlenbach, eine halbe Autostunde entfernt, hinter seinem Garten nur Felder bis zum Horizont.

Haydars Unternehmen reinigen Hotels und Hochhäuser, sanieren Brücken, verwandeln Höfe und Gärten in Landschaftsparks. Vor seiner Firmenzentrale steht ein feuerroter Porsche 911 mit seinen Initialen auf dem Nummernschild. Auf Fotos im

Internet sieht man ihn Hände schütteln, die Hände von Verbandspräsidenten, Bürgermeistern und Armin Laschet, dem glücklosen Kanzlerkandidaten der CDU.

Haydar sagt, seine Zielstrebigkeit und Geschäftstüchtigkeit verdanke er seinem Vater und dem Fußball. Der Vater glaubte, dass seine Söhne besser sein müssen als alle anderen, wenn sie es in Deutschland zu etwas bringen wollten, in der Schule, auf dem Fußballplatz und später im Leben.

Haydars frühere Mitspieler erzählen, dass der Vater kaum ein Spiel verpasste. Ein schlanker Mann, der mit unbewegter Miene am Spielfeldrand stand, als wäre er einer der Trainer. Sein ältester Sohn, sagen sie, war ein Junge mit rundem Gesicht, der vor den Spielen oft als Erster am Treffpunkt erschien, manchmal eine halbe Stunde zu früh. Einer von drei Brüdern in der Mannschaft, der beste Fußballer. Ein Verteidiger, Linksfuß, der seine Außenbahn hoch und runter rannte, in einer guten Saison 20 Tore schoss und sein unschuldigstes Lächeln für Momente aufzuheben schien, in denen sich sein Gegenspieler mit Schmerzen am Boden wälzte.

"Ich habe lange geglaubt, dass sich eines Tages ein großer Verein melden wird", sagt Haydar. Wenn er nur alles dafür tat.

In seiner Mannschaft gab es einen Stürmer, den alle Rummenigge nannten, stärker und schneller als andere, der Wortführer der türkischen Jungen. Er hatte denselben Traum wie Haydar, verlor aber oft die Nerven und sammelte Ermahnungen, Gelbe und Rote Karten, wie andere Klebebilder für ihre Paninialben. Also, sagt Haydar, habe er sich mehr an den Deutschen orientiert. Seinem Torwart Marc, der schwierige Schüsse fing und auch dann den Überblick behielt, wenn es nicht lief. Dem Michael, defensives Mittelfeld, Ballmagnet, das Zentrum und Uhrwerk der Mannschaft, geschmeidig wie eine Katze, manchmal schwer zu durchschauen wie eine Katze. Und dem Steffen, mal Spielmacher, mal Stürmer, immer Künstler und in der Lage, etwas Unvorhersehbares zu inszenieren.

Haydars Fixpunkte in der Mannschaft waren auch die Fixpunkte der anderen. Seine Erinnerungen an Spieler, Spiele und Zusammenhalt fügen sich nahtlos in ihre.

Manche sind von den Rändern her verblasst wie die alten Mannschaftsfotos, mehr Gefühl als Wirklichkeit. Eher eine Idee, wie es gewesen sein könnte, als wie es tatsächlich war. Einige aber haben ihre Klarheit und Farben behalten.

Haydar sagt, er sehe bis heute Momente, die andere vielleicht übersahen. Er presst die Handflächen zusammen, die Fingerkuppen an die Unterlippe gelegt, und holt die Vergangenheit zurück.

Da ist der Metzger, der vor jedem Auswärtsspiel Brötchen für die lange Fahrt zu ihrem Treffpunkt brachte, Rindersalami für die türkischen Jungen.

Die deutschen Väter am Spielfeldrand, die seinen Namen riefen, seine Tore bejubelten und ihn aufmunterten, wenn ihm etwas misslang.

Der deutsche Mitspieler, der ihn zu seiner Geburtstagsfeier einlud. Schokoladenfondue, Fußball, Kindergelächter. Seine Eltern erzählten schon Wochen vorher allen Nachbarn davon.

"Ich habe mich gewollt gefühlt, ohne Bedingungen", sagt Haydar. Dieses Gefühl blieb ihm, als er mit 17 beschloss, nicht mehr auf den Anruf eines großen Vereins zu warten, und aufhörte.

Haydar sagt, er führe ein ziemlich deutsches Leben. Deutsche Frau, viele deutsche Freunde, deutsche Kleinstadt. An Weihnachten feiere er mit seiner Familie unter einem Tannenbaum, von den Religionen halte er sich fern, ihr Geltungsanspruch schrecke ihn ab. Seine Heimat sei Deutschland, die Türkei ein Land, in dem er gerne Urlaub macht.

Auf dem großen Konferenztisch vibriert eines seiner Handys. Haydar entschuldigt sich, ein Kunde, muss er leider kurz annehmen.

Die bräunlichen Ausschnitte aus der Lokalzeitung lesen sich heute wie Dokumente einer Übermacht. Eine Saison beendete die Mannschaft mit 36:0 Punkten, sie erzielte 186 Tore, ihre Gegner sechs. Einer der Siege, die kaum jemand im Verein vergessen hat, war ein Pokalendspiel gegen die Jugend eines Zweitligisten. Es begann mit einem Elfmeter, Rückstand in der ersten Minute, und wogte 90 Minuten lang hin

und her. Auf jedes Tor folgte der Ausgleich. Am Ende hatte Erlenbach vier Tore geschossen, Aschaffenburg drei. Die Spieler von damals sagen, der Gegner habe die besseren Fußballer gehabt, sie die bessere Mannschaft.

Viele Profifußballer kommentieren nach ihrer Karriere Spiele im Fernsehen, sitzen in Fußballtalkshows und bei wichtigen Spielen in Ehrenlogen im Stadion. So wirken sie daran mit, ihren Heldenstatus zu erhalten und dem Vergessen zu entkommen. Die Jugend und der Amateurfußball aber produzieren keine Legenden, für die sich ein ganzes Land interessiert. Irgendwann ist es wie im Kino, wenn der Abspann läuft und das Licht angeht. Der Zauber des Films wirkt noch nach, aber draußen wartet die Wirklichkeit.

Die Jungen von damals sind heute Arbeiter, Autohändler oder Angestellte einer Kommune, sie sind Krankenhausseelsorger, Unternehmer oder Datenmanager. Manche sind verheiratet, manche geschieden. Es gibt wenige, die nicht mehr auffindbar sind. Einer starb vor zwei Jahren, das Herz, es gab Gerüchte. Einige haben ihr Glück in Erlenbach gesucht wie Markus Dittrich oder in einem Nachbarort, mindestens zwei in der Türkei. Es ist nicht in jedem Fall klar, wer fündig geworden ist.

Der Mann, der sich Rummenigge nannte, füllt zwei längere Telefonate damit zu erklären, wie wenig Zeit er hat. Die meisten anderen denken gerne zurück und sagen wie Haydar, sie hätten Erfahrungen in ihr Leben mitgenommen, die sie zu dem Menschen gemacht haben, der sie sind.

An einem Freitagmorgen erscheint zur verabredeten Zeit ein knitterfreies Gesicht auf dem Computerbildschirm. Steffen Thiel sitzt in seiner Küche, hinter ihm fällt das erste Licht durch helle Vorhänge. Die Jahre haben sein Haar gebleicht, sein Dreitagebart ist silbrig wie Eisenfeilspäne, aber man erkennt noch den Jungen, der er war.

Thiel ist einer derjenigen, an die sich alle Mitspieler erinnern. Er war der Kapitän, der auf dem Platz die Bälle verteilte und Spiele entschied, heute verteilt er

Noten. Er ist Lehrer, Mathematik und Sport, seit etwa 20 Jahren an derselben Schule. Er lebt in Raisting, Oberbayern, Blick auf den Ammersee, Alpenpanorama, verheiratet, zwei Söhne. Vieles aus seiner Zeit in Erlenbach kommt ihm wie eine ferne Episode seines Lebens vor.

"Ich bin jemand, der Dinge schnell abhakt", sagt Thiel. Die besonderen Spiele, besondere Siege, viele seiner Tore, von denen die anderen sprechen, sind für ihn wie von einer Nebelwand verhüllt. Er hat deshalb nach einigen Tagen Bedenkzeit darum gebeten, in einem Videotelefonat über früher zu sprechen. Er sagt, es wäre ihm peinlich, wenn ein Reporter für ein paar dürre Auskünfte aus Berlin anreiste.

Thiels Vater war Spieler in Erlenbach, Spieler in Würzburg, Zweite Bundesliga. Sein Name ist in fast allen Sonderheften erwähnt, die der SV Erlenbach zu einem Jubiläum drucken ließ. Und wer seinen Sohn als Kind und Jugendlichen spielen sah, sah den Beginn einer Karriere, die die des Vaters überstrahlen könnte.

Nach der Jugend blieb Thiel noch eine Weile in Erlenbach, wechselte nach Schweinfurt, größere Ambition, mehr Geld, größere Egos. Er ging nach Würzburg und erfuhr, wie es sich anfühlt, wenn im Stadion 5000 Zuschauer nach einem Tor aufspringen. Volksfeststimmung, Gänsehaut, Gefühle, die sich einbrannten.

Thiel sagt, auch er habe sich einmal vorgestellt, in Stadien aufzulaufen, die er aus der "Sportschau" kannte. Doch mit der Zeit hätten die Vorstellungen des Vaters und der Trainer schwerer auf ihm gelastet. Sie waren größer als seine.

Als Thiel aufhörte, war er 27, im besten Fußballeralter. Zwei Jahre arbeitete er noch als Trainer, dann machte er Schluss. Er sagt, er spiele manchmal Tennis, wann er das letzte Mal gegen einen Ball getreten hat, wisse er nicht. Seine Söhne, noch im Grundschulalter, fingen erst an, sich für Fußball zu interessieren, eigentlich sei ihm das ganz recht. Allerdings wünsche er ihnen eine Erfahrung, die er seiner Kindheit in Erlenbach verdanke und die ihn bis heute begleite.

Wie viele seiner Mitspieler sagt Thiel, ihm sei erst später bewusst geworden, dass ihr Miteinander vielleicht außergewöhnlicher war als ihre Siege. Die Jahre und Entfernungen haben ihre Lebenswege getrennt, trotzdem blieb ihnen mehr als ein paar schöne Erinnerungen.

In einem Erlenbacher Bistro sagt Michael Bein, dass er heute als Datenmanager in einem Energiekonzern im Grunde so arbeitet, wie er früher Fußball gespielt hat. In einem Team, in dem jeder tut, was er am besten kann, und Herkunft eine Möglichkeit ist, die Dinge anders zu betrachten und andere Lösungen für Probleme zu finden.

In der Altstadt eines Nachbarortes zieht Tufan Atmaca eine Verbindungslinie zwischen dem rechten Verteidiger, der er war, und dem Mann, der er ist. Disponent einer Speditionsfirma, Vater eines Lehrers, der deutschen Kindern die deutsche Sprache beibringt. Atmaca sagt, die Geschichte seines Sohnes sage eigentlich alles über ihn und sein Verhältnis zu Deutschland. Er sagt: "Wir hatten Glück", ohne den Fußball und in einer anderen Stadt hätte alles ganz anders kommen können.

In seinem Wohnzimmer in Izmir spricht Erkan Arpak von der vielleicht besten Zeit seines Lebens. Er sei nur deshalb mit seiner Familie in die Türkei gezogen, weil seine Mutter erkrankte und in der Stadt ihrer Kindheit sterben wollte. Arpak schaffte es dort noch in den Kader von Altay Izmir, erste türkische Liga, verletzte sich, wurde Manager einer Autovermietung. Er sagt, er habe lange gebraucht, um in der Türkei heimisch zu werden. Sein Deutsch klingt, als habe es die Jahre unbeschadet überstanden.

Wenn diese und andere Männer davon erzählen, wie eine Fußballmannschaft ihr Leben beeinflusst hat, dann erscheint die Hoffnung der Väter weniger verwegen. Ein paar kickende Kinder, die erst Freundschaften schließen und dann einen kleinen Ort verändern, weil sich ihre Gemeinschaft nach und nach herumspricht und ausbreitet. In ihren Familien, ihrer Nachbarschaft, ihren Schulen. Es ist anders gekommen.

Eine Bahnlinie trennt Erlenbach in zwei Hälften. Die eine schmiegt sich in die grünen Hügel des Spessart. Die andere liegt im Maintal, zwischen dem Fluss, der Garnfabrik und dem Fußballplatz. Ihr Zentrum, das Viertel mit den Wohntürmen, ist ein Kosmos, den inzwischen wenig mit dem Rest der Stadt verbindet. Noch immer leben dort viele türkische Familien. Die Spieler von damals, die in diesem Viertel aufgewachsen sind oder ihre Freunde besuchten, sagen, es sei ihnen fremd geworden.

"Wir waren vor 30 oder 35 Jahren schon einmal weiter", sagt der Bürgermeister. Michael Berninger spricht über das Miteinander in Erlenbach wie im Rest des Landes. Wie er es sieht, war einmal mehr möglich, in Erlenbach auch durch den Fußball. Heute feierten die deutschen und die türkischen Erlenbacher ihre Feste im Ort wie früher, Neujahr, Weinfest und Sommer in der Stadt, Zuckerfest, Opferfest und Tag der Republik, sie blieben aber unter sich. An der Frage, warum es so gekommen ist, denkt Berninger schon lange herum.

Es gibt Sprachkurse in Erlenbach, es gibt eine Gruppe von Frauen, deutschen und türkischen, die regelmäßig miteinander frühstücken, so sind Freundschaften entstanden. Berninger sagt, das seien schöne Erfolge, nur leider zu klein, um etwas für Erlenbach zu bewirken. Er sagt, die Leute hätten sich schon mal mehr für ihre Mitmenschen interessiert als heute, erst recht für andere Kulturen. Und Vereine sind keine Garanten der Gemeinschaft mehr, auf die sich ein Bürgermeister in der deutschen Provinz verlassen kann. Die Menschen arbeiten mehr, sie haben keine Zeit für aufwendige Nebenjobs, die niemand bezahlt. Also werden die Vereine kleiner, unsichtbarer, manche verschwinden ganz.

Der SV Erlenbach hat einen seiner Plätze an Türk Erlenbach verkauft. Zwischen ihren Vereinsheimen liegt ein schmales Waldstück, wenige Hundert Meter und inzwischen doch eine Welt. Sie jagen einander Talente ab.

Die Luft ist kühl geworden, als Sirri Haydar mit einem Glas Wein auf seiner Terrasse sitzt. Er hat nach einem Tag ohne besondere Vorkommnisse die Firma abgeschlossen, ist mit dem Rad nach Hause gefahren und hat mit seiner Frau und den Kindern zu Abend gegessen. Während sich die Dunkelheit über seinen Garten senkt,

sagt Haydar, dass er gerne nach Erlenbach fährt, seine Mutter lebt noch in der alten Wohnung. Allerdings mische sich manchmal ein schales Gefühl unter seine Erinnerungen, wenn er mit dem Auto durch seine Kindheit gleitet.

Auch Haydar sieht, wie der Erlenbacher Bürgermeister, eine verpasste Chance. Er sieht seinen Vater, sieht sich. Die Geschichte seines Vaters, wie Haydar sie erzählt, handelt von einem Mann, der an den Wochenenden seinen beigefarbenen Datsun Coupé mit Kindern füllte, von der Seitenlinie aus seinen Söhnen zusah und zu Hause enttäuscht war, wenn keiner der anderen Väter ihn angesprochen hatte. Sein Vater, sagt Haydar, sei ein Perfektionist gewesen und unzufrieden mit seinem Deutsch. Also wartete er. Auf ein Gespräch, eine Einladung, eine Gelegenheit, der Mann zu sein, der er eigentlich war. So verschwand er allmählich hinter seinen hohen Ansprüchen.

Spät am Abend, nach all den Jahren, sagt Haydar, sein Leben sei mit dem seines Vaters nicht vergleichbar. Aber auch er habe manchmal gewartet, auf Dinge, nach denen er heute fragen würde. Haydar findet Beispiele und Worte dafür, wie kleine Missverständnisse ihn verunsicherten. Eine nicht gestellte Frage. Manche Partys, auf die seine deutschen Kumpels gingen, ohne ihn und ohne böse Absicht, wie sie heute sagen.

Haydar hat die Zweifel hinter sich gelassen. Er sagt, das sei nicht immer leicht gewesen, ohne seine Herkunft abzustreifen. Trotzdem fragt er sich manchmal, warum das mit der Integration eine so komplizierte Sache ist.

Ende Oktober jährt sich zum 60. Mal der Tag, an dem Deutschland und die Türkei ihr Anwerbeabkommen unterschrieben haben. Zwei Seiten Papier und der Zufall haben in Erlenbach ein paar Jungen zusammengebracht. Sie sind in Erlenbach aufgewachsen, haben in Erlenbach Fußball gespielt, wurden Männer, heirateten, viele zogen hinaus ins Leben. Als sie ihre Kindheit in der deutschen Provinz hinter sich ließen wie zigtausend andere im Jahr, nahmen sie die Erfahrungen mit, die ihren Blick auf die Welt geprägt haben.

Steffen Thiel fühlt sich als Lehrer am Ammersee zu Hause. Er sagt, dass der Fußball die Schule war, in der er viel über das Leben gelernt hat. Er denke oft an einen seiner Trainer in Erlenbach, der immer auch den Menschen in seinen Spielern sah. Er hofft, dass seine Söhne und seine Schüler das einmal über ihn sagen werden.

Sirri Haydar plant die Zukunft seiner Firmen. Einer der beiden Brüder, die in seiner Mannschaft spielten, hilft ihm dabei. Der andere hat einen Teppichladen an der türkischen Mittelmeerküste.

Markus Dittrich bleibt sich und seinem Verein treu. Er kümmert sich um ein Stück Rasen, an dem so viele Erinnerungen hängen.

Der SV Erlenbach hat seit einigen Monaten wieder eine Herrenmannschaft. Er fängt neu an, mit Spielern aus Erlenbach, Kreisklasse B, ganz unten.

.